# Zur Ontologie fiktiver Entitäten und ihrer Beschreibung in der Fiktionstheorie und Literaturwissenschaft

Dissertation

zur Erlangung des philosophischen Doktorgrades an der Philosophischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen

vorgelegt von

Adrian Bruhns aus Hamburg

Göttingen 2016

1. Gutachter: Prof. Dr. Tilmann Köppe (Göttingen)

2. Gutachter: Prof. Dr. Tom Kindt (Fribourg, Schweiz)

**Danksagung**

Für ihre inhaltliche Unterstützung möchte ich mich bedanken bei Prof. Dr. Tilmann Köppe, Prof. Dr. Tom Kindt, Dr. Tobias Klauk, den Teilnehmern meines Doktorandenkolloquiums und Hannes Worthmann.

Für ihre materielle Unterstützung möchte ich mich bedanken bei der Studienstiftung des Deutschen Volkes, dem Courant Forschungszentrum „Textstrukturen“, der Graduiertenschule für Geisteswissenschaften Göttingen und der University of Chicago.

## Inhaltsverzeichnis


**I Einleitung ..... 5**

1 Fragestellung ..... 5

2 Was ist Ontologie? ..... 9

i. Was gibt es? ..... 9

ii. Woran glauben wir? ..... 10

iii. Welche Arten von Entitäten gibt es? ..... 12

iv. Noch einmal: Was ist Ontologie? ..... 15

3 Noch einmal zur Fragestellung und ihren Lösungen ..... 19

**II Realismus ..... 26**

1 Einleitung ..... 26

2 Kreationismus ..... 30

i. Zwei kreationistische Ontologien ..... 30

ii. als Fiktivitätstheorie ..... 42

iii. und Literaturwissenschaft ..... 52

iv. Zwischenkonklusion ..... 66

3 Possibilismus ..... 70

i. Zwei possibilistische Ontologien ..... 70

ii. als Fiktivitätstheorie ..... 75

iii. und Literaturwissenschaft ..... 91

iv. Zwischenkonklusion ..... 99

4 Konklusion Realismus ..... 101

**III Meinongianismus ..... 103**

1 Einleitung ..... 103

2 Sein ohne Existenz ..... 107

3 Quantifikation ohne Existenz ..... 110

i. Eine Ontologie ohne Existenz ..... 110

ii. als Fiktivitätstheorie ..... 113

iii. und Literaturwissenschaft ..... 117

iv. Zwischenkonklusion ..... 121

4 Modalmeinongianismus ..... 124

i. Eine modalmeinong'sche Ontologie ..... 124

ii. als Fiktivitätstheorie ..... 129

iii. und Literaturwissenschaft ..... 135
iv. Zwischenkonklusion ..... 139
5 Konklusion Meinongianismus ..... 142
**IV Antirealismus ..... 144**
1 Einleitung ..... 144
2 Paraphrasen ..... 147
i. Einleitung ..... 147
ii. als Fiktivitätstheorie ..... 150
iii. und Literaturwissenschaft ..... 157
iv. Zwischenkonklusion ..... 160
3 Pretense, Imagination, Make-Believe ..... 163
i. Begriffsklärung ..... 163
ii. als Fiktivitätstheorie ..... 182
iii. und Literaturwissenschaft ..... 204
iv. Zwischenkonklusion ..... 211
4 Konklusion Antirealismus ..... 215
**V Eigenes Bild ..... 217**
1 Einleitung ..... 217
2 Die Institution Fiktion ..... 217
i. Bedingung der Möglichkeit ..... 218
ii. Propositionale Einstellungen als Verhaltensdispositionen ..... 225
iii. Die Verhaltensdispositionen des Make-Believe ..... 230
3 Die einzelne Fiktion ..... 242
i. Intention ..... 242
ii. Wahrheit und Überzeugung ..... 244
iii. Paradigmatische Fiktionen und Grenzfälle ..... 250
4 Sprechen über Fiktives ..... 255
i. Werkinterne Rede ..... 255
ii. Inhaltsangebende Rede ..... 256
iii. Werkexterne Rede ..... 259
5 Konklusion ..... 267
**VI Quellen ..... 271**

# I Einleitung

## 1 Fragestellung

Was sind fiktive Entitäten? Mit dieser Frage und den Fiktivitätstheorien, die sie zu beantworten suchen, beschäftigt sich diese Arbeit. Einer vorsichtigen vorläufigen Bestimmung nach sind fiktive Entitäten Dinge, die in fiktionalen Erzählungen erwähnt werden und die (so wie sie dort beschrieben werden) nicht tatsächlich existieren. Sherlock Holmes ist eine fiktive Entität, genauso wie seine Pfeife und sein Hut. Fiktive Entitäten aufzuzählen, fällt nicht schwer. Was die obige Frage relevant und interessant macht, ist der Unterschied des Fiktiven zum Nichtfiktiven. Eine fiktive Pfeife und eine Pfeife sind offensichtlich nicht von der gleichen Art: Eine fiktive Pfeife kann ich im Gegensatz zu einer normalen Pfeife nicht rauchen, nicht anfassen oder riechen. Die Frage, was fiktive Entitäten sind, zielt darauf ab, diesen Unterschied zu erklären.

Zwei naheliegende Charakterisierungen dieses Unterschieds drängen sich auf: (1) Wenn ich eine fiktive Pfeife nicht anfassen oder riechen kann, dann handelt es sich wohl nicht um einen physischen Gegenstand. Vielleicht sind fiktive Entitäten also Teil der Menge an nichtphysischen Entitäten so wie beispielsweise Zahlen, Abstrakta wie die Ehe oder Ideen. Oder aber (2) ihre physische Unzugänglichkeit rührt daher, dass fiktive Entitäten schlicht nicht existieren. Womöglich unterscheidet sich die fiktive Pfeife von der Pfeife dadurch, dass es erstere nicht gibt.

Die beiden Antworten stehen sich unversöhnlich gegenüber. Die erste nimmt die Existenz des Fiktiven als besondere Art von Entität an, während die zweite die Existenz des Fiktiven grundsätzlich abstreitet. Verschiedenen Lesern mag die eine Antwort unmittelbar plausibler erscheinen als die andere, doch tatsächlich sind die Intuitionen zur Existenz des Fiktiven selten stabil. „In one breath we endorse the truism that there are no dragons, unicorns, and fairies and never have been any. In the next we find ourselves allowing that *of course* there are, *in fiction*, dragons, unicorns, fairies, and all the rest" (Walton 1990, 385, seine Emphase).

Unser Verhalten selbst zeigt diese konfligierenden Intuitionen ständig an. Jede verständige Person würde auf ernstgemeinte Nachfrage abstreiten, dass es Harry Potter oder Sherlock Holmes tatsächlich gibt. Und trotzdem unterhalten wir uns über Sherlock, als gäbe es ihn; zwar nicht unbedingt so, als gäbe es eine *Person* Sherlock Holmes, aber doch mindestens so, als gäbe es eine *literarische Figur* dieses Namens. Scheint es nicht also, als sei diese fiktive Entität eine literarische Figur und somit womöglich doch

irgendwie existent? Wir schreiben Bücher über Sherlock, drehen Filme, unterhalten uns über ihn, tausende Menschen verdienen ihren Lebensunterhalt mit Sherlock Holmes und fragt man Personen auf der Straße, welche Detektive ihnen spontan einfallen, ist Sherlock Holmes sicherlich häufig unter den Antworten. Antworten auf die Frage nach der Existenz fiktiver Entitäten lassen sich, wie diese Beispiele zeigen, leicht mit suggestiven Formulierungen steuern und offenbaren so die instabilen Intuitionen zu diesem Phänomen.

Diese „conflicting intuitions of which the problem […] of fictional entities is born" (Walton 1990, 385) führen zu einer engen Verknüpfung der Frage nach dem Wesen fiktiver Entitäten mit einer Vielzahl philosophischer Felder: Wird die Existenz des Fiktiven abgestritten, so führt diese Frage unmittelbar in die Sprachphilosophie, Logik und die Philosophie des Geistes. Es stellen sich Anschlussfragen wie etwa: Kann man *über* Nichtexistentes sprechen und *an* Nichtexistentes denken? Wie funktionieren Ausdrücke, die auf Fiktives zu referieren scheinen? Welchen Beitrag können sie zur Bedeutung eines Satzes leisten? Wird hingegen die Existenz des Fiktiven angenommen, so stellen sich in erster Linie Fragen, die ihr Wesen selbst betreffen. Welche Eigenschaften können fiktive Entitäten tragen? Scheinbar können sie literarische Figuren sein, aber können sie auch Detektive sein und in London wohnen? Sind sie mit anderen Entitäten vergleichbar, die uns weniger problematisch erscheinen?

In einem Fall stellen sich vor allem ontologische Fragen, das sind Fragen zur Beschaffenheit des Fiktiven, im anderen Fall vor allem sprachtheoretische und logische Fragen zu den gebräuchlichen Sprechweisen, die vermeintlich von Fiktivem handeln. Beide Ausgangspunkte sind jedoch nicht nur inhaltlich verbunden, indem sie Antworten auf die gleiche Frage geben sollen, sondern auch methodisch eng verknüpft. Die Annahme, das Fiktive sei eine besondere Art von Entität, wird insbesondere mit Verweis auf gebräuchliche Arten zu sprechen begründet. Sprachanalyse ist hier die zentrale Informationsquelle, um die rätselhafte Beschaffenheit des Fiktiven zu entschlüsseln. Bei der gegenteiligen Annahme, das Fiktive existiere nicht, kehrt sich das Verhältnis um. Hier ist das Rätselhafte nicht das Fiktive selbst, sondern es sind gerade die Sprechweisen, die einer Erklärung bedürfen. Fiktivitätstheorien, egal ob sie das Fiktive annehmen oder ablehnen, sind deshalb selten ausschließlich ontologische Theorien, sondern in unterschiedlich starkem Maße regelmäßig auch sprachtheoretischer Natur.

Doch auch sprachtheoretische und logische Erwägungen zu Aussagen über das Fiktive führen sogleich weiter zu noch grundlegenderen Fragen der Philosophie des Geistes,

namentlich zu Fragen der Intentionalität und ihrer Objekte. Intentionalität ist einer untechnischen Bestimmung nach die Fähigkeit, sich mental auf etwas zu beziehen, oder mental gerichtet zu sein.[1] Bevor ich über das Fiktive spreche, *denke* ich an das Fiktive. Ich stelle mir fiktive Personen vor, habe Angst vor ihnen oder mache mir Sorgen um sie. Diese intentionalen Phänomene nehmen im Diskurs der Fiktivitätstheorie eine besondere Stellung ein, weil sie abwechselnd als nicht erklärungsbedürftig oder als das eigentliche Problem verstanden werden.

> Rather than think about whether linguistic reference to fictional characters is possible and how it might occur, we should instead consider whether mental representations can refer to fictional objects. If an agent is able to do this then linguistic reference to fictional objects should at least be possible. For the relevant linguistic expressions could simply inherit their referents from the mental representations they are used to express. If, on the other hand, cognitive reference to fictional objects is impossible, it is at best unclear how linguistic expressions could refer to such items. (Everett 2013, 178)

Sprachtheorie, Logik und Intentionalitätstheorien sind deshalb nicht auszuklammern, soll die Frage nach dem Wesen des Fiktiven befriedigend beantwortet werden. Jedoch zeichnet sich nach meiner obigen Charakterisierung bereits ab, dass diese Themen häufig erst in Reaktion auf eine zuvor bereits grundlegend gemachte Annahme zum Existenzstatus des Fiktiven aufkommen. Erst die Antwort auf die Frage nach der Existenz des Fiktiven lässt beispielsweise die Sprachtheorie entweder zur Lösung oder zum eigentlichen Problem der Fiktivität werden. Insofern stehen am Beginn der ganzen Debatte zunächst konfligierende ontologische Intuitionen.

Die Ontologie des Fiktiven ist es auch, die im Mittelpunkt meiner Arbeit stehen soll. Ich untersuche eine Vielzahl von Theorien zur Ontologie fiktiver Entitäten, darunter auch solche Theorien, die deren Existenz abstreiten (denn auch das ist eine ontologische Position) und frage einerseits, wie plausibel und konsistent diese Theorien sind, und andererseits, wie erfolgreich sie dabei sind, Phänomene zu erklären, in denen fiktive Entitäten eine Rolle spielen, darunter insbesondere sprachliche Phänomene. Dabei möchte ich auch einen Bereich des Sprechens über Fiktives berücksichtigen, der in diesem Kontext häufig zu kurz kommt, namentlich literaturwissenschaftliches Sprechen: Ist die Ontologie des Fiktiven relevant, um literaturwissenschaftliche Annahmen und Methoden zu bewerten?

[1] „Intentionality is that feature of a mental state whereby it is ‘directed towards’ an object of some kind“ (Priest 2005, 5).

Verweise auf sprachphilosophische und logische Implikationen lassen sich dabei aus oben genannten Gründen nicht vermeiden, jedoch sind diese nicht zentral für mein Projekt. Ich möchte in erster Linie wissen, *worüber wir sprechen*, wenn wir von Fiktivem reden, und nicht *wie unsere Sprache funktioniert*. Letztere Frage taucht zwar auch ständig in meiner Arbeit auf, jedoch immer im Hinblick auf die Ontologie des Fiktiven. So spielen sprachphilosophische Erwägungen etwa dort eine Rolle, wo Sprachanalyse als Evidenz für die Annahme dient, das Fiktive würde existieren, oder dort, wo die Existenz des Fiktiven bestritten wird und sprachtheoretische Lösungen für referentielle Probleme der Rede über Fiktives diskutiert werden. Ich beschäftige mich insofern auch mit der Frage, welche Konsequenz die jeweils vorausgesetzte Beschaffenheit des Fiktiven dafür hat, wie unsere Sprechweisen über das Fiktive zu verstehen sind. Um diesen Fragen nachgehen und sie überhaupt richtig einordnen zu können, ist es zunächst unerlässlich, einige einleitende Ausführungen zur Ontologie im Allgemeinen voranzustellen.

## 2 Was ist Ontologie?

Wie bereits erwähnt verstehe ich mein Projekt als ein ontologisches. Um die der Arbeit zugrunde liegende Fragestellung sowie die Ergebnisse der Untersuchung völlig verständlich machen zu können, ist es zunächst notwendig, den Begriff *Ontologie* und das Feld, das er bezeichnet zu erläutern. Bei der Ontologie handelt es sich um eine philosophische Disziplin, die seit Jahrtausenden betrieben wird und daher wenig überraschend eine Vielzahl verschiedener Schulen und Herangehensweisen hervorgebracht hat. „[T]he word [*ontology*] is very fashionable, both among analytical philosophers and philosophers in the existential-phenomenological tradition“ (van Inwagen 2009, 472), bemerkt van Inwagen, und fährt damit fort herauszustellen, wie unterschiedlich der Begriff innerhalb der beiden von ihm genannten philosophischen Strömungen gebraucht wird. Es ist van Inwagens Beobachtung entsprechend nicht möglich, in einer kurzen Einführung einen erschöpfenden Überblick über die Ontologie in ihrer ganzen Breite zu geben. Ich möchte mich daher auf die Ontologie im Sinne der analytischen Tradition der letzten etwa 150 Jahre beschränken, womit zugleich der methodische und diskursive Bezugsrahmen meiner Arbeit abgesteckt sein soll.

Die *Stanford Encyclopedia of Philosophy* (SEP) unterscheidet unter dem entsprechenden Eintrag vier Verwendungen für den Begriff *Ontologie*.

> (O1) the study of ontological commitment, i.e. what we or others are committed to,
>
> (O2) the study of what there is,
>
> (O3) the study of the most general features of what there is, and how the things there are relate to each other in the metaphysically most general ways,
>
> (O4) the study of meta-ontology, i.e. saying what task it is that the discipline of ontology should aim to accomplish, if any, how the questions it aims to answer should be understood, and with what methodology they can be answered. (Hofweber 2014, SEP)

Im Folgenden werde ich Hofwebers vier Punkte kurz erläutern und mit Beispielen illustrieren. Zum besseren Verständnis stelle ich jedoch die Reihenfolge seiner Aufzählung um und beginne mit (O2).

### i. Was gibt es?

Hofwebers Punkt (O2) – „the study of what there is“ – wird regelmäßig als schlagwortartige Antwort auf die Frage gegeben, worum es sich bei der Ontologie handelt. Diese Antwort wird jedenfalls der Etymologie des Wortes gerecht: Die griechische Wortwurzel *ontos* bedeutet *das Seiende* und die Ontologie ist somit die

Wissenschaft vom Seienden. Die Ontologie stellt insofern eine der denkbar allgemeinsten Fragen: Was gibt es? Welche Entitäten (abermals *das Seiende*, diesmal jedoch Latein) sind Teil des Universums? Dabei geht es nicht nur um Gegenstände. Unter die Entitäten fällt auch Abstrakteres, beispielsweise Eigenschaften, Relationen, Zahlen; alles, von dem gesagt werden könnte, es sei.

Die Formulierung, die Ontologie sei die Wissenschaft vom Seienden, darf jedoch nicht allzu weit verstanden werden. „In a sense, every philosophical or scientific discipline studies things that exist. Yet, the term 'ontology' does not apply to every discipline that studies that which is" (Hennig 2008, 39). Die Ontologie im Sinne von (O2) verfolgt nicht das Projekt, alles Seiende zu untersuchen, sondern zu untersuchen, was überhaupt alles unter die Menge des Seienden fällt. So umfasst beispielsweise die Physik sowohl ontologische als auch nichtontologische Fragestellungen: Die Suche nach dem Higgs-Boson etwa war Teil des ontologischen Unterfangens, die Zusammensetzung von Atomen durch Elementarteilchen zu klären. Gefragt wird hier: Welche Elementarteilchen gibt es? Die Frage hingegen, welche Fallgeschwindigkeit Gegenstände auf dem Mond haben, ist zwar eine physikalische, wohl aber keine ontologische im Sinne von (O2).

Die Frage *Was gibt es?* scheint auf den ersten Blick recht banal und als Antwort einen empirischen Katalog zu fordern. Doch braucht es keines langen Nachdenkens, um auf Entitäten zu kommen, die sich empirischer Untersuchung entziehen und deren Existenz kein Teilchenbeschleuniger auf die Schliche kommen kann. Auf solche Entitäten richten sich einige der klassischsten Fragen der Ontologie: Gibt es Gott? Gibt es neben der Materie den Geist? Und auch in Bezug auf die Existenz physikalischer Entitäten stellen sich problematische ontologische Fragen, die nicht empirisch zu beantworten zu sein scheinen: Gibt es überhaupt irgendetwas außer Elementarteilchen? Sind nicht alle makrophysikalischen Phänomene auf diese reduzierbar? Auch im Zentrum meiner Untersuchung wird eine dieser schwierigen Gibt-es-Fragen stehen: Gibt es fiktive Entitäten?

### ii. Woran glauben wir?

Hofwebers erster Punkt (O1) – „the study of ontological commitment" – geht auf ein Prinzip Quines zurück. Er schreibt: „When I inquire into *the ontological commitments* of a given doctrine or body of theory, I am merely asking what, according to that theory, there is" (Quine 1966b, 203, seine Emphase). Hierzu ein Beispiel: Die Unregelmäßigkeit der Lichtaussendung einiger Sterne wird astrophysisch durch den Einfluss von Planeten erklärt, die diese Sterne umkreisen sollen. Diese Annahme impliziert eine ontologische

Festlegung auf die Existenz der entsprechenden Planeten. Sofern man an die Erklärung für die unregelmäßige Lichtaussendung glaubt, kann man die Existenzimplikation nicht schlüssig ablehnen. Um das *ontological commitment* oder die *ontologischen Festlegungen* einer Theorie festzustellen, ist also danach zu fragen, welcher Entitäten Existenz durch die Theorie vorausgesetzt wird. Eine solche Festlegung ist dabei immer dann gegeben, wenn sich die Theorie nicht darstellen lässt, ohne die entsprechende Entität erwähnen zu müssen.

Die prinzipielle Eliminierbarkeit einer Entität aus der Theorie heißt hingegen, dass keine ontologische Festlegung stattgefunden hat. Beispielsweise ist es unproblematisch, die Theorie mithilfe einer Metapher zu beschreiben, solange diese sich grundsätzlich auch vermeiden ließe. „[I]f this is to be merely a convenient and theoretically avoidable manner of speaking, we must be able to translate such usage into another idiom which does *not* require the expressions in question“ (Quine 1966a, 199f, seine Emphase). So ist es etwa unproblematisch, vom *Sonnenaufgang* zu sprechen. Diese Redeweise setzt keine Umlaufbahn der Sonne um die Erde voraus, weil diese Sprechweise problemlos mit dem optischen Eindruck erklärt werden kann, der relativ zur Position des Sprechers auf der sich drehenden Erde entsteht und insofern „theoretically avoidable“ ist.

Die Punkte (O1) und (O2) beeinflussen sich gegenseitig. So folgt aus der aktuellen klassischen Theorie zum Aufbau von Atomen – dem Standardmodell – die ontologische Festlegung auf die Existenz von Higgs-Bosonen. Das ontologische Projekt der Kategorie (O1), die Existenz des Higgs-Bosons nachzuweisen, war motiviert durch die Annahmen des Standardmodells; gerade weil dieses die ontologische Festlegung auf die Existenz des Higgs-Bosons impliziert, bestand das Bedürfnis nach einer empirischen Bestätigung dieser Festlegung. Hätte sich das Higgs-Boson entgegen der Annahme des Standardmodells nicht nachweisen lassen, so wäre die entsprechende ontologische Festlegung womöglich soweit unter Druck geraten, dass das Standardmodell hätte aufgegeben werden müssen.

Natürlich sind jedoch nicht alle Theorien physikalische und nicht alle ontologischen Festlegungen sind empirisch überprüfbar. Wie im Fall von (O2) sind auch hier die philosophisch interessantesten Fälle solche, bei denen keine Messinstrumente von Hilfe sein können. Beispielsweise verpflichtet uns die Rechtswissenschaft womöglich auf die Existenz von Gesetzen, Menschenrechten und Verträgen; die Betriebswirtschaftslehre wird kaum die GmbH aus ihren Annahmen eliminieren können; und vermutlich kommt die Literaturwissenschaft nur schwer ohne fiktive Entitäten aus. Wenn sich die Existenz

dieser Entitäten jedoch empirisch nicht überprüfen lässt, so scheint tatsächlich das Feld (O2), die Frage danach, was es gibt, überhaupt nur mithilfe einer Untersuchung unserer ontologischen Festlegungen zu bearbeiten sein. Deshalb ist, wie oben bereits erwähnt, eine Analyse unserer Sprache die wesentliche Evidenz, die regelmäßig zum Beweis der Existenz des Fiktiven herangezogen wird, genauso wie die sprachliche Festlegung auf das Fiktive das zentrale Problem für diejenigen ist, die die Existenz des Fiktiven bestreiten.

### iii. Welche Arten von Entitäten gibt es?

Hofwebers Kategorie (O3) zerfällt in zwei Teile, die gemeinsam das wohl umfangreichste und methodisch wie konzeptuell schwierigste Projekt der Ontologie ausmachen. Der erste dieser Teile ist „the study of the most general features of what there is". Diese Formulierung zielt inhaltlich wohl auf die klassische aristotelische Bestimmung der Metaphysik ab, die er als die „Wissenschaft, welche das Seiende als Seiendes untersucht" (Aristoteles, Meta. 1, 1003a21f) charakterisiert.[2] Eine solche Untersuchung folgt den Fragen, welche Eigenschaften einer Entität untrennbar mit ihrem Sein verbunden sind; was es für die Entität bedeutet zu sein; was der Fall sein muss, damit von etwas gesagt werden kann, es sei. Die Eigenschaften, nach denen hierbei gefragt wird, werden im Bündel als der *ontologische Status* einer Entität bezeichnet. Häufig ist jedoch auch einfach von der *Ontologie einer Entität* die Rede, sodass hier der Begriff *Ontologie* sowohl für die Untersuchung selbst als auch für den Gegenstand der Untersuchung verwendet wird.

Was genau unter die „most general features" fällt, die gemeinsam den ontologischen Status von Entitäten ausmachen, ist wenig überraschend umstritten und kann hier nicht Gegenstand einer ausführlichen Diskussion sein. Es sei jedoch auf einige Kernaspekte hingewiesen, die regelmäßig als wesentlich für die Analyse des ontologischen Status von Entitäten ausgemacht werden: „their existence and survival conditions, identity and individuation" (Thomasson 2003a, 146). Die Frage nach den Existenzbedingungen einer Entität ist mit einer Aufzählung dessen zu beantworten, was der Fall sein muss, damit die jeweilige Sache ins Dasein kommen kann. Beispielsweise bedarf eine GmbH zu ihrer Existenz eines bestimmten Rechtsaktes, eines entsprechenden institutionellen Rahmens, etc. und unterscheidet sich in ihren Existenzbedingungen damit stark von einer physischen Entität wie beispielsweise einem Tisch, der hergestellt und mit einer entsprechenden Funktion versehen werden muss. In meinen folgenden Untersuchungen

[2] In der Tradition der analytischen Philosophie wird unter Berufung auf dieses Zitat häufig der Begriff *Metaphysik* synonym mit dem der *Ontologie* verwendet.

werden Fragen nach den Existenzbedingungen von fiktiven Entitäten regelmäßig auftauchen. Thomassons zweiter Punkt (Überlebensbedingungen) richtet sich auf die Eigenschaften einer Entität, die gegeben sein müssen, damit diese nicht zu existieren aufhört. Hier stellt sich insbesondere die Frage, was einer Sache genommen werden kann, bevor es sie nicht mehr gibt; kann ich die Beine des Tisches entfernen, ohne dass es kein Tisch mehr ist? Ist ein Mensch noch Mensch, wenn er dauerhaft durch Hirntod das Bewusstsein verliert? Thomassons dritter Punkt (Identität) fragt danach, wann eine Entität X und eine Entität Y tatsächlich dieselbe sind. Ist der Sherlock Holmes Doyles ersten und der seines letzten Buches dieselbe fiktive Entität? Der letzte Punkt (Individuation) richtet sich auf die Möglichkeit, eine Entität eindeutig zu bestimmen. Wie kann ich mich ohne Ambiguität eindeutig auf eine bestimmte Sache beziehen?

Alle diese Fragen in Bezug auf eine Entität zu beantworten heißt also, ihren ontologischen Status anzugeben, ihre „most general features“ zu bestimmen. Hofweber stellt dieses Projekt unter dem Punkt (O3) sinnvollerweise mit einem zweiten Teilprojekt zusammen, nämlich der Frage, wie Entitäten „relate to each other in the metaphysically most general ways“. Diese Frage zielt darauf ab, Mengen von Entitäten auf Basis ihres ontologischen Status zu Kategorien zusammenzufassen. Dabei sind vor allem die Überlebens- und Existenzbedingungen einschlägig. So lassen sich alle Entitäten, die eine bestimmte Existenzbedingung teilen, zu einer Kategorie zusammenschließen. Durch das Hinzunehmen weiterer Bedingungen lassen diese Kategorien sich aufspalten und so wird ein Baumdiagramm der unterschiedlichen Entitäten entwickelt. Beispielsweise lässt sich womöglich von jedem Gegenstand feststellen, dass es notwendiger Teil seiner Existenz ist ausgedehnt zu sein. Auf Basis dieser Feststellung lassen sich also alle Gegenstände einer Kategorie von Entitäten, namentlich den ausgedehnten, zuordnen. Diese Kategorie lässt sich jedoch abgrenzen gegen die auf gleicher Stufe stehende Kategorie der nichtausgedehnten Entitäten, zu denen beispielsweise Eigenschaften, Relationen und Zahlen gehören. Dargestellt in einem Baumdiagramm würden diese beiden Kategorien also nebeneinander stehen und jeweils eine Unterkategorie der übergeordneten Menge aller Entitäten sein. Durch die stete Wiederholung solcher Aufspaltungen auf Basis der „most general features“ entstünde schließlich eine Taxonomie ontologischer Kategorien; ein Klassifizierungssystem von Entitäten auf Basis ihres ontologischen Status.

Ontologische Klassifikationen in Taxonomien sind quantitativ eines der umfangreichsten Projekte der Ontologie und einer der wesentlichen Anknüpfungspunkte der Philosophie an die Naturwissenschaften, welche die Taxonomien dort fortsetzen, wo sich die zum

ontologischen Status gehörenden Eigenschaften erschöpft haben, beispielsweise im Falle der Klassifikation von Arten und Gattungen in der Biologie.

Taxonomien können unterschiedlicher Qualität sein. Ein ideales Klassifikationssystem, so wird häufig angenommen, „consists of classes that are jointly exhaustive and pairwise disjoint (JEPD) and [is] constructed out of ontologically well-founded distinguishing characteristics“ (Jansen 2008, 168f). Anspruch einer solchen JEPD-Klassifikation ist eine saubere Kategorienaufteilung, die Kategorienfehler vermeidet, d.i. eine solche, bei der die Zuordnung keiner Entität fragwürdig ist und die Taxonomie alle Entitäten, die sie klassifizieren soll, d.i. ihre Domain, auch vollständig abdeckt. Eine solche Taxonomie wäre also „jointly exhaustive“, weil alle ihre Kategorien zusammengenommen die Domain der zu klassifizierenden Entitäten vollständig erfassen. Außerdem wäre sie „pairwise disjoint“, da in keinem beliebigen Paar von Kategorien eine Entität doppelt vorkommt. Diese Kriterien gelten für die einfache Beispieltaxonomie in Abbildung 1. Die Domain dieser Taxonomie ist die Menge aller Entitäten. Diese werden aufgeteilt in die Untermengen der ausgedehnten und nichtausgedehnten Entitäten. Kein Element der Domain fällt dabei in beide Kategorien, da keine Entität sowohl ausgedehnt als auch nichtausgedehnt ist; die Mengen sind also „pairwise disjoint“. Außerdem deckt die Taxonomie ihre Domain vollständig ab, da bei der Aufspaltung aller Entitäten in die zwei Untergruppen kein Element verloren geht. Jede Entität ist entweder Teil der einen oder der anderen Menge; die Mengen sind also „jointly exhaustive“.

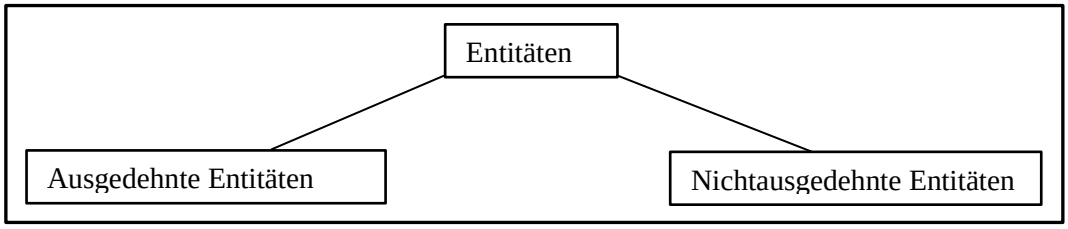


Abbildung 1: Beispiel einer einfachen JEPD-Klassifikation

Jansen führt noch ein zweites Gütekriterium für Taxonomien an. Sie sollen „constructed out of ontologically well-founded distinguishing characteristics“ sein. Hierzu gehört für ihn, „[to] classify things on the basis of traits belonging to those things“ und nicht „on the basis of their appearance to an observer“ (Jansen 2008, 160). Offenbar soll die Kategorisierung auf Basis solcher Eigenschaften vorgenommen werden, die zum ontologischen Status der Entitäten gehören, zu ihrem „Sein als Seiendem“, und damit nicht von externen Faktoren abhängig sind. Dieser Anspruch kann jedoch nur näherungsweise erfüllt werden. Zum einen weil eine Klassifikation häufig, wie oben

herausgestellt, überhaupt nur auf Basis unserer ontologischen Festlegungen möglich ist und deshalb notwendig zu einem gewissen Grad davon abhängt, wie die Dinge uns erscheinen. Zum anderen weil alle ontologischen Klassifikationen, so unschuldig sie scheinen mögen, stets Widerspruch hervorrufen, weil auf diesem Gebiet keine Einigkeit über irgendetwas herrscht. So steckt auch die vermeintlich einfache Taxonomie in Abbildung 1 bereits voll von umstrittenen Fällen: Gibt es überhaupt nichtausgedehnte Entitäten? Ist ein Vakuum ausgedehnt oder nicht? Was ist mit Ereignissen? Hat denn ein Erdbeben keine Ausdehnung? Was ist aber mit einem Verbrechen? Ist ein Mord ausgedehnt oder ist er etwas Abstraktes? Sind Ereignisse vielleicht Beziehungen zwischen ausgedehnten Entitäten? Wenn ja, sind Beziehungen selbst ausgedehnt? Was ist zum Beispiel mit Entfernungen? Die Antworten auf diese Fragen hängen in erster Linie davon ab, welche metaontologischen Positionen man einnimmt. Das ist Hofwebers letzter Punkt.

### iv. Noch einmal: Was ist Ontologie?

Das Projekt (O4) – „the study of meta-ontology“ – befasst sich mit dem Wesen der Ontologie selbst. Hierunter fallen beispielsweise die Ausführungen in dieser Einleitung, mit denen ich versuche, die Ontologie zu charakterisieren. Die Metaontologie ist jedoch vor allem damit beschäftigt, die Grundannahmen, auf denen die Ontologie fußt, zu diskutieren. Was bedeutet der Begriff *sein* überhaupt? Bezieht sich dieser Begriff auf eine Eigenschaft? Sind ontologische Festlegungen Evidenz für die Existenz von Entitäten? Ist Begriffsanalyse eine adäquate Methode der Ontologie? Antworten auf diese Fragen geben gewissermaßen die axiomatischen Grundlagen an, auf denen aufbauend ontologische Projekte erst durchgeführt werden können. Jedoch ist es keine Selbstverständlichkeit, dass diese Grundlagen vor Ausführungen zur Ontologie einer Sache explizit gemacht werden. In der Regel sind sie über das Gesamtwerk einer Person verteilt, meistens nur implizit erwähnt, häufig jedoch auch gar nicht thematisiert. Das mag dem Umstand geschuldet sein, dass es sich bei metaontologischen Positionen häufig um Annahmen handelt, die so fundamental und selbstverständlich erscheinen, dass ihre Erwähnung nicht der Rede wert ist. Tatsächlich ist dies jedoch insbesondere was die ontologische Methode und ihre epistemischen Grundlagen betrifft überhaupt nicht der Fall, wie sich unten noch herausstellen wird.

Das häufige Schweigen zu metaontologischen Fragen mag im Rahmen des für meine Arbeit relevanten Diskurses auch daher rühren, dass es insbesondere in der analytischen Fiktionstheorie einen Standardkatalog an metaontologischen Positionen zu geben scheint,

der in der Regel als Referenzpunkt vorausgesetzt wird, wenn keine gegenteiligen Angaben gemacht werden. Diese metaontologischen Standardpositionen finden sich über das Werk Quines verteilt, am prominentesten jedoch in seinem Aufsatz „On What There Is“ (1953). Quine führt seine gesamte Metaontologie nie an einer zentralen Stelle systematisch aus, auch er verteilt sie über sein Werk. Doch arbeitet van Inwagen die wesentlichen Quine’schen Positionen in der seltenen Ausnahme einer metaontologischen Klärung der eigenen Position überblicksartig heraus.[3] Dabei macht er vier Prämissen aus, die ich als verbreitete Standardposition hier kurz darstellen möchte. Dabei soll es nicht um die Gründe für diese Positionen gehen, sondern um das Abstecken der metaontologischen Referenzpunkte im Diskurs. Für den Fiktionstheoriediskurs sind insbesondere die vier folgenden Punkte einschlägig, die einen Großteil der Argumente des Diskurses motivieren und damit für sein Verständnis unerlässlich sind. Das gilt ganz besonders auch dort, wo von ihnen abgewichen wird.

(1) „Being is the same as existence“ (van Inwagen 1983, 68).

Nach dieser Annahme ist *zu sein* das gleiche wie *zu existieren*. Damit soll ausgesagt werden, dass es nur diesen einen fundamentalen ontologischen Seins-Status gibt, und nicht etwa verschiedene. So ist mit dieser Annahme ausgeschlossen, dass etwas existiert, aber nicht ist; oder wie es häufig in negativer Formulierung ausgedrückt wird: Es gibt nichts Nichtexistentes.

(2) „Being is univocal“ (van Inwagen 1983, 68).

Nach dieser Annahme ist der Begriff *being* oder *sein* nicht mehrdeutig (und *qua* Prämisse (1) gilt das gleiche von *existieren*). Vielmehr bezeichnet der Begriff immer den gleichen Status, egal in Bezug auf welchen Gegenstand er verwendet wird. So lässt sich beispielweise nicht vertreten, *sein* würde in Bezug auf Abstrakta etwas anderes bedeuten als in Bezug auf physikalische Entitäten. Wenn ich von einer Zahl behaupte, sie existiert, so habe ich damit über die Zahl das gleiche ausgesagt wie über einen Apfel, wenn ich von diesem behaupte, er würde existieren.

(3) „[The existential quantifier] adequately represents that single sense of being or existence that figures in our everyday and our scientific assertions“ (van Inwagen 1983, 69).

[3] Zunächst in van Inwagen 1983, was hier meine hauptsächliche Grundlage sein wird, und dann immer wieder, zuletzt in van Inwagen 2009.

In dieser Prämisse versteckt sich die Annahme, dass Sein keine Eigenschaft ist. Der *existential quantifier* oder *Existenzquantor* ist das logische Notationszeichen ∃. Mit diesem wird in der Formalisierung einer Aussage in prädikatenlogische Form eine Existenzimplikation wiedergegeben. Man nehme beispielweise den Satz „Ein Zebra ist gestreift“. Dieser Satz würde formalisiert wiedergegeben als: $\exists x(\text{Zebra}(x) \wedge \text{Gestreift}(x))$. Ganz vorne steht der Existenzquantor, der hier ausdrückt: Es gibt etwas, nämlich ein x. Von diesem x wird dann gesagt, es sei ein Zebra und gestreift. Bei dieser Art der Formalisierung fällt auf, dass das Existieren anders behandelt wird als die Prädikate des Zebra-Seins und Gestreift-Seins. Obwohl *existieren* als Verb grundsätzlich grammatisch auch ein Prädikat darstellt, ist es hier als Quantor vor die Klammer gezogen und markiert damit die metaontologische Annahme, dass es sich dabei tatsächlich um keine Eigenschaft handelt: „the common view in the early 20th Century“ (Nelson 2012, SEP).

(4) „To find out what there is, find out what theories to accept“ (van Inwagen 1983, 69).

Diese vierte Prämisse ist von oben als *Prinzip der ontologischen Festlegung* bereits bekannt. Während ihre Anwendung Teil der ontologischen Methode ist, ist das Annehmen der Prämisse selbst Teil der metaontologischen Grundlegung der Methode. Van Inwagen nimmt in Reformulierung Quines an, dass sich die Existenz von Entitäten aus der Formalisierung von wahren Theorien ablesen lässt:

> What I must do, in the general case, is to translate my theories into the symbolism of modern formal logic [...]. Then I must examine the sentences of my theories and see which of them begins with an existential quantifier, and these sentences will tell me what there is. (van Inwagen 1983, 70)

Nach dieser Formulierung der ontologischen Festlegung gilt es also, die einer Theorie unterliegende logische Struktur zu analysieren, indem die Annahmen der Theorie formalisiert werden, sodass sich allein anhand der Quantoren ablesen lässt, welche Existenzannahmen die Theorie macht. Dieses Prinzip eröffnet eine Vielzahl von möglichen Rechtfertigungen für Existenzannahmen: Alles, was zur Rechtfertigung einer Theorie herangezogen werden kann, dient grundsätzlich in Verlängerung zugleich als Rechtfertigung für die Existenzannahmen in der Theorie, und dies kann viel mehr sein als bloß empirische Evidenz. Hierzu zählt beispielsweise die Sparsamkeit einer Theorie, die häufig als Kriterium dient, anhand dessen sie anderen Theorien vorgezogen wird; die Anzahl an Phänomenen, die sie erklären kann, wobei mehr in der Regel besser ist; usw. Es gibt viele mögliche Prinzipien, anhand derer sich für eine Theorie argumentieren lässt, und diese Prinzipien haben demnach immer auch Auswirkung darauf, welcher Entitäten

Existenz anzunehmen ist. Damit wird die häufig intuitiv angenommene Verbindung zwischen der Frage *Was gibt es?* und empirischer Untersuchung gelockert. Das leitende Prinzip ist nunmehr zunächst zu fragen, welche Theorien wir aus welchen Gründen auch immer für gerechtfertigt halten und dann die entsprechenden theoretischen Formulierungen zu analysieren. Damit machen die Annahmen zur ontologischen Festlegung und Existenzquantifikation die Sprach- und Begriffsanalyse zu einer der wesentlichen Lehnstuhlmethoden der Ontologie.

Nach dieser Feststellung scheint es also ein Prinzip der hier charakterisierten Metaontologie zu sein, dass die logische Struktur von Aussagen zu ontologischen Erkenntnissen führen kann. Zugleich sind es jedoch auch ontologische Annahmen, auf Grundlage derer überhaupt die fundamentalen logischen Strukturen von Aussagen analysiert werden, beispielsweise wenn aufgrund der ontologischen Annahme, dass Sein keine Eigenschaft ist, der Existenzquantor anstelle eines Sein-Prädikats verwendet wird. Logik und Ontologie scheinen also in einem komplizierten Wechselverhältnis miteinander zu stehen, und es ist selten eindeutig, welche Disziplin im Konfliktfall den Vorzug bekommen soll. Das ist im weiteren Verlauf meiner Untersuchungen im Hinterkopf zu behalten. An einigen Stellen werden logische und ontologische Annahmen *prima facie* unkonsolidierbar aufeinander treffen. Ein solcher Fall scheint beispielsweise dort gegeben zu sein, wo die logische Struktur einer Behauptung eine Existenzquantifikation über fiktive Entitäten aufweist und dies auf die ontologische Intuition trifft, dass es fiktive Entitäten nicht gibt. Hier sei angesichts des Wechselverhältnisses zwischen Logik und Ontologie stets bedacht, dass es prinzipiell möglich ist, diesen Streit in *beide* Richtungen zu entscheiden und keine automatisch den Vorzug bekommen muss: Entweder die ontologische Annahme ist zu modifizieren, oder die logische.

## 3 Noch einmal zur Fragestellung und ihren Lösungen

Die einleitend aufgeworfene Frage *Was sind fiktive Entitäten?* hat im Licht meiner Ausführungen zur Ontologie verschiedene Aspekte: Zunächst stellt sie die allgemeine Frage *Gibt es fiktive Entitäten?* Damit eng verbunden ist die Frage nach den ontologischen Festlegungen unserer allgemeinsprachlichen und literaturwissenschaftlichen Annahmen: Sind wir auf fiktive Entitäten festgelegt? Und schließlich stellt sich insbesondere bei positiver Beantwortung der Frage nach der Existenz des Fiktiven die Frage, welchen ontologischen Status fiktive Entitäten haben. Zu diesen ontologischen Fragen hat sich insbesondere über die letzten Jahrzehnte eine Debatte entsponnen, die ich in meiner Arbeit systematisch darstellen möchte und deren Beiträge schließlich eine neue, eigene Antwort auf die einleitende Frage informieren sollen.

Obige Ausführungen zur Metaontologie machen deutlich, welche wesentliche Stellung Sprachanalyse in dieser Debatte einnimmt. Ich möchte daher zunächst anhand von Beispielsätzen drei unterschiedliche Arten von Sprechweisen bezüglich fiktiver Entitäten einführen, die für mein weiteres Vorhaben zentral sein werden und anhand derer die Probleme einer Antwort auf die Frage nach fiktiven Entitäten deutlich werden:

(1) „Ein einfacher junger Mensch reiste im Hochsommer von Hamburg, seiner Vaterstadt, nach Davos-Platz im Graubündischen.“ (Mann 1924, 11)

(2) Hans Castorp verbringt sieben Jahre in Davos.

(3) Hans Castorp ist eine fiktive Figur.

Das erste Beispiel entstammt dem *Zauberberg* und wurde also von Thomas Mann innerhalb eines fiktionalen Werks geäußert.[4] Der einfache junge Mensch ist Hans Castorp. Ich nenne solche Sätze aus fiktionalen Werken im Folgenden *werkintern*.[5] Der

[4] *Fiktional* soll den Status einer Sache als Fiktion bezeichnen und ist eine Eigenschaft, die allein Repräsentationen zukommen kann. Ein Buch kann fiktional sein, ebenso ein Film, ein Bild, womöglich eine Skulptur; alles, was repräsentationale Eigenschaften hat, kann prinzipiell fiktional sein. Der paradigmatische Fall ist hierbei natürlich die Erzählung. *Fiktivität* hingegen ist ein ontologischer Status von den repräsentierten Entitäten. Sherlock Holmes ist fiktiv, seine Pfeife ist fiktiv. Grundsätzlich kann sich wohl von jeder Entität auch eine fiktive Variante vorstellen lassen. Der Unterschied zwischen Fiktionalität und Fiktivität entspricht damit in etwa dem zwischen einem Papierbuch und einem Buch über Papier. Die Fiktionalität bezieht sich auf das *Wie* einer Darstellung, die Fiktivität auf das *Was*.

[5] Die grundsätzliche Unterscheidung zwischen den Satzarten wird zwar an vielen Stellen im Diskurs vorgenommen, es hat sich jedoch keine einheitliche Terminologie durchgesetzt und die Unterscheidungen sind auch nicht völlig deckungsgleich. Thomasson nennt Sätze der ersten Art „fictionalizing discourse“ (Thomasson 2003b, 207); Schiffer nennt sie „pretending, or fictional“ (Schiffer 1996, 154); Salmon spricht von „object-fictional“ (Salmon 1998, 295); Künne sagt

paradigmatische Fall werkinterner Rede sind fiktionale Aussagen über Fiktives. Man beachte jedoch, dass nicht alle werkinternen Sätze von Fiktivem handeln müssen; womöglich können sich diese auch auf nichtfiktive Entitäten unserer Welt beziehen, so wie in obigem Beispielsatz „Hamburg“ und „Davos-Platz im Graubündischen“ (vgl. J. Werner 2014, 129).

Der zweite Satz gibt einen Inhalt aus dem *Zauberberg* wieder, ohne selbst aus Thomas Manns Text zu kommen. Vielmehr handelt es sich dabei um eine Art von Satz, die ein Leser oder Literaturwissenschaftler äußern könnte, wenn der Inhalt eines Werks besprochen wird. Ich nenne solche Äußerungen *inhaltsangebend*. Werkinterne und inhaltsangebende Sätze sind sich darin ähnlich, dass sie jeweils den Inhalt einer Fiktion beschreiben; sie unterscheiden sich jedoch durch ihre Äußerungskontexte. Die werkinternen Sätze konstituieren einen fiktionalen Text, inhaltsangebende Äußerungen beziehen sich auf einen schon bestehenden Text.

Sätze der dritten Art von Aussage geben nicht den Inhalt von Fiktionen wieder, sondern sprechen über fiktive Entitäten aus einer fiktionsexternen Perspektive. Hierbei handelt es sich um Sätze, die Geschichten als „things that can be broken down“ (van Inwagen 1983, 72) verstehen, indem sie auf Strukturelemente von Geschichten verweisen, also auf zum Beispiel *plot*, *hero*, *action*, *end*, *character*.[6] Solche Aussagen bezeichne ich als *werkextern*. Werkexterne Aussagen finden sich in erster Linie in literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen und nicht häufig in der Alltagssprache. Sie haben insbesondere die Funktion, fiktionale Texte und die darin dargestellten Sachverhalte als Produkte künstlerischen Schaffens zu beschreiben, die bestimmten Konstruktionsregeln folgen und deren Aufbau sich dementsprechend analysieren lässt.

Werkinterne Rede über Fiktives ist in aller Regel fiktionale Rede, schon allein weil die Komponente *werk*- meines Begriffs der werkinternen Rede sich auf fiktionale Werke bezieht. Natürlich sind auch beispielsweise die Aussagen, die ich hier gerade mache, Teil eines Werkes und insofern werkinterne Rede. Jedoch entspricht dies nicht meiner Begriffsbestimmung, weil der vorliegende Text zwar ein Werk, aber eben kein fiktionales

---

„intrafiktional“ (Künne 2007, 54); Reicher spricht von „fiktionale Äußerungen“ (Reicher 2014, 160); J. Werner sagt „fiktionsintern“ (J. Werner 2014, 129). Bezüglich der anderen Satzarten ist die Terminologie nicht weniger uneinheitlich; zugleich ist, wie sich noch zeigen wird, umstritten, ob Sätze vom Typ (1) und solche vom Typ (2) überhaupt unterschiedlicher Art sind. Brock nennt Typ 1 und 2 gemeinsam „fictional statements“ und solche vom Typ 3 „critical statements“ (Brock 2002, 4). Zugleich werden auch immer wieder Sätze der Arten 2 und 3 zusammengefasst und als „metafiktional“ bezeichnet, bspw. bei J. Werner (2014), der so die „Rede *über* fiktionale Literatur“ bezeichnet (J. Werner 2014, 125, seine Emphase).

[6] van Inwagens Beispiele (vgl. van Inwagen 1983, 72); er nennt solche Sätze „theories about fiction“ (van Inwagen 183, 71).

Werk ist. Wenn ich hier von fiktiven Entitäten wie Sherlock Holmes Rede, so handelt es sich in aller erster Linie um werkexterne Rede, also solche Rede, die fiktive Entitäten als kulturelle Artefakte oder dergleichen betrachtet.[7]

Ich habe für die drei Satzarten keine Definitionen angegeben. Es wird einige uneindeutige Fälle oder auch Kombinationen der verschiedenen Typen geben, bspw. *Holmes ist ein fiktiver Detektiv*. Die Unterscheidung wird im Verlauf der Arbeit deutlicher; insbesondere wird sich herausstellen, dass sie in Abhängigkeit von verschiedenen Fiktivitätstheorien unterschiedlich zu bestimmen ist.

Den drei Satzarten korrespondieren drei Diskursbereiche, in denen sie paradigmatisch, wenngleich nicht exklusiv auftreten. Literatur, Film und Fernsehen ist die Domäne werkinterner Sätze über Fiktives, alltagssprachliche Rede über fiktionale Werke ist Heim für inhaltsangebende Aussagen und die Literaturwissenschaft ist der paradigmatische Ort für werkexterne Aussagen. Das Produzieren fiktionaler Werke, ihre alltägliche Rezeption und ihre wissenschaftliche Untersuchung sind dementsprechend die drei wesentlichen Kontexte, in denen sich Sprechweisen über fiktive Entitäten finden lassen.

Die drei Beispielsätze haben ihrer syntaktischen Oberfläche nach alle die gleiche grundsätzliche Struktur, obwohl sie verschiedenen Diskursbereichen zugeordnet werden können. Sie behaupten, Hans Castorp habe eine bestimmte Eigenschaft; laut Satz (1) reist er nach Davos, laut Satz (2) hält er sich dort auf und nach Satz (3) ist er eine fiktive Figur. Diese grundsätzliche Struktur lässt sich ausdrücken als $\exists x$(Hans Castorp(x)$\wedge$Reist/Verbringt/Ist fiktiv(x)); es gibt etwas, das ist Hans Castorp und macht Sachen.

Der Zusammenhang zwischen der Ontologie des Fiktiven und unseren Sprechweisen sollte jetzt noch deutlicher hervortreten. Wenn wir uns auf die Wahrheit einer der drei Beispielsätze festlegen, dann behaupten wir, es gibt Hans Castorp wirklich. Diese Festlegung ist unproblematisch, wenn die Existenz des Fiktiven für plausibel gehalten wird. Aber es spricht Einiges dafür, die Existenz des Fiktiven zu bestreiten. Teilweise wird gesagt, es sei schon analytisch wahr, dass es das Fiktive nicht gebe (vgl. Reicher 2014, 161). Der wohl naheliegendste Grund, die Existenz fiktiver Entitäten zu bestreiten, ist ihre hartnäckige Abwesenheit. Begäbe ich mich zwischen den Jahren 1907 und 1914

[7] Aussagen über fiktive Entitäten können auch zu mehreren dieser Satzarten zugleich gehören. Werkinterne fiktionale Rede kann sich beispielsweise auch auf fiktive Entitäten beziehen die selbst nicht Teil des gleichen Werkes sind. Beispielsweise könnten Harry Potter und Hermine sich darüber unterhalten, dass sie Sherlock Holmes Geschichten gelesen haben. Dann würde hier werkintern fiktional über Holmes gesprochen, und diese ihre Rede wäre dann sowohl werkintern als auch inhaltsangebend oder werkextern.

nach Davos, so fände ich dort keinen Hans Castorp. Wie kann es also wahr sein, dass er dort hin reiste und sich dort aufhielt? Und besuchte ich die 221b Baker Street, träfe ich dort keinen Sherlock Holmes, denn natürlich – so viel lässt sich wohl voraussetzen – sind fiktive Charaktere auf jeden Fall keine Personen wie wir, ganz egal wie rund und detailliert sie beschrieben sein mögen. Behauptet also jemand, Sherlock Holmes und Hans Castorp existieren dennoch, so bedarf es mindestens einer Erklärung dafür, wo sie denn stecken und warum ihre Existenz keiner empirischen Untersuchung zugänglich ist. Die Beweislast liegt damit sicherlich auf Seite derjenigen, die die Existenz des Fiktiven annehmen (im Folgenden *Realisten*).

Das vermeintliche Problem lässt sich also so zusammenfassen: Wir reden und verhalten uns in vielen Fällen so, als ob es fiktive Entitäten gäbe, dabei gehen wir doch eigentlich davon aus, dass dem nicht so ist, und verhalten uns in anderen Fällen dementsprechend. Auf diese Beobachtung lässt sich mit drei unterschiedlichen Strategien reagieren.

(1) Der Realist kommt zu dem Ergebnis, dass die ursprüngliche Intuition, fiktive Entitäten gäbe es nicht, wohl falsch und also aufzugeben ist. Wir sprechen über sie, diese Sprechweisen sind nicht eliminierbar und können richtig oder falsch sein, also gibt es wohl fiktive Entitäten, denn auf diese sind wir durch unsere Sprechweisen ontologisch festgelegt. Doch um diese Strategie zu plausibilisieren bedarf es einer Klärung des ontologischen Status des Fiktiven, die befriedigend beantwortet, warum Hans Castorp, obwohl er existiert, nicht tatsächlich in Davos aufzufinden ist.

(2) Der Antirealist aus seiner (angesichts der Beweislast im gegnerischen Lager) komfortableren argumentativen Ausgangsposition wählt die zweite Strategie. Er greift den Vorschlag der Realisten an und versucht stattdessen aufzuzeigen, wie sich unsere Sprechweisen über fiktive Entitäten erklären lassen, ohne dass diese ontologische Festlegungen beinhalten: In Wirklichkeit reden wir gar nicht über fiktive Entitäten, sondern da passiert sprachlich etwas ganz anderes. Der Antirealist ist daher in erster Linie mit den auf seine minimale ontologische Position folgenden schwierigen Anschlussfragen beschäftigt, was wir mit unseren gebräuchlichen Aussagen über fiktive Entitäten tatsächlich meinen und ob es „in der Nähe“ dieser Aussagen andere Behauptungen gibt, die das gleiche zu sagen scheinen, aber ohne Existenzquantifikationen bezüglich fiktiver Entitäten auskommen.

(3) Neben diesen beiden Strategien steht eine dritte, die erst nach den einleitenden Ausführungen zur Ontologie deutlich hervortritt: Es lässt sich auch das metaontologische Fundament abreißen, das eine Wahl zwischen (1) und (2) scheinbar alternativlos macht.

Es ist den Prinzipien der ontologischen Festlegung und Existenzquantifikation geschuldet, dass Aussagen über Fiktives entweder wahr sind und dann die Existenz des Fiktiven implizieren, oder für falsch gehalten werden müssen, soll dieses ontologische Ergebnis vermieden werden. Es lassen sich stattdessen auch die metaontologischen Prinzipien der ontologischen Festlegung und Existenzquantifikation ablehnen, um das Phänomen der Rede vom Fiktiven zu erklären:

(a) Wird das metaontologische Prinzip der Equivokheit von Sein und Existieren aufgegeben, so wäre es möglich, dass einer Entität zwar Sein zukommt, sie aber nicht existiert. Nach dieser Vorstellung ist Existenz in der Regel ein Prädikat, das Entitäten zukommen kann oder nicht, während jede Entität, die gedacht werden kann, immer auch ist. Die Referenz auf etwas Nichtexistentes ist hier problemlos möglich, wenn angenommen wird, nur das Sein einer Entität sei notwendig, um sich auf sie beziehen zu können. So könnten die obigen Beispielsätze dann verstanden werden als erfolgreiche Referenzen auf Hans Castorp, eine seiende aber nichtexistente Entität.

(b) Andernfalls könnte auch angenommen werden, dass Sein und Existieren zwar das gleiche sind, jedoch die Annahmen zur ontologischen Festlegung aufgegeben werden sollten. Demnach haben Quantifikationen, die auch hier mit dem Quantor ∃ wiedergeben werden, keine existentiellen Implikationen. Es lässt sich demnach erfolgreich über Entitäten quantifizieren, völlig unabhängig davon, ob sie existieren oder nicht. Die Existenz oder das Sein der Entität wiederum ist ein ganz normales Prädikat, das Entitäten zukommen kann oder nicht, unabhängig davon, ob sie unter einem Quantor stehen oder nicht. Auf etwas Nichtexistentes zu referieren ist in diesem Fall also zu verstehen als eine Quantifikation über etwas, dem das Prädikat der Existenz nicht zukommt.

Die Unterschiedlichkeit der Strategien (a) und (b) wird im weiteren Verlauf deutlicher werden. Beide gehen grundsätzlich davon aus, dass wenn wir scheinbar laufend über Nichtexistentes sprechen, es womöglich der falsche Ansatz ist, dieses Phänomen wegerklären zu wollen, indem entweder die Nichtexistenz oder die Sprechweise bestritten wird. Stattdessen müsse eingesehen werden, dass die klassischen Quine'schen Prinzipien der Metaontologie falsch sind. Wahrheitsgemäß über etwas zu sprechen, legt den Sprecher demnach nicht auf die Existenz einer Sache fest. Die Sprache ist (mindestens in einigen Diskursbereichen) indifferent gegenüber der ontologischen Beschaffenheit der Welt, sodass aus irgendwelchen Sprechweisen nichts darüber abzulesen ist, was existiert und was nicht. Anders als die ersten zwei Strategien, ist Strategie (3) nicht so sehr eine Lösung, sondern vielmehr eine Rekonzeptualisierung des Problems, die aufzeigen soll,

dass das Phänomen falsch beschrieben wurde und unter der richtigen Beschreibung unsere vermeintlich konfligierenden Intuitionen zum Existenzstatus des Fiktiven dem Phänomen genau entsprechen.

Diese Position, obwohl sie gerade abstreitet, dass Sprechweisen ontologische Implikationen haben, würde dennoch dem Antirealisten in die Tasche spielen. Die Argumente des Realisten funktionieren ganz überwiegend auf Basis des Prinzips der ontologischen Festlegung. Wenn dieses jedoch wegfällt, fallen auch die realistischen Argumente in sich zusammen, womit der Antirealist, den nicht die Beweislast trifft, den Streit für sich entscheidet.

Die drei unterschiedenen Strategien, sich der Frage nach der Ontologie des Fiktiven und ihrer Konsequenz für Sprechweisen, die vom Fiktiven handeln, zu nähern, geben die weitere Struktur meiner Arbeit vor. Ich werde im Weiteren verschiedene Theorien zu allen drei Strategien darstellen und auf ihre Plausibilität hin bewerten. Dabei geht es sowohl um ontologische Plausibilität als auch die Frage, wie erfolgreich die obigen Beispielsätze und andere Aussagen ihrer Art analysiert werden können. Meine Annahme ist dabei stets, dass alle Aussagen über Fiktives, die regelmäßig in alltagssprachlichen oder literaturwissenschaftlichen Kontexten gemacht werden und insofern gebräuchlich sind, auch von einer Fiktivitätstheorie als adäquat eingestuft werden müssen und insofern ihr Gebrauch erläutert werden muss, selbst wenn er Implikationen zu haben scheint, die von den gemachten ontologischen Annahmen zum Status des Fiktiven abweichen. Ist unter einer bestimmten Fiktivitätstheorie eine gemein als adäquat eingestufte Aussage über Fiktives abweichend als inadäquat, falsch oder unerklärlich einzustufen, so ist die Fiktivitätstheorie unzureichend.

Besonderes Augenmerk möchte ich neben der Analyse von Beispielsätzen aus den drei unterschiedenen Diskursbereichen zusätzlich der literaturwissenschaftlichen Theoriebildung widmen. Die Literaturwissenschaft macht explizit und implizit Annahmen über Fiktives im Allgemeinen und nicht nur in Bezug auf einzelne Entitäten, die sich darin offenbaren, wie diese Entitäten beschrieben und behandelt werden. Solche Annahmen sind beispielsweise, dass die gleiche fiktive Entität in unterschiedlichen fiktionalen Texten auftreten kann, oder dass jeder fiktionale Text einen fiktiven Erzähler hat. Solche Annahmen haben ebenfalls ontologische Implikationen für das Fiktive, die von einer Fiktivitätstheorie eingefangen und erklärt werden sollten. Meine Untersuchung der Kompatibilität ontologischer Positionen mit bestimmten Praktiken der Literaturwissenschaft ist, kann und soll nicht vollständig sein. Mir geht es jeweils darum,

anhand eines anschaulichen und überzeugenden Beispiels aufzuzeigen, dass die verschiedensten ontologischen Annahmen zu fiktiven Entitäten mit literaturwissenschaftlichen Praktiken kollidieren können und dementsprechend literaturwissenschaftliche Annahmen in der Fiktivitätstheorie keinesfalls missachtet werden sollten.

Nachdem ich verschiedene Theorien der drei unterschiedenen Strategien auf ihre interne ontologische Plausibilität, ihren Erfolg in der Analyse von gebräuchlichen Sprechweisen und ihre Kompatibilität mit literaturwissenschaftlichen Annahmen zu fiktiven Entitäten untersucht habe, sollen meine Ergebnisse schließlich eine eigene Theorie im letzten Kapitel dieser Arbeit informieren. Der Leser soll mit meiner Arbeit einen systematischen Überblick über die Debatte zur Fiktivitätstheorie bekommen, deren Fokus nicht darauf liegt, eine möglichst große Anzahl verschiedener Theorien zu diskutieren, sondern die Funktionsweise des Diskurses und seine wiederkehrenden Probleme zu offenbaren. Die im letzten Kapitel vorgeschlagene Theorie, die zwar einem Antirealismus verpflichtet ist, aber auch Elemente der anderen beiden Strategien aufnimmt, soll schließlich die Frage *Was sind fiktive Entitäten?* auf eine neue Weise beantworten.

# II Realismus

## 1 Einleitung

Der Realismus ist seinem Kern nach die ontologische Annahme, eine Sache würde existieren. Ein Realismus ist insofern immer auf einen bestimmten Gegenstand bezogen; beispielsweise kann man einen Realismus bezüglich makroskopischer, physischer Entitäten vertreten und würde damit etwa einen Außenweltskeptizismus ablehnen. In diesem Kapitel setze ich mich mit zwei verbreiteten realistischen Theorien bezüglich fiktiver Entitäten auseinander. Diese gehen also davon aus, dass fiktive Entitäten existieren und halten somit etwa die Behauptung, Sherlock Holmes existiere nicht wirklich, grundsätzlich für falsch.

Der Realismus in Bezug auf fiktive Entitäten wird in einer starken und einer schwachen Variante vertreten. Gelegentlich wird gefordert, eine realistische Theorie müsse neben der namensgebenden Existenzannahme außerdem noch annehmen, dass die fragliche Entität auch unabhängig von intentionalen Einstellungen existiert. Dieses Kriterium bezieht sich auf die ontologische Statuseigenschaft der Überlebensbedingungen und nicht der Existenzbedingungen. Demnach kann zwar die Existenz einer Sache insofern von intentionalen Akten abhängig sein, als dass diese notwendig für das Erschaffen der Entität sind, so etwa wenn ein Tischler einen Tisch herstellt. Die weitergehende Existenz einer Entität darf jedoch nicht von ständig aktualisierten intentionalen Einstellungen abhängig sein. Demnach wäre es keine realistische Theorie, anzunehmen, etwas existiere zwar, aber nur solange hinreichend viele Personen von der Existenz der Sache überzeugt sind.

> **Generic Realism**:
> *a*, *b*, and *c* and so on exist, and the fact that they exist and have properties such as *F-ness*, *G-ness*, and *H-ness* is (apart from mundane empirical dependencies of the sort sometimes encountered in everyday life) independent of anyone's beliefs, linguistic practices, conceptual schemes, and so on. (Miller 2014, SEP)

Das Unabhängigkeitskriterium möchte ich als Indikator eines starken Realismus verstehen. Anders als Miller bezeichne ich jedoch auch solche Theorien in einem schwächeren Sinne als *realistisch*, die das Unabhängigkeitskriterium nicht teilen, aber von der Existenz der fraglichen Entitäten ausgehen. Als *Realismus bezüglich fiktiver Entitäten* bezeichne ich also die Annahme, fiktive Entitäten würden wirklich existieren, unabhängig davon, ob deren fortgesetzte Existenz letztlich von irgendwelchen intentionalen Repräsentationen abhängig sein soll oder nicht.

Eine solche Annahme mag auf den ersten Blick kontraintuitiv sein. Warum sollte man annehmen, dass fiktive Personen wie etwa Hans Castorp wirklich existieren? Als Gründe für diese Annahme werden verschiedene Argumente angeführt, die ganz überwiegend sprachphilosophischer Natur sind. Der Satz *Hans Castorp ist männlich* ist ein bedeutungsvoller Satz, es handelt sich dabei nicht um unverständlichen Unsinn. Man kann ihn sowohl verstehen als auch für falsch oder richtig befinden. Auch die Satzkonstituente *Hans Castorp* ist also bedeutungsvoll, andernfalls könnte Gleiches nicht für den ganzen Satz gelten. Wäre dem nicht so, und dem Namen *Hans Castorp* käme keine Bedeutung zu, könnte an dieser Stelle jede beliebige ebenfalls bedeutungslose Zeichenkette eingefügt werden, ohne dass sich die Gesamtbedeutung des Satzes änderte. Nähme man beispielsweise an, alle Namen von fiktiven Entitäten seien bedeutungslos, so wiesen die Sätze *Hans Castorp ist männlich* und *Emma Woodhouse ist männlich* keinerlei Bedeutungsunterschied auf, da der jeweils geänderte Satzbestandteil ohnehin nichts zur Bedeutung des Satzes beiträgt. Irgendwas scheint also mit den Namen gesagt zu werden.

Diese Beobachtung kollidiert jedoch mit dem klassischen Mill'schen Verständnis von Namensbedeutungen. Mill nimmt an, dass ein Name seine Denotation bedeutet, d.h. die Bedeutung eines Namens ist genau der Gegenstand, den er bezeichnet. „[Names] denote the individuals who are called by them; but they do not indicate or imply any attributes as belonging to those individuals" (Mill 1843, 40). So scheint das Argument zu gelten:[8]

(P1): Der Satz *Hans Castorp ist männlich* ist bedeutungsvoll.

(P2): Wenn (P1), dann ist der Name *Hans Castorp* bedeutungsvoll.

(P3): Namen bedeuten den Gegenstand, den sie bezeichnen.

(C1): Wenn (P2) und (P3), dann bedeutet *Hans Castorp* den Gegenstand, den es bezeichnet.

(C2): *Hans Castorp* bezeichnet einen Gegenstand.

Aus diesem Argument folgt nicht, dass der Satz *Hans Castorp ist männlich* wahr sein muss, sondern lediglich, dass der Satz nichts bedeuten würde, gäbe es keinen Hans Castorp, sodass sich die Frage nach der Wahrheit erst gar nicht stellte.

Ein ganz ähnlich gelagertes Argument betrifft die Bedeutung negativer Existenzaussagen. Negative Existenzaussagen sind solche Sätze, mit denen die Existenz einer bestimmten Sache abgestritten wird, also beispielsweise der Satz *Hans Castorp existiert nicht*. Solche Sätze sehen auf ihrer grammatikalischen Oberfläche so aus, als würde einer bestimmten Entität eine Eigenschaft, namentlich Nichtexistenz, zugeschrieben. Es wird *von der*

[8] Die Darstellung des Arguments folgt Lycan 2008, 10.

*Entität Hans Castorp* gesagt, es gäbe sie nicht, und also über eine Sache gesprochen. Wie kann es aber sein, dass man über eine Sache eine wahre oder falsche Behauptung macht, ohne dass es eine Sache gibt, die die jeweilige behauptete Eigenschaft auch hätte? Entweder der Satz ist falsch und dann gibt es Hans Castorp, oder aber der Satz ist wahr und dann wurde von einer Sache, die es nicht gibt, gesagt, sie habe eine Eigenschaft, sodass es scheinbar doch eine Sache gibt. Für dieses Problem werden viele Lösungen angeboten. Eine darunter ist, die Nichtexistenz abzustreiten. Der Satz *Hans Castorp existiert nicht* ist sehr wohl über eine Entität, nämlich Hans Castorp, und die Behauptung, dieser existiere nicht, ist schlicht falsch. So schreibt etwa Kripke zu dem Beispielsatz *Hamlet does not exist*: „[I]t can't be right, taken straightforwardly […]. On the contrary, the fictional character does exist" (Kripke 2013, 147).

Als dritte Motivation zur Annahme der Existenz fiktiver Entitäten werden häufig die ontologischen Festlegungen in alltagssprachlichen und literaturwissenschaftlichen Redeweisen angeführt. Ontologische Festlegungen betreffen wie im Einführungskapitel dargestellt (vgl. S. 10) die Entitäten, deren Existenz wir durch bestimmte Sprechweisen implizieren. Van Inwagen formuliert dies wie folgt:

> What I must do, in the general case, is to translate my theories into the symbolism of modern formal logic [...]. Then I must examine the sentences of my theories and see which of them begins with an existential quantifier, and these sentences will tell me what there is. (van Inwagen 1983, 70)

Van Inwagens Verwendung des Begriffs *Theorie* darf hier nicht zu eng verstanden werden. Er meint damit für den Fall literaturwissenschaftlichen Sprechens solche Sätze „that treat stories as having an internal structure" (van Inwagen 1983, 72), d.i. in erster Linie werkexterne Aussagen wie *Hamlet ist eine vielschichtige Figur*. Es handelt sich um Sätze, die nicht bloß den Inhalt von Fiktionen wiedergeben, sondern über fiktive Entitäten aus einer (auch) fiktionsexternen Perspektive sprechen, so als seien Geschichten „things that can be broken down" (van Inwagen 1983, 72), indem auf Strukturelemente wie zum Beispiel *plot*, *hero*, *action*, *end*, *character*[9] verwiesen wird. Alle diese Sätze sind Theorien über Fiktionen nach van Inwagens Bestimmung. „But these sentences, if they are translated in the obvious way into the language of formal logic, will yield sentences that begin '$\exists x$'" (van Inwagen 1983, 73).[10] Dieser Existenzquantor ist laut van Inwagen

[9] Van Inwagens Beispiele, vgl. 1983, 72.

[10] Van Inwagens Übersetzung „in the obvious way" basiert auf der Annahme, dass eine Prädikatenlogik erster Stufe die adäquate Logik zur Darstellung der fraglichen Aussagen ist. Vgl. für eine Kritik dieser Annahme Rami (2014). In den späteren Abschnitten zum Possibilismus,

nicht zu eliminieren. Es folgt daher nach der oben dargestellten (vgl. S. 15) Quine'schen Metaontologie, dass jeder, der solche Sätze für wahr hält, die Existenz fiktiver Entitäten annehmen muss, um eine konsistente Position zu beziehen.

Diese drei Punkte schlagen jeweils in die gleiche Kerbe. Es wird aus sprachtheoretischen Erwägungen von gebräuchlichen Sprechweisen über fiktive Entitäten auf deren Existenz geschlossen. Wird die Existenz fiktiver Entitäten angenommen, so treten die genannten Probleme nicht auf; sie können dann wie alle anderen Dinge auch Objekte sprachlicher Referenz sein und es besteht keinerlei Notwendigkeit, diese Aussagen mit sprachtheoretischen Besonderheiten zu erklären. Auch die negativen Existenzaussagen sind nun einfach zu lösen: Die Behauptung, Fiktives würde nicht existieren, ist demnach falsch. Trotzdem scheint es verfehlt, einen naiven Realismus anzunehmen, nach dem das Fiktive existiere und so beschaffen sei, wie es in fiktionalen Werken und außerhalb beschrieben wird. Wenn Hans Castorp auf Reisen geht, tut er das offensichtlich nicht auf die genau gleiche Art, wie ich es tun könnte, selbst wenn seine Existenz angenommen wird. Realistische Theorien müssen sich dazu äußern, inwiefern sich beispielsweise eine fiktive Person von einer nichtfiktiven Person unterscheidet. In diesem Kapitel untersuche ich zwei solcher realistischen Theorien; zunächst die Theorie, es handele sich bei fiktiven Entitäten um Abstrakta, anschließend die Annahme, es handele sich um mögliche Entitäten.

---

klassischen Meinongianismus und Modalmeinongianismus wird noch eine Reihe von anderen Logiken diskutiert, die sich ebenso anbieten.

# 2 Kreationismus

## i. Zwei kreationistische Ontologien

> [O]n the common conception, fictional characters are like artefacts in being created, contingent members of the actual world. But although fictional characters are artefacts, as all competent readers understand, they are not concrete artefacts like tables and chairs, for they are not particular material objects, and (although they are created at a certain time) they lack a spatiotemporal location. (Thomasson 2003a, 138)

Kreationistische Theorien gehen davon aus, dass fiktive Entitäten von ihren Autoren erschaffen werden.[11] Insofern sind sie *Artefakte*, d.i. von zur Intentionalität fähigen Wesen hergestellte Entitäten, da es einer absichtsvollen Handlung bedarf, um sie ins Dasein zu bringen. Damit teilen fiktive Entitäten ihre Stellung als Artefakte mit diesem Text, dem Stuhl, auf dem ich beim Schreiben sitze und dem Computer, den ich dafür verwende. Jedoch unterscheiden sich fiktive Entitäten offensichtlich von den anderen genannten Artefakten: Sie haben keine physische Gestalt. Auf meinem Stuhl kann ich sitzen, aber auf fiktiven Stühlen sitzt es sich schlecht. Dementsprechend sind sich Kreationisten einig, dass es sich bei fiktiven Entitäten nicht um physische handelt. Vielmehr sollen fiktive Entitäten *Abstrakta* sein.

Solche abstrakten Artefakte sollen sich durch die folgenden ontologischen Statuseigenschaften auszeichnen: Sie sind *kontingent*, *tatsächlich* und *immateriell*. Die *Kontingenz* abstrakter Artefakte folgt unmittelbar aus ihrer Erschaffenheit. Was immer eine Person erschaffen hat, hätte sie auch nicht erschaffen können; somit kann die Existenz einer erschaffenen Sache niemals notwendig sein; vielmehr ist es „an empirical question whether there was such and such a fictional character“ (Kripke 2013, 71).

Diese erschaffenen Abstrakta sollen aber auch *tatsächlich* sein, d.h. es sind keine bloß *möglichen* Entitäten. Teilweise wird angenommen, Sherlock Holmes sei zwar keine tatsächliche Person, aber es gäbe eine oder mehrere mögliche Welten, in denen er unterwegs ist und seine Fälle löst.[12] Kreationisten lehnen diese Annahme ab. Vielmehr sei die fiktive Entität Sherlock eine tatsächliche Entität, da sie als Produkt eines schöpferischen Aktes Teil *unserer* Welt sei und eben nicht bloß in einer *anderen* fiktiven Welt existiert. Es mag noch andere mögliche Welten geben, in denen Doyle diese fiktive

[11] Daneben steht die im Diskurs kaum realisierte Möglichkeit, eine ähnliche Theorie zu vertreten, die von Lesern als den Schöpfern fiktiver Entitäten ausgeht. Thomasson (1999, 21f) interpretiert Sartre 1940 so.

[12] Hierzu mehr in den Abschnitten zum Possibilismus (S. 70ff) und Modalmeinongianismus (S. 124ff).

Entität ebenfalls erschaffen hat, und auch in diesen Welten existiert Sherlock. Aber es gibt auch mögliche Welten, in denen er nicht erschaffen wurde und dort existiert er nicht. Unsere eigene Welt gehört jedoch zu den ersteren und dementsprechend soll Sherlock tatsächlich und nicht bloß möglich existieren: „I mean that there are certain fictional characters in the actual world, that these entities actually exist“ (Kripke 2013, 70)[13]. Als Abstrakta gehören fiktive Entitäten nach diesem Bild also genauso zu den Gegebenheiten unserer Welt wie anderer Abstrakta auch. So wie es Zahlen gibt, auch wenn sie sich nicht greifen lassen, so gibt es auch fiktive Entitäten, deren Körperlosigkeit ihre Teilhaftigkeit am Universum nicht schmälert.

Dass Sherlock *immateriell* ist, also keine räumliche Verortung hat, darf somit nicht missverstanden werden als die Annahme eines platonischen idealen Gegenstands, einer nichtexistenten Entität, oder eines bloß theoretischen Konstruktes. Vielmehr teilen fiktive Entitäten ihren Status als abstrakte Artefakte mit einer ganzen Reihe anderer nichtfiktiver Entitäten, die ebenfalls immateriell sind: Sie sind verwandt mit sozialen Institutionen wie der Ehe, Gesetzen und Regierungen. „A fictional character [...] exists in virtue of more concrete activities of telling stories [...] the same way that a nation is an abstract entity which exists in virtue of concrete relations between people“ (Kripke 2013, 73). So wie Gesetze Teil unserer Welt sind, ohne eine physische Form zu haben (und deshalb noch lange nicht notwendig sind wie eine platonische Idee), gilt dies auch für fiktive Entitäten.

Kreationistische Theorien verweisen zur Verdeutlichung dessen, was es für eine Entität heißt, ein Abstraktum zu sein, häufig auf andere Entitäten von denen ebenfalls angenommen wird, dass sie zu dieser ontologischen Kategorie gehören, wie Kripke es in obigem Zitat tut. Was jedoch die Existenzbedingungen fiktiver Entitäten anbelangt, müssen diese von den ihnen verwandten anderen Abstrakta unterschieden werden. Ein Gesetz zu machen, folgt beispielsweise sicherlich ganz anderen Bedingungen, als eine fiktive Entität zu schaffen, schon allein weil letzteres jedem frei steht und ersteres nur Legislativorganen. Die Existenzbedingungen für Gesetze sind auch genauestens konstitutionell festgeschrieben und müssen nicht erst herausgearbeitet werden. Wie genau fiktive Entitäten erschaffen werden, ist hingegen in keiner Verfassung niedergeschrieben. Kreationisten sind sich jedoch weitgehend darin einig, dass dieser Schaffensprozess irgendwie mit dem Erzählen von Autoren verbunden ist.

[13] Im Manuskript zu den *Locke Lectures* drückt Kripke dies noch stärker aus: „I mean that there are certain fictional characters in the actual world, right here in the ordinary concrete world”, wobei er das Wort *concrete* annotiert mit dem Hinweis „but they’re abstract” (Kripke 1973, Lecture III, S. 15)

### Bedingung der Möglichkeit

Wie können aber Sprechhandlungen von Autoren zur Schöpfung von tatsächlich existierenden Entitäten führen? Diese Annahme ist sicherlich rechtfertigungsbedürftig, schließlich lassen sich physische Entitäten nicht einfach herbeireden, warum sollte das also mit Abstrakta funktionieren? Der Vergleich mit dem Schaffen eines Gesetzes ist zwar intuitiv einleuchtend, denn auch hier kommt es maßgeblich auf bestimmte sprachliche Handlungen an: der Lesung und Abstimmung im Parlament, der Unterzeichnung durch den Bundespräsidenten und der anschließenden Veröffentlichung im Bundesgesetzblatt. Doch auch hier mag sich nach kurzem Stutzen dieselbe Frage aufdrängen: Wieso sollen diese Akte zur Existenz einer abstrakten Entität führen? Nur wenn die Bedingungen der Möglichkeit einer solchen Schöpfung weiter plausibilisiert werden, kann der Kreationismus als Theorie überzeugen.

Was sind also die Bedingungen, die solche Schöpfungen möglich machen? Mit Thomasson (2003a) und Schiffer (1996) beantworten zwei Kreationisten diese Frage mit der gleichen Antwort, die, wie sich später zeigen wird, eigentlich zwei unterschiedlichen Strömungen innerhalb des Kreationismus angehören. Beide verweisen auf die Art und Weise, wie der Term *fictional character* in die Sprache eingeführt wurde als Schlüssel dafür, warum eine solche Schöpfung möglich sein soll.

Es lässt sich unterscheiden zwischen solchen Termen, die durch *Ostension* eingeführt werden und solchen, die durch *Definition* eingeführt werden. Ostension ist das Zeigen von Beispielen. Kinder lernen viele ihrer ersten Begriffe auf diese Weise. Es wird auf verschiedene Bäume gezeigt und jeweils *Baum* gesagt. Und es ist nicht nur das einzelne Kind, welches sich einen Begriff auf diese Weise aneignen kann; denkbar ist auch eine Situation, in der ein Term auf diese Weise erstmals in eine Sprechergemeinschaft eingeführt wird, bspw. wenn Steve Jobs auf der Bühne erstmals das iPhone der Öffentlichkeit vorstellt und es dabei dem Publikum entgegenstreckt, während der Name auf einem Display erscheint. Wenn ein Begriff so eingeführt wurde, referiert er „in virtue of a causal relation between those who ground the use of the term and a certain sample of entities“ (Thomasson 2003a, 144). Thomasson und Schiffer gehen jedoch davon aus, dass der Term *fictional character* unmöglich auf diese Weise in die Sprache eingeführt werden konnte. „There is no sample of fictional characters such that would-be grounders of the term ‘fictional character’ can stand in a causal relation to it“ (Thomasson 2003a, 144). Ostension scheint hier also ausgeschlossen.

Ein Term kann jedoch auch durch Definition eingeführt werden. Hierbei sind Beispiele der Entitäten, die mit dem Term bezeichnet werden sollen, nicht erforderlich. Beispielsweise könnte ich alle Entitäten, an die ich zu einem bestimmten Zeitpunkt t denke, als *Bruhnsobjekte* bezeichnen. Dabei habe ich die Bedeutung dieses Terms also bestimmt, ohne dies anhand einer Reihe von Beispielen zu tun (schließlich habe ich keines der Bruhnsobjekte aufgezählt), einfach indem ich die Bedeutung definitorisch festgelegt habe. Der Term *fictional character*, so nehmen Schiffer und Thomasson an, muss mangels einer Menge von Beispielentitäten, auf die sich direkt verweisen ließe, ebenfalls definitorisch eingeführt worden sein.

Der Unterschied zwischen ostensiv eingeführten Begriffen wie *Baum* und definitorisch eingeführten wie *fictional character* ist jedoch kein bloß sprachhistorischer. Diese zwei Arten von Begriffen unterscheiden sich auch durch den epistemischen Status ihrer Referenzentitäten. Man stelle sich vor, eine Gruppe von Leuten wüsste gern mehr über Bäume.

> What they *won't* do in order to learn more is observe their practice of speaking about trees; it's trees directly that they'll study. The nature of trees isn't revealed, or determined, by our ways of talking about trees; to learn about the nature of trees, you've got to study *trees*. (Schiffer 1996, 158, seine Emphase)

Ein Begriff, der ostensiv eingeführt wurde, steht *per definitionem* in einem kausalen Verhältnis zu Entitäten, auf die man in direktem Kontakt verweisen kann. Daher stehen Dinge, deren Bezeichnungen ostensiv eingeführt wurden, auch grundsätzlich einer empirischen Untersuchung offen. Analysiert man beispielsweise die Sprechweisen über Wale, so könnte man feststellen, dass sie früher für Fische gehalten wurden. Doch damit hat man nichts über Wale herausgefunden, sondern nur über allgemeine Überzeugungen zu Walen. Es ist die Art selbst, die untersucht werden muss, um diese Sprechweisen zu verifizieren. Thomasson und Schiffer nehmen nun an, dass solches Vorgehen auf ostensiv eingeführte Begriffe limitiert ist. Sprechweisen über fiktive Charaktere lassen sich daher nicht durch Untersuchung der Entitäten selbst verifizieren oder falsifizieren. Thomasson führt hierzu als ähnlich gelagertes Beispiel den Begriff *inning* aus dem Baseball an.

> To establish a reference for 'inning', as opposed to any of the various physical activities occurring in a given place and time, a would-be grounder of the term must have a substantive concept of what an inning is, how innings are to be individuated [...], what is necessary for an inning to be in process and when an inning has started and finished, and so on. [...]

> In each case, then, substantive concepts, at least tacitly including existence, identity, and survival conditions for members of the kind (that enable grounders to say when we have one or two fictional characters or innings, when there is or is not an inning or a fictional character, and so on) are essential to establishing the reference of that term, and are *definitive* of what ontological sort of entity is referred to. (Thomasson 2003a, 145, ihre Emphase)

Hier fällt eine epistemische mit einer ontologischen Beobachtung zusammen. Epistemisch lässt sich feststellen, dass bei Termen wie *inning* oder *fictional character* alles, was über diese Entitäten zu wissen ist, durch eine Analyse unserer Sprechweisen herausgefunden werden kann. Damit unterscheiden sich diese Begriffe von solchen, die ostensiv eingeführt wurden. Allgemein geteilte Überzeugungen über Bäume sind nicht automatisch wahr. Doch allgemein geteilte Überzeugungen zum Regelwerk eines Spiels können sich nicht für alle Beteiligten überraschend als falsch herausstellen. Kein ambitioniertes Team von Forschern wird jemals nach eingehender Analyse feststellen, dass sich das *International Football Association Board* (IFAB) getäuscht hat und es tatsächlich kein Abseits im Fußball gibt. Alles, was es über die Regeln des Fußballspiels zu wissen gibt, ist *per definitionem* auch bereits bekannt.[14]

Dieser epistemische Punkt ist verbunden mit einem ontologischen: Die intersubjektiven Überzeugungen in Bezug auf abstrakte Artefakte, die mit definitorisch eingeführten Termen bezeichnet werden, geben nicht nur *Auskunft* über die Beschaffenheit dieser Entitäten, vielmehr *legen* sie deren Ontologie erst *fest*. Die Existenzbedingungen für ein Abseits oder ein *inning* sind identisch mit der Verwirklichung des entsprechenden Regelwerks. Das jeweilige Abseits existiert genau dann, wenn die intersubjektiv festgelegten Existenzbedingungen in Form des Regelwerks erfüllt sind. Bevor die Regel eingeführt wurde, gab es auch kein Abseits, das nur nicht als solches erkannt worden ist. Genauso, nehmen Schiffer und Thomasson an, verhält es sich auch mit fiktiven Entitäten. Eine fiktive Entität existiert genau dann, wenn die intersubjektiv festgelegten Existenzbedingungen erfüllt sind. Wie diese Existenzbedingungen aussehen sollen, ist dabei völlig frei der Sprachgemeinschaft überlassen.[15]

---

[14] Das schließt natürlich nicht aus, dass das Regelwerk geändert wird. Eine solche Änderung würde jedoch nicht bedeuten, dass das Spiel früher *falsch* betrieben wurde, sondern eben, dass es jetzt *anders* betrieben wird.

[15] Ähnlich wie beim Fußballbeispiel, wo das IFAB für das Festlegen der Regeln zuständig ist, ist es auch bei jedem anderen definitorisch eingeführten Term möglich, dass bestimmte Sprecher größeren Einfluss auf die Bedingungen haben als andere, beispielsweise weil sie von der Allgemeinheit mit dem Festlegen des Regelwerks beauftragt wurden, oder weil sie als besonders kompetent eingestuft werden.

Ebenso, wie die Existenz eines Abseits davon abhängt, welche Regeln diesbezüglich von der Sprachgemeinschaft etabliert wurden, hängt dann auch die Existenz fiktiver Entitäten davon ab, welche Bedingungen hierfür durch die Verwendung des Terms *fictional character/entity* festgelegt werden. Deshalb ist die Schöpfungsfähigkeit von Autoren möglich, weil stipulativ die ontologischen Rahmenbedingungen hierfür durch den Sprachgebrauch kompetenter Sprecher festgelegt worden sind. Diese von Thomasson und Schiffer angenommene Bedingung der Möglichkeit treibt das Prinzip der ontologischen Festlegung auf die Spitze. Hier geben die Sprechweisen nicht nur Aufschluss darüber, welche Entitäten angenommen werden; hier sind die Sprechweisen selbst *ursächlich* für die Existenzbedingungen und Existenz der Entitäten.

Ob Schiffer und Thomasson mit diesem Kniff Recht haben oder nicht, sei dahingestellt. Wenn dem jedoch so sein sollte, ergeben sich zwei stets zu beachtende Konsequenzen. Zunächst folgt hieraus, dass es, wie Thomasson betont, in der Tat von besonderer Wichtigkeit ist, in einer Fiktivitätstheorie die allgemein verbreiteten Überzeugungen über fiktive Entitäten abzubilden, da es genau diese Überzeugungen sind, die die Ontologie fiktiver Entitäten erst festlegen. Kontraintuitive Theorien würden sich damit sofort disqualifizieren; jeglicher Disput kann sich in diesem Fall nur um die Frage drehen, welche Existenzbedingungen etc. denn tatsächlich durch die Sprechpraxis etabliert werden. Zweitens folgt aus Schiffers und Thomassons Annahmen zur Bedingung der Möglichkeit die radikale Wandelbarkeit der ontologischen Gruppe der fiktiven Entitäten. Mit den Überzeugungen über fiktive Entitäten können sich auch diese selbst stets ändern. Sie könnten aufgegeben oder durch völlig andere Existenzbedingungen etabliert werden.

Der Kreationismus ist als Fiktivitätstheorie „[p]robably the currently most popular version of realism“ (Sainsbury 2010, 91). Er wird in unterschiedlicher Ausgestaltung prominent vertreten von Kripke 1973 (veröffentlicht 2013), Searle 1975, Salmon 1998, Thomasson 1999.[16] Dabei hat insbesondere Thomasson für seine Popularität und

[16] Neben diesen Beiträgen stehen weitere, deren Zugehörigkeit zum Kreationismus weniger eindeutig ist, beispielsweise die langjährige Auseinandersetzung mit fiktiven Charakteren durch van Inwagen (1977, 1983, 2003, 2009), der sich letztlich zwar auf ihre Existenz aber nicht auf ihre Erschaffenheit festlegen möchte: „The only problem I can see with this appealing theory is that it is not at all clear that it is metaphysically possible. Can there really be abstract things that are made?“ (van Inwagen 2003, 153) Andersherum Kit Fine, der zwar die Erschaffenheit des Fiktiven annimmt, aber dies zugleich als nichtexistent einstuft; vielmehr soll es sich dabei um aktuelle aber nichtexistente Entitäten handeln, die sich von nichtaktuellen, nichtexistenten Entitäten darin unterscheiden, dass es über erstere Erzählungen *gibt* und über letztere Erzählungen geben *könnte*. (vgl. Fine 1982, 131f). Wegen des großen Einflusses des Kreationismus, der maßgeblich durch die oben genannten vier Debattenbeiträge entwickelt wurde, gibt es außerdem noch zahlreiche Weiterentwicklungen, Verteidigungen und Diskussionen von einzelnen Problemen, die hier nicht alle gegenständlich sein können, etwa Reicher (2010), Schnieder und Solodkoff (2009), oder C.

zunehmende Verbreitung gesorgt. Einig sind diese vier sich darin, dass Autoren durch ihr Erzählen fiktive Entitäten erschaffen. Jedoch lassen sich in der genauen Ausbuchstabierung der Bedingungen, die das Erzählen erfüllen muss, um fiktive Entitäten hervorzubringen, zwei Varianten unterscheiden, die den Kreationismus in zwei Blöcke teilen.

### Mit *pretense* als Existenzbedingung

Die wohl frühste prominente kreationistische Theorie fiktiver Entitäten findet sich in Kripkes *John Locke Lectures for 1973.* Er schreibt:

> So my view is that ordinary language quantifies over a realm of fictional or mythological entities. They don't exist, so to speak, automatically […]. On the contrary, it is an empirical question whether there was such and such a fictional character. [...] If there was, this will be true in virtue of appropriate works of fiction or legend having been written, or at least told orally, or something of the kind. If there is such a fictional work, then there is such a fictional character. (Kripke 2013, 71)

Diese kurze Passage fasst eine Reihe von Kripkes Annahmen über fiktive Entitäten zusammen. Zunächst einmal gibt Kripke hier seinen Grund dafür an, überhaupt fiktive Entitäten zu postulieren. Es ist abermals eine Analyse alltagssprachlicher Äußerungen, die zu diesem Ergebnis führt und damit eine Anwendung des Prinzips der ontologischen Festlegung. Er nimmt weiterhin an, dass die Existenz fiktiver Entitäten nicht notwendig ist und aus irgendwelchen logischen Erwägungen folgt, sondern kontingent ist. Für jede fiktive Entität gilt, dass es sie geben oder nicht geben kann. Diese Kontingenz rührt daher, dass die Existenz fiktiver Entitäten davon abhängt, ob es ein fiktionales Werk gibt, das diese Entitäten etabliert hat. Insofern ist ihre Existenz keine apriorisch zu beantwortende Frage, sondern ein empirisches Datum. Eine Untersuchung der fiktionalen Texte in der Welt gibt Auskunft über die fiktiven Entitäten, die es gibt. „On my view, to write a novel is, ordinarily, to create several fictional characters, as Twain, by writing *Huckleberry Finn*, brought both a novel and a fictional character into being" (Kripke 2013, 72).[17] Mit diesen Aussagen Kripkes ist zunächst nur festgestellt, dass er die zentrale kreationistische Annahme teilt, dass fiktive Entitäten tatsächlich existierende, kontingente Dinge unserer Welt sind, die von irgendjemandem erschaffen wurden. Es gilt nun, im Weiteren festzustellen, welche Bedingungen für Kripke erfüllt sein müssen, damit eine bestimmte fiktive Entität ins Dasein gebracht wird.

---

Werner (2013), die den Akt der Schöpfung fiktiver Entitäten als deklarativen Sprechakt im Sinne Searles analysiert.

[17] Man konzentriere sich hier auf den inhaltlichen Punkt den Kripke machen möchte und nicht darauf, dass die Figur Huckleberry Finn schon in einem früheren Werk etabliert wurde.

Kripke führt jedoch leider nicht systematisch aus, welche Existenzbedingungen er genau annimmt. „A fictional character [...] exists in virtue of more concrete activities of telling stories [...] under criteria which I won't try to state precisely, but which should have their own obvious intuitive character" (Kripke 2013, 73). Er gibt jedoch über sein Werk verteilt einige weitere Hinweise. Zunächst stellt Kripke fest, dass nicht automatisch jede Entität, die in einem fiktionalen Werk genannt wird, auch fiktiv ist. „Just because something occurs in the story, it does not mean that the entity so named is fictional. There are fictional stories, for example, about Napoleon – a real person" (Kripke 2013, 20). Ausschlaggebend für die Frage, ob eine Entität fiktiv ist oder nicht, ist für Kripke die referentielle Absicht des Autors. Kripke unterhält zur Illustration ein Gedankenspiel, bei dem der Autor eines Werks von einer Person verklagt wird, die sich als die Hauptfigur wiedererkennt. Der Richter wird entscheiden müssen, ob die Rechte dieser Person verletzt wurden, indem der Autor ungefragt über diese geschrieben hat. „Suppose the author can show that he never heard of this man; that he definitely wasn't writing about him; that it was indeed a coincidence, just as he said. Then a reasonable judge would rule against the plaintiff" (Kripke 2013, 27). Der vernünftige Richter in Kripkes Beispiel erkennt, dass sich der Autor der Geschichte nicht auf den Kläger bezogen hat. Zwar mag die dargestellte Figur dem Kläger frappierend ähnlich sein, doch da dieser den Kläger nicht kannte, kann er sich auch nicht auf diesen bezogen haben.

Ob der Napoleon in einer Geschichte fiktiv ist oder nicht, hängt für Kripke also nicht davon ab, wie er beschrieben oder benannt wird, sondern davon, ob sich der Autor auf die tatsächliche Person beziehen *wollte* oder nicht. Wenn über eine Figur namens Napoleon geschrieben wird und die Geschichte viele Daten aus dem Leben Napoleons akkurat wiedergibt, handelt es sich dabei trotzdem nicht automatisch um die tatsächliche Person. Es könnte auch bloßer Zufall sein, dass eine Übereinstimmung zwischen einer historischen Figur und einer fiktiven Figur auftritt, genau wie in Kripkes Beispiel mit dem Richter bloß zufällige Ähnlichkeit einer Figur mit dem Kläger besteht.

Kripke nimmt an, aus diesem hypothetischen Urteil des Richters lassen sich Schlüsse darüber ziehen, wie die Verwendung von fiktionalen Namen funktioniert: Autoren „[are] pretending that the conditions for ordinary naming are satisfied" (Kripke 2013, 26), während sie aber tatsächlich nicht erfüllt sind. Benutzt Shakespeare also den Namen *Hamlet*, so ist dies keine tatsächliche Namensverwendung, für die die entsprechenden semantischen Regeln gelten, sondern er tut lediglich so, als gäbe es hier eine Namenssemantik, denn tatsächlich soll und kann dieser Name sich in seiner Verwendung

auf gar nichts Bestimmtes beziehen. Tatsächlich sind die ganzen Propositionen, in denen solche Namen auftauchen, für Kripke bloß vorgetäuschte Propositionen:

> I argued that the types of names which occur in fictional discourse are, so to speak, 'pretended names,' part of the pretense of the fiction. The propositions in which they occur are pretended propositions rather than real propositions; or rather, as we might put it, the sentences pretend to express a proposition rather than really doing so. (Kripke 2013, 29)

Die Frage, ob der Napoleon eines fiktionalen Werkes fiktiv ist oder nicht, lässt sich dementsprechend mit Verweis darauf beantworten, ob der Autor den Gebrauch eines Namens nur vorgetäuscht hat, oder ob er den Namen *Napoleon* mit der entsprechenden Referenz tatsächlich verwenden wollte. Hierin unterscheidet sich für Kripke der Name eines fiktiven Charakters auch von dem eines fälschlich angenommenen Dings wie dem Planeten Vulkan, dessen Existenz einst stipuliert wurde, um bestimmte Gravitationseffekte zu erklären. Hierbei gab es kein So-tun-als-ob, sondern eine gescheiterte Referenz. Anders als im Fall des Namens *Hamlet* sollte der Name *Vulkan* nämlich referieren; es wurde nicht nur so getan, als ob dies ein Name sei.

> Here the astronomers were, on my view, under a mistaken impression that they had named a planet when they introduced the name; and when they uttered sentences containing the name 'Vulcan' it was a *mistake* to suppose that they expressed propositions, rather than a case of pretense. (Kripke 2013, 30f, seine Emphase)

Nach Kripkes Bild ist also nicht jeder fehlgehende Name sogleich für das Entstehen einer fiktiven Entität verantwortlich. Es reicht nicht aus, dass es eine Namensverwendung ohne Referenten gibt; vielmehr muss absichtsvoll die Verwendung eines Namens nur vorgegeben werden.

Searle liefert in „The Logical Status of Fictional Discourse" (1975) ein ganz ähnliches Bild der Existenzbedingungen fiktiver Charaktere, das er jedoch anders als Kripke sehr viel expliziter zeichnet:

> By pretending to refer to (and recount the adventures of) a person, Miss Murdoch creates a fictional character. Notice that she does not really refer to a fictional character because there was no such antecedently existing character; rather, by pretending to refer to a person she creates a fictional person. (Searle 1975, 330)

Auch Searle nimmt also wie Kripke an, dass Autoren selbst nur so tun, als würden sie auf etwas referieren und damit jedoch tatsächlich fiktive Entitäten erschaffen. Bei Kripke kommt es als Existenzbedingung auf eine vorgegebene Namensverwendung an, bei Searle auf vorgegebene Referenzen. Anders als Kripke sagt Searle aber noch etwas mehr

darüber, wie dieses So-tun-als-ob aussieht. „The author pretends to perform illocutionary acts by way of actually uttering (writing) sentences [...] The utterance acts in fiction are indistinguishable from the utterance acts of serious discourse“ (Searle 1975, 327).

Wenn die materielle Beschaffenheit eines bloß vorgegebenen und eines tatsächlichen illokutionären Akts dieselbe ist, lässt sich folglich am bloßen Aussehen eines Satzes nicht entscheiden, ob er in einem tatsächlichen oder nur einem vorgegebenen Sprechakt verwendet wurde. Gerade deshalb sind Lügen nicht sofort als solche zu erkennen. Was eine Lüge von einer auf der Oberfläche identischen, ehrlich gemeinten (aber falschen) Aussage unterscheidet, ist die Intention des Sprechers. Ebenso ist es für Searle die Intention des Sprechers, die eine fiktionale von einer nichtfiktionalen Aussage trennt. Aber worin besteht für Searle der Unterschied zwischen Lüge und Fiktion? Auch für diesen Unterschied zeigt Searle auf eine weitere intentionale Einstellung des Sprechers:

> [L]ying consists in violating one of the regulative rules on the performance of speech acts [...W]hat distinguishes fiction from lies is the existence of a separate set of conventions which enables the author to go through the motions of making statements which he knows to be not true even though he has no intention to deceive. (Searle 1975, 327)

Zu lügen geht also einher mit der Sprecherintention, jemanden dazu zu bringen anzunehmen, der Sprecher habe seine Äußerung in Übereinstimmung mit den normalen Konventionen des Behauptens getätigt, obwohl dies tatsächlich nicht der Fall ist. Fiktionale Äußerungen hingegen werden mit der Sprecherintention getätigt, den Rezipienten gerade in das Bewusstsein zu versetzen, dass diese Konventionen absichtlich nicht eingehalten werden; ein Vorgang, der nur durch ein weiteres Set von konventionalisierten Regeln ermöglicht wird. Diese nur vorgegebenen, nicht täuschenden Sprechakte lassen laut Searle fiktive Entitäten entstehen.

Die Existenzbedingungen, die Kripke und Searle für fiktive Entitäten annehmen, sind sehr nahe beieinander. In beiden Fällen sind es bloß vorgegebene Sprechhandlungen, die fiktive Entitäten etablieren. Gemeinsam ist beiden Ansätzen auch, dass zwar eine eigenständige ontologische Klasse existenter fiktiver Entitäten angenommen wird, Autoren beim Schreiben ihrer fiktionalen Werke aber *nicht* auf diese referieren. Die vorgegebenen Sprechhandlungen etablieren zwar die Existenz fiktiver Entitäten, aber die werkinternen Sätze, mit denen die fiktiven Entitäten etabliert werden, handeln nicht von diesen, da sie selbst nur vorgegeben sind und sich also auf gar nichts beziehen.

Thomasson unterscheidet zur Verdeutlichung dieser Annahme zwischen *de re* und *de dicto pretense* (vgl. Thomasson 2003b, 210). Eine *de re pretense* ist *von einer Sache*.

Beispielsweise kann ich *von dem Text*, den ich gerade schreibe, so tun, als sei er bereits fertig. Auf der anderen Seite kann ich aber auch *de dicto* so tun, als *gäbe es einen fertigen Text*. Im ersten Fall gibt es bereits eine Sache und von dieser nehme ich an, sie hätte andere Eigenschaften, als sie tatsächlich hat. Im zweiten Fall wird die Existenz eines ganzen Sachverhaltes vorgegeben; hier gibt es keine Entität in der Welt, an die ich mein Als-ob-Verhalten anknüpfe. Die Art von *pretense*, die Kripke und Searle für ihre Theorien annehmen, muss *de dicto pretense* sein, da sie betonen, dass die verwendeten Namen nicht referieren und die Sätze also nicht *de re* von einer Sache handeln können. Auch Thomasson interpretiert Kripkes und Searles Äußerungen so:

> [O]ther realists about fictional characters, such as Searle, Kripke, Schiffer, and van Inwagen, have held that fictional names, when they appear in fictionalizing discourse, do not refer (or attempt to refer) to anything. In this case, it is natural to take the sentences in works of fiction to be involved in pretense of *de dicto* form – so that the sentences of the Holmes stories do not pretend of Holmes (the fictional character, an abstract artifact) that he was a detective; instead, the pretense has the form: There once was a man, such that he was called "Holmes", was a detective, was very clever, etc.[18] (Thomasson 2003b, 212)

Thomasson verdeutlicht mit dieser Passage den Unterschied zwischen den beiden Arten von *pretense*. Kripke und Searle nehmen an, es gäbe fiktive Charaktere, zum Beispiel Sherlock Holmes. Wenn von dieser fiktiven Entität so getan wird, als sei sie ein Detektiv, so handelt es sich um *de re pretense*, d.i. *pretense von der Sache*. Wenn jedoch Doyle in seinen Werken *Holmes* schreibt, so nehmen Kripke und Searle an, dass er nicht *über* die fiktive Entität schreibt, sondern sich auf gar keine Entität bezieht (er tut eben nur so). Dementsprechend gibt es hier auch kein *pretense von* etwas. Vielmehr hat Doyles So-tun-als-ob hier die Struktur „There once was a man, such that", sodass die Existenz einer Entität „There once was" Teil des *pretense* ist und also nicht an eine tatsächliche Entität anknüpft. Dies zeichnet das *de dicto pretense* aus.

Sowohl Kripke als auch Searle nehmen also an, fiktionale werkinterne Aussagen handeln gar nicht von fiktiven Entitäten, wenngleich sie deren Existenz etablieren. Das von den Autoren benutzte *pretense* gehört zu den Existenzbedingungen der fiktiven Entitäten: Es geht deren Existenz voraus, sodass notwendigerweise die Entitäten selbst nicht als Anknüpfungspunkt für das *pretense* dienen können. Neben diese Art von kreationistischer

[18] Wie Thomasson hier erwähnt, werden Formen des Kreationismus mit *de dicto pretense* noch von weiteren Personen vertreten. Vgl. zum Beispiel Schiffer 1996. Ob van Inwagen tatsächlich zu dieser Gruppe gehört, ist, wie oben bereits erwähnt (S. 35 Fußnote), unklar. Jedenfalls teilt er aber die Auffassung, dass Autoren werkintern in ihren Texten nicht auf fiktive Entitäten referieren, „[they are] not saying anything about anything" (van Inwagen 1983, 73).

Theorie steht eine zweite Variante. Diese nimmt *pretense nicht* als Teil der Existenzbedingungen fiktiver Entitäten an, sodass es möglich ist, auch werkinterne Aussagen als *de re* von Fiktivem handelnd zu verstehen.

### Ohne *pretense* als Existenzbedingung

Eine kreationistische Theorie, die kein *pretense* als Existenzbedingung für fiktive Entitäten annimmt, findet sich unter dem Namen *Artefaktualismus* am prominentesten bei Amie Thomasson (1999). Der Kreationsprozess soll nach Thomasson genau so verstanden werden, wie er in alltagssprachlichen Beschreibungen fiktiver Entitäten und ihrer Entstehung ausgedrückt wird. Dabei konzentriert sich Thomasson auf die englische Sprachverwendung. Sie stellt fest: „[W]e describe authors as inventing their characters, making them up, or creating them“ (Thomasson 1999, 6). Aus dieser Sprachverwendung schließt Thomasson, dass „[i]n our everyday discussions of literature we treat fictional characters as created entities brought into existence at a certain time through the acts of an author“ (Thomasson 1999, 5). Sie nimmt daher zwei Bedingungen an, die gemeinsam notwendig und hinreichend für die Existenz fiktiver Entitäten sein sollen: „The dependencies on literary works and authors exhaust the immediate dependencies of fictional characters“ (Thomasson 1999, 36). Die Existenz Hans Castorps ist demnach abhängig von Thomas Manns kreativem Ausdenken der Figur sowie einem Werk über diese Figur. Thomasson verdeutlicht ihr Bild mit einem Beispiel:

> [A] fictional character is created by being represented in a work of literature. If there is no preexistent object to whom [Jane] Austen was referring in writing the words [Emma Woodhouse, handsome, clever, and rich], writing those words brings into existence the object therein described. (Thomasson 1999, 13)

In einem Text dargestellt zu werden, ist also eine der Bedingungen für die Existenz fiktiver Entitäten. Thomasson nimmt daher an, dass fiktive Entitäten verwandt sind mit anderen Entitäten, deren Existenz ebenfalls davon abhängig ist, dass über sie gesprochen wird: „marriages, contracts, and promises may be created through the performance of linguistic acts that represent them as existing“ (Thomasson 1999, 13). Eine bestimmte Art von Geschichte zu schreiben, kann dafür sorgen, dass eine bestimmte fiktive Entität existiert, so wie ein bestimmtes Dokument zu verfassen, dafür sorgen kann, dass eine GmbH entsteht. Weder die fiktive Entität noch die GmbH sind identisch mit den jeweiligen Texten, aber beide hängen von dem Schriftstück und seiner Existenz ab.

Thomassons Annahmen klingen denen von Searle und Kripke zunächst sehr ähnlich. Der wesentliche Unterschied liegt darin, dass für Searle und Kripke *vorgegebene*

Sprechhandlungen eine fiktive Entität herbeiführen, bei Thomasson hingegen ist es eine andere, nicht bloß vorgegebene Art von Sprechen. Ihr Vergleich mit Versprechen, Ehen und Verträgen macht dies deutlich. Der Vertrag, mit dem eine Ehe geschlossen wird, gibt nicht nur vor, von einer solchen zu handeln. Er soll sich tatsächlich auf die jeweilige Ehe beziehen, die mit dem Schließen des Vertrags zugleich ins Dasein kommt. Thomasson nimmt an, dass es sich ähnlich mit fiktiven Entitäten verhält:

> [T]he first use of the name must be a sort of performative bringing the character into existence, later references by the author within the novel simply refer back to the character and ascribe it certain properties (by pretending to assert more things about it). (Thomasson 2003b, 211)

*Pretense* ist hier zwar im Spiel, aber es erfüllt eine ganz andere Rolle als im Fall der Theorien Searles und Kripkes. Das *pretense* wird hier *de re* verwendet, und das auch erst nachdem die fiktiven Entitäten gänzlich ohne *pretense* etabliert worden sind. Die Autorin gibt *von der fiktiven Figur* vor, sie sei so und so. Die Existenzbedingungen fiktiver Entitäten kommen für Thomasson also ohne So-tun-als-ob aus. Erforderlich ist allein, dass jemand sich eine fiktive Entität ausdenkt und ein literarisches Werk über sie schreibt.

Die beiden durch die Rolle, die *pretense* als Teil der Existenzbedingungen des Fiktiven spielt, verschiedenen Varianten des Kreationismus unterscheiden sich in der Konsequenz auch darin, wie sie die eingangs aufgeworfenen Probleme bezüglich gebräuchlicher Sprechweisen über Fiktives lösen können. Dies zeigt sich im Folgenden.

### ii. als Fiktivitätstheorie

Werkinterne Aussagen handeln nach Thomassons Auffassung *de re* von fiktiven Entitäten. Wie gezeigt, ist es ihrer Vorstellung nach Teil der Existenzbedingungen des Fiktiven, dass in einem literarischen Werk von diesem berichtet wird. Das werkinterne Sprechen soll verstanden werden als Performativ, der die Sache hervorbringt, auf die er sich gleichzeitig bezieht, so wie mit einer Äußerung ein Versprechen in die Welt gebracht werden kann. Die Referenzen und Existenzquantifikationen in werkinterner Rede sind damit unproblematisch zu verstehen. Wenn Thomas Mann sagt *Hans Castorp reiste von Hamburg nach Davos*, so referiert der Name *Hans Castorp* genauso unproblematisch wie der Name *Hamburg*. Ersterer auf ein von Thomas Mann geschaffenes abstraktes Artefakt, letzterer auf eine konkrete Stadt. Lediglich die Prädikation, die Angabe, dass Hans Castorp reiste, bedarf der Erklärung, denn „according to the artefactual theory, [Hans

Castorp] is a fictional character, which is an abstract entity of a certain kind—and thus not a person and very ill-suited to be [traveling]" (Thomasson 2003a, 140).

Ein Abstraktum als immaterielle Entität kann sich natürlich nicht von Hamburg nach Davos bewegen, schließlich hat es gar keine räumliche Verortung. Hans Castorp, die fiktive Entität, ist also nicht gereist. Vielmehr handelt es sich bei der Prädikation nach Thomasson um *de re pretense* und Thomas Mann hat also mit seiner vermeintlichen Behauptung so getan, als habe Hans Castorp die behauptete Eigenschaft.

Werkinterne Sätze unter der Kripke/Searle-Theorie müssen hingegen, wenn sie fiktive Entitäten zu erwähnen scheinen, nach dem *De-dicto-Pretense*-Bild analysiert werden. Die Beschreibung *ein junger Mensch* für Hans Castorp in Beispielsatz (1) ist anders als bei Thomasson also keine Referenz auf irgendetwas, auch nicht auf die fiktive Entität Hans Castorp, sondern es handelt sich insgesamt um eine vorgegebene Proposition mit einer vorgegebenen Referenz. Es wird hier nur so getan, als würde über Hans Castorp gesprochen. Dementsprechend gilt nach diesem Bild: „[T]he utterance doesn't constitute a true or false statement, since it's not making, or even trying to make, any kind of statement at all" (Schiffer 1996, 155).

Das Problem der ontologischen Festlegung wird nach dem Searle/Kripke-Bild für werkinterne Sprechweisen also vermieden, indem sie verneinen, dass es sich dabei überhaupt um tatsächliche Aussagen über fiktive Entitäten handelt. Vielmehr wird hier nur so getan, als würde über etwas gesprochen und dementsprechend auch nur so getan, als gäbe es ontologische Festlegungen; tatsächlich können werkinterne Sätze nach diesem Bild nicht nur keine wahren Aussagen über Fiktives sein, sondern es sind nicht einmal überhaupt Aussagen.

Anderes gilt für die Verwendung des Namens *Hamburg* in Beispielsatz (1). Ob es sich hierbei um eine fiktive Entität oder um eine tatsächliche handelt, hängt wie herausgestellt für Kripke davon ab, ob der Sprecher sich auf die tatsächliche Stadt beziehen will. Searle äußert sich hierzu nicht umfänglich; für ihn kommt es nur darauf an, ob die Entität bereits existiert oder nicht, was natürlich genau von der Frage abhängt, ob hier eine tatsächliche Referenz auf eine existierende Stadt vorliegt oder eine bloß vorgegebene Referenz auf eine fiktive Stadt. Es lässt sich also nicht mit absoluter Sicherheit klären, ob Thomas Mann mit *Hamburg* eine weitere fiktive Entität kreieren möchte, oder sich auf die tatsächliche Stadt beziehen. Allerdings ist es wohl wesentlich plausibler, von letzterem auszugehen. Dementsprechend gäbe es in Beispielsatz (1) dann eine vorgegebene Referenz auf Hans Castorp in Kombination mit einer tatsächlichen Referenz auf die Stadt

Hamburg, so wie nach Kripkes Aussage der echte Napoleon Figur in einem fiktionalen Text sein könnte. Da jedoch beide Referenzen in eine bloß vorgegebene Proposition eingebettet sind, wird auch über das tatsächliche Hamburg nicht wirklich etwas ausgesagt. Auf diese Weise tritt auch nicht das Problem auf, dass von dem tatsächlichen Hamburg plötzlich fiktive Tatsachen gelten sollen.

Die Searle/Kripke-Lösung für werkinterne Sprechweisen über fiktive Entitäten überrascht an dieser Stelle womöglich. Anders als die Erklärung Thomassons, die die ontologischen Festlegungen werkinterner Rede ernst nimmt, handelt es sich bei Searle/Kripke um eine Variante antirealistischer Lösungsversuche, bei denen verneint wird, dass werkintern überhaupt ontologische Festlegungen auf fiktive Entitäten auftreten. Allerdings beschränkt sich dieser antirealistische Kniff bei Searle und Kripke auf werkinterne Aussagen. Inhaltsangebende und werkexterne Aussagen sollen ganz anders funktionieren:

> [F]ictional characters, when predicates are applied to them, can be described in two ways. First, there is the "out-and-out" way, according to their true properties as fictional characters—being invented, say, by such-and-such an author at such-and-such a time. Second, the predicate can be applied fictionally according to what is said—what is attached to that name—in the story, as when we say that Frankenstein's monster was created in a certain year which is not the year that that *fictional character* was in fact created. (Kripke 2013, 104, seine Emphase)

Nachdem eine fiktive Entität durch das Erzählen einer Geschichte erschaffen wurde, kann nach Kripkes Vorstellung anschließend also direkt auf diese Entität referiert werden. Dabei können zwei Fälle unterschieden werden, namentlich die oben eingeführten inhaltsangebenden und werkexternen Sprechweisen.[19] Letztere bezeichnet er als den „out-and-out way", über Fiktives zu sprechen. Dabei bezieht man sich auf die fiktiven Entitäten, um ihnen diejenigen Eigenschaften zuzusprechen, die sie *als Abstraktum* tatsächlich haben.[20] Wenn es also in Beispielsatz (3) heißt, Hans Castorp sei eine fiktive Entität, so handelt es sich für den Kreationisten hierbei um eine wahre Aussage, die eine Existenzquantifikation über das abstrakte Artefakt Hans Castorp beinhaltet und von diesem angibt, es sei als abstraktes Artefakt durch das Schreiben eines fiktionalen Werks erschaffen worden. Ebenso lässt sich Kripkes eigenes Beispiel verstehen, Frankensteins

[19] Searle macht diese Annahme auch, unterscheidet dabei aber nicht zwischen den Sprechweisen: „Now once that fictional character has been created, we who are standing outside the fictional story can really refer to a fictional person" (Searle 1975, 330).

[20] Hiermit lässt sich auch die werkexterne Rede strenger definieren, als das oben in der Einleitung geschehen ist; jedoch steht diese Möglichkeit naturgemäß nur Kreationisten zur Verfügung, sodass sie mir, der sich hier mit verschiedenen Fiktivitätstheorien beschäftigt, für die Einleitung nicht offen steht.

Monster sei in dem-und-dem Jahr erschaffen worden. Auch diese Aussage hat eine werkexterne Lesart, namentlich die, dass die tatsächlich existierende fiktive Entität, das abstrakte Artefakt Frankensteins Monster, irgendwann – vermutlich 1816 – von Mary Shelley ins Dasein gebracht wurde. Werkexterne Sätze sind demnach genauso zu verstehen wie jede ordinäre Aussage über andere existierende Sachen.

Doch gibt es noch die von Kripke erwähnte zweite Lesart für die Aussage, Frankensteins Monster sei in dem-und-dem Jahr erschaffen worden. Die Aussage lässt sich auch als inhaltsangebend verstehen. Hierbei wird das Prädikat Dann-und-dann-erschaffen-worden-zu-sein (wie Kripke es nennt) *fictionally* verwendet, indem der Inhalt der Frankenstein Geschichte wiedergegeben und angegeben wird, wann laut der fiktionalen Geschichte Frankensteins Monster von Frankenstein erschaffen wurde. Kripke nimmt an, dass solche Sätze über den Inhalt fiktionaler Werke verstanden werden sollten als „a form of ellipsis in which a statement φ is used with truth conditions appropriate to 'the story says that φ', or 'the story implies in some sense that φ'" (Kripke 2013, 79). Der Satz wäre also etwa zu verstehen als: Laut der relevanten Geschichte hat Frankenstein dann-und-dann sein Monster erschaffen. Dabei lässt sich auch dieser Satz wieder auf zwei Arten verstehen, namentlich auf die von Thomasson unterschiedenen *de dicto* und *de re* Lesarten. Kripke und Searle nehmen für inhaltsangebende Sätze anders als für werkinterne an, dass es sich hierbei um *de re* Sätze handelt: Es wird *von den existierenden Entitäten* Frankenstein und Frankensteins Monster gesagt, dass *laut der Geschichte*, die eine dann-und-dann von der anderen erschaffen wurde. Auch hier gibt es also abermals Existenzquantifikationen mit einer Referenz auf die tatsächlich existierenden abstrakten Artefakte; einzig die Prädikation wird hier, anders als bei den werkexternen Sprechweisen, nicht „out-and-out" vorgenommen, sondern ist elliptisch präfigiert mit einem Operator. Durch diesen Operator kommt dem abstrakten Artefakt nicht das Prädikat zu, das auf der Satzoberfläche angegeben wird, sondern ein modifiziertes Prädikat, namentlich die Eigenschaft, dass die abstrakte Entität dieses vermeintliche Prädikat *laut der Geschichte* habe. Dieses modifizierte Prädikat wiederum kommt der fiktiven Entität tatsächlich zu, sodass der Operator also dafür sorgt, inhaltsangebende Aussagen in unmittelbar wahre werkexterne Aussagen zu verwandeln. Somit gibt es „two ways in which such an empty name as 'Hamlet' can have reference" (Kripke 2013, 104), nämlich werkexterne Rede und inhaltsangebende Rede.

Thomassons Analyse inhaltsangebender und werkexterner Sprechweisen entspricht dem Searle/Kripke-Vorschlag. Thomasson unterscheidet „fictional contexts" und „real contexts" (vgl. Thomasson 1999, 105f). Erstes „is to speak within the fictional context,

about what is true according to the story“ und zweites „from the external critic’s perspective, speaking of [fictional characters] straightforwardly as fictional characters, created by authors“ (Thomasson 1999, 105f). Auch sie nimmt also an, dass inhaltsangebende Aussagen *de re* von fiktiven Entitäten handeln und angeben, was laut dem relevanten literarischen Werk von diesen behauptet wird, während werkexterne Aussagen genau so zu verstehen sind, wie ihre Satzoberfläche es zu erkennen gibt: Sie handeln von abstrakten Artefakten und geben Eigenschaften an, die diesen tatsächlich zukommen.

Die verschiedenen ontologischen Annahmen der beiden kreationistischen Strömungen bezüglich der Existenzbedingungen fiktiver Entitäten führen also teilweise zu unterschiedlichen Analysen der drei Sprechweisen über Fiktives: Alles, was in werkinternen Sätzen gesagt wird, hat nach dem Searle/Kripke-Bild mit fiktiven Entitäten und ihren Eigenschaften unmittelbar nichts zu tun (abgesehen von dem Etablieren ihrer Existenz), vielmehr tun Autoren bloß *de dicto* so, als gäbe es etwas, wovon sie sprechen. Nach der Thomasson-Variante hingegen handeln auch diese Aussagen *de re* von abstrakten Artefakten und schreiben diesen Eigenschaften zu, die sie tatsächlich nicht haben. Was in wahren werkexternen Sätzen gesagt wird, gibt jedoch für beide Varianten des Kreationismus solche Eigenschaften an, die fiktive Entitäten tatsächlich in ihrem Wesen als existierende Abstrakta haben und die Sätze sind damit unproblematisch so zu analysieren, wie sie oberflächlich aussehen. Was schließlich in wahren inhaltsangebenden Sätzen gesagt wird, gibt für beide Varianten Auskunft darüber, welche Eigenschaften abstrakten fiktiven Entitäten von den relevanten fiktionalen Werken zugeschrieben werden, wenngleich sie diese nicht tatsächlich, sondern lediglich laut der Geschichte haben.

Insbesondere die von Searle und Kripke vorgeschlagene Ontologie des Fiktiven eignet sich also nicht dazu, die drei unterschiedenen problematischen Sprechweisen einheitlich zu analysieren. Nur eine der drei – werkexterne Sprechweisen – wird durch den Searle/Kripke-Vorschlag unproblematisch und ist genau so zu verstehen, wie es der Satzoberfläche nach den Anschein hat. Inhaltsangebende Sprechweisen bedürfen einer Zusatzstrategie, nach der diese Aussagen anders zu verstehen sind, als es auf den ersten Blick aussieht, und werkinterne Aussagen funktionieren völlig anders und kommen gänzlich ohne die von Searle/Kripke angenommene Ontologie des Fiktiven aus, indem sie mit einer eigentlich dem Antirealismus nahestehenden *De-dicto-Pretense*-Strategie analysiert werden, die dabei jedoch zum Teil der Existenzbedingungen für fiktive Entitäten wird. Nach dem Vorschlag Thomassons bedarf es zweier unterschiedlicher

Strategien: Werkexterne Rede ist hier unproblematisch und ist so zu verstehen, wie es die Satzoberfläche anzeigt; inhaltsangebende und werkinterne Rede hingegen handelt zwar von abstrakten Artefakten, aber ist mithilfe von *pretense* und eines elliptischen Operators zu analysieren. Thomassons Strategie unterscheidet sich damit deutlich von der Kripke/Searle-Variante, da hier alle drei Sprechweisen *de re* von fiktiven Entitäten handeln, während Kripke und Searle für werkinterne Rede eine antirealistische *De-dicto-pretense*-Strategie benutzen.

### Probleme des Kreationismus

*De dicto pretense* als Teil der Existenzbedingungen fiktiver Entitäten anzunehmen, führt jedoch zu einem Problem, das die Plausibilität des Kripke/Searle-Bildes infrage stellt.

> According to Kripke, as the name 'Sherlock Holmes' was originally introduced and used by Conan Doyle, it has no referent whatsoever. It is a name in the make-believe world of storytelling, part of an elaborate pretense. [...] It postulates an abstract artifact, the fictional character, as a product of this pretense. But the name 'Sherlock Holmes' does not thereby refer to the character thereby postulated, nor for that matter to anything else, and the sentences involving the name 'Sherlock Holmes' that were written in creating the fiction express no propositions, about the fictional character or anything else. [...] In effect, there are two names. Though spelled the same, they would be better spelled differently, as 'Holmes1' for the man and 'Holmes2' for the fictional character. Neither names a real man. The latter names an abstract artifact, the former nothing at all. (Salmon 1998, 294)

Wie Salmon hier anhand eines Beispiels darstellt, müssen werkinterne und werkexterne Sätze nicht nur unterschiedlich analysiert werden, sondern sie beinhalten völlig unterschiedliche Namen, auch wenn sie vermeintlich von der gleichen Figur handeln. Die *de dicto* vorgegebenen Referenzen in werkinternen Sätzen können fiktive Charaktere etablieren, zum Beispiel Hans Castorp. Solche werkinternen vorgegebenen Propositionen, in denen beispielsweise der Name *Hans Castorp* verwendet wird, können aber selbst nicht auf eine fiktive Entität referieren, da sie sonst keine *vorgegebenen*, sondern *tatsächliche* Referenzen enthalten würden. Wenn Thomas Mann also werkintern *Hans Castorp* schreibt, so etabliert das zwar die fiktive Entität Hans Castorp, aber die entsprechenden Sätze beziehen sich dennoch nicht auf diese Entität. Weil alle werkinternen Sätze überhaupt keine echten Propositionen ausdrücken, kann hier auch nichts über irgendetwas gesagt werden, auch nicht über fiktive Entitäten.

Dies macht Kripkes Analyse inhaltsangebender Sätze jedoch problematisch. Für Kripke handelt es sich dabei wie gezeigt um Ellipsen, die ausbuchstabiert einen vorangestellten Operator der Form *the story says that* $\varphi$ haben. Doch das kann nicht richtig sein, denn

dieser Operator setzt voraus, dass die werkinternen Aussagen der relevanten Geschichte φ aussagen, doch nach Kripkes eigener Analyse sagt die Erzählung überhaupt nichts, sondern gibt nur vor, etwas zu sagen. Laut der Erzählung hat Hans Castorp gar keine Eigenschaften, sie gibt nur vor, es gäbe einen Hans Castorp mit Eigenschaften.

> On the account proposed by Kaplan[21], Kripke, and van Inwagen, object-fictional sentences, like 'Sherlock Holmes plays the violin', have no genuine semantic content in their original use. This renders the meaningfulness of true meta-fictional sentences like 'According to the *Sherlock Holmes* stories, Holmes plays the violin' problematic and mysterious. (Salmon 1998, 297)

Schon der harmlose Satz *Sherlock Holmes ist laut Doyles Geschichten ein Detektiv* ist also strenggenommen falsch, da Doyles Geschichten eben nichts über die fiktive Figur Holmes aussagen. Sämtliche Analysen inhaltsangebender Sätze mithilfe eines vorangestellten Operators wie *Laut der relevanten Geschichte* oder *In der Fiktion* oder dergleichen scheitern an dem gleichen Problem, wenn zugleich angenommen wird, werkinterne Sätze würden gar nichts über fiktive Entitäten aussagen. Solche Operatoren stellen darauf ab, was eine Geschichte über eine fiktive Entität aussagt, obwohl die Geschichte angesichts der Kripke/Searle-Analyse werkinterner Aussagen nie überhaupt irgendetwas über solche Entitäten mitteilt.

Diese problematische Konsequenz einer *De-dicto-Pretense*-Analyse von werkinternen Sätzen tritt jedoch nur dann auf, wenn diese anders analysiert werden als inhaltsangebende Sätze, namentlich mithilfe von *De-re-Pretense*. Nur dann handelt eine Art von Aussagen *von* fiktiven Entitäten, während die andere nur so tut, als handele sie von etwas. Ein Ausweg aus dem Problem könnte also darin bestehen, die Analysen anzugleichen. Eine Möglichkeit wäre somit, inhaltsangebende Sätze auch als *De-dicto-Pretense* zu verstehen. Man könnte die Angabe, dass Sherlock Holmes Geige spielt, etwa verstehen als die Aussage: *Doyle hat mit dem relevanten Werk vorgegeben, es gäbe eine Person Sherlock Holmes, die Geige spielt*. So handelt auch ein solcher inhaltsangebender Satz nicht mehr *de re* von der fiktiven Entität Sherlock, sodass die Propositions- und Referenzfreiheit werkinterner Sätze nicht zum Problem für den Fiktionsoperator wird, mit dem der inhaltsangebende Satz analysiert wird.

[21] Kaplan stellt eine ähnliche Analyse werkinterner Sätze an wie Kripke. Auch er geht davon aus, dass fiktionale Namen hier nicht referieren, sondern nur vorgegebene Verwendungen haben. Er nimmt dies jedoch nicht als Existenzbedingung für irgendwelche Entitäten an. Vgl. Kaplan 1973, 505ff.

Einzig werkexterne Aussagen beziehen sich dann noch tatsächlich auf fiktive Entitäten. Doch hier tritt in nicht wenigen Fällen das gleiche Problem auf. Der Satz *Hans Castorp ist eine fiktive Figur Thomas Manns* bezieht sich nach Kripkes Annahmen auf das abstrakte Artefakt Hans Castorp und ist wahr, schließlich wurde das abstrakte Artefakt dieses Namens von Thomas Mann erschaffen. Doch nicht alle werkexternen Sätze sind so problemlos zu verstehen. Wird der Satz nur um ein Adjektiv erweitert zu *Hans Castorp ist eine komplexe fiktive Figur Thomas Manns*, so ist er nicht mehr so einfach zu analysieren. Diese Aussage lässt sich nicht mehr als wörtlich wahr verstehen, da das abstrakte Artefakt als solches nicht komplex ist, oder jedenfalls nicht komplexer als jede andere fiktive Entität auch, schließlich hat es eine recht limitierte Menge von Eigenschaften. Es ist auch kein Ausweg hier zu sagen, dass die Eigenschaftenmenge, die dem abstrakten Artefakt Hans Castorp im Rahmen des *pretense* zugeschrieben wird, komplex ist. Der fiktiven Entität werden vom Werk eben nach Kripkes Annahme keine Eigenschaften zugeschrieben. Thomas Mann tut laut der Kripke Analyse werkinterner Sätze gerade nicht so, als sei Hans Castorp irgendwie beschaffen; vielmehr tut er so, *als gäbe es jemanden*, der so-und-so beschaffen sei.

Um das Adjektiv *komplex* zu motivieren, könnte also allenfalls auf die Zuschreibung von Eigenschaften im Rahmen des *De-re-Pretense* inhaltsangebender Sätze durch die Rezipienten verwiesen werden, denn nur hierbei kommt die fiktive Entität selbst zu Eigenschaften, die sie komplex werden lassen könnten (namentlich den externen Eigenschaften, so-und-so behandelt zu werden). Dann integriert man aber die soeben dargestellte Problematik der Analyse inhaltsangebender Sätze mit in die Analyse werkexterner Rede. Kripkes Analyse werkexterner Sätze läuft also in dasselbe Problem wie seine Analyse inhaltsangebender Sätze: Beide Analysen verweisen letztlich auf den Inhalt der relevanten Werke, doch nach seiner Analyse werkinterner Sätze haben diese nur einen vorgegebenen Inhalt. Es bedarf daher entweder einer sehr elaborierten Paraphrasen-Strategie, die die Referenzen aus den inhaltsangebenden und werkexternen Redeweisen eliminiert, damit das *pretense* nicht mehr *de re* ist. Oder es muss in den sauren Apfel gebissen und das Erklärungsloch in Kripkes Analyse hingenommen werden, dass Leser aufgrund eines Textes fiktiven Entitäten Eigenschaften zuschreiben, obwohl die relevanten Texte nie über diese Entitäten gesprochen haben.

Das Hinnehmen dieser Erklärungslücke ist keineswegs unmöglich. Die von Salmon vorgebrachte Kritik, dass es nicht nachvollziehbar sei, wenn Leser von Sherlock Holmes *de re* so tun, als ob dieser ein Detektiv sei, obwohl die Texte von Doyle dies mangels Propositionen nicht tun, weist zwar auf eine bemerkenswerte Inkonsistenz hin, jedoch ist

nicht grundsätzlich auszuschließen, dass das Phänomen damit trotzdem richtig beschrieben ist. Sicherlich kann niemand behaupten, jede etablierte Verhaltenspraxis sei immer auch logisch konsistent. Möglicherweise nimmt die Leserschaft in Übereinstimmung mit einer etablierten Praxis fiktionale Texte als Grund für ein *De-re-Pretense*, obwohl dies unter streng semantischen Gesichtspunkten nicht zu rechtfertigen ist. Beispielsweise könnte die inhaltsangebende Behauptung *Laut der relevanten Geschichte ist Holmes ein Detektiv* zwar falsch sein, weil die Geschichte mangels Propositionen keine entsprechenden Behauptungen macht, aber diese Inhaltsangabe könnte dennoch *adäquat* sein, sofern sie einer konventionalisierten Praxis entspricht, über Fiktionen zu sprechen. In dem Fall wäre die Praxis womöglich mit dem Kripke/Searle-Bild richtig beschrieben. Jedoch ist dann damit nur festgestellt, dass die Praxis, inhaltsangebende Sätze aufgrund eines strenggenommen inhaltslosen Textes zu formulieren, zwar aus Gründen der Konvention in Bezug auf Fiktionen adäquat sein mag, aber hieraus ist keine Erkenntnis dazu gewonnen, wie die logisch-semantische Struktur solcher Sätze zu verstehen ist. Jedenfalls können sie dann nicht, so wie Kripke es tut, mit einem elliptischen *According-to*-Operator als wahr analysiert werden.

Das Problem der Erklärungslücke kann wie erwähnt jedoch auch insgesamt vermieden werden, indem alle drei Satztypen gleichermaßen ohne *De-re*-Referenz auf fiktive Entitäten erklärt werden. In diesem Fall bleibt von den drei Satztypen jedoch keiner mehr übrig, in dem tatsächlich auch *von* fiktiven Entitäten gesprochen wird. Doch warum sollte man dann überhaupt die Existenz fiktiver Entitäten annehmen? Diese Annahme war ja gerade motiviert durch die vermeintlichen ontologischen Festlegungen unserer Sprechweisen. Diese Strategie steht damit nur dem Antirealisten offen.

Als zweite, für den Realisten bezüglich fiktiver Entitäten wohl naheliegendere Strategie, lassen sich, wie Thomasson es tut, auch werkinterne Sätze mithilfe von *De-re-Pretense* analysieren, sodass ebenfalls eine einheitliche Analyse der drei Satztypen erreicht wird. „Once fictional characters have been countenanced as real entities, why hold onto an alleged use of their names that fails to refer to them? It is like buying a luxurious Italian sports car only to keep it garaged“ (Salmon 1998, 299). Diese Erwägung Salmons läuft darauf hinaus, dass ontologische Sparsamkeit in der Satzanalyse in Bezug auf eine bestimmte Entität ohnehin kein Gütekriterium mehr ist, wenn diese Entität sowieso schon an anderer Stelle für die Ontologie zugelassen wurde. Nach der Kripke/Searle-Analyse inhaltsangebender und werkexterner Sätze wird die Existenz fiktiver Entitäten ohnehin zugelassen. Das Prinzip der Sparsamkeit spricht deshalb nicht dafür, werkinterne Sätze möglichst ohne Referenz auf Fiktives zu analysieren. Einer einheitlichen Analyse kann

also keine ontologische Inflation vorgeworfen werden, sie vermeidet aber die soeben dargestellten Probleme der uneinheitlichen Analyse. Ein reiner *De-dicto-* oder reiner *De-re-Account* scheint daher einer Mischlösung vorzuziehen zu sein, solange sich der Kripke/Searle-Mischaccount nicht weiter plausibilisieren lässt.

Ein solcher reiner *De-dicto-Pretense-Account*, der alle drei Arten von Sätzen ohne *De-re-Pretense* und also ohne Referenz auf eine fiktive Entität erklärt, ist jedoch sinnvoll nur im Rahmen einer antirealistischen Fiktivitätstheorie, wie sie Searle und Kripke als Kreationisten jedoch ganz explizit nicht verfolgen. Realistische Theorien wie der Kreationismus sollten in der Konsequenz den anderen möglichen Weg gehen und ein einheitliches *De-re-Pretense*-Bild zeichnen und also davon ausgehen, dass auch die werkinternen Sätze Referenzen auf fiktive Entitäten enthalten, indem *von diesen* so getan wird, als seien sie so-und-so.

Doch auch der reine *De-re-Account* hat seine eigenen Probleme:

> [T]his [*de re*] reading of fictionalizing claims, combined with the ontological view that the fictional characters referred to are abstract artifacts, leads to some odd conclusions. For then we must take works of literature to invoke the pretense, of some abstract object, that it is a detective, is a man, solves crimes, etc. (Thomasson 2003b, 212)

Tatsächlich wirkt es *prima facie* nicht besonders überzeugend, das *Pretense*-Verhalten von Lesern und Autoren an ein abstraktes Artefakt anzuknüpfen. Tue ich, wenn ich *Harry Potter* lese, wirklich von einem solchen Abstraktum so, als sei es beispielsweise ein junger Zauberer? Stelle ich mir nicht vielmehr einfach einen solchen Zauberer vor, ohne dies an eine tatsächliche abstrakte Entität anzuknüpfen, zu der ich ohnehin keinen sensorischen Zugang habe? Thomasson selbst, die in Thomasson 1999 noch einen *De-re-Account* verteidigt, tut dies in Thomasson 2003b wegen genau dieser Unplausibilität nicht mehr. Sie schreibt: „perhaps one should accept that fictional names do not refer to fictional characters in fictionalizing discourse, although their use in fiction enables these names to refer to characters in external contexts“ (Thomasson 2003b, 214).[22]

Welche der beiden Varianten schließlich vorzuziehen ist, lässt sich womöglich nachdem alle logischen und sprachphilosophischen Erwägungen ausgetauscht wurden nur noch empirisch klären. Beide Annahmen betreffen schließlich einen kognitiven oder behavioralen Prozess, namentlich das *pretense* oder So-tun-als-ob. Wie diese Prozesse

[22] Wie oben erwähnt benutzt Thomasson den Begriff *fictionalizing discourse* für werkinterne und inhaltsangebende Rede, *external contexts* hingegen für werkexterne Rede. Man bemerke, dass sie nach der Formulierung in diesem Zitat also auch inhaltsangebende Rede abweichend vom Searle/Kripke-Bild nicht mit *De-re*-Referenzen analysieren möchte, und dies dann also einzig der werkexternen Rede vorbehalten bleibt.

genau ablaufen, wird sich nicht vollständig aus dem Lehnstuhl beantworten lassen. Die rein theoretische Herangehensweise der analytischen Ontologie muss sich an dieser Stelle wohl damit zufrieden geben, die unterschiedlichen Möglichkeiten herausgearbeitet zu haben, wie das Phänomen beschaffen sein könnte. Der Verweis auf unterschiedliche Arten des *pretense* ist ein Verweis auf kognitive Prozesse von Lesern und Autoren, deren Vorliegen oder Nichtvorliegen keine Frage der Logik ist. Das abschließende Entscheiden zwischen diesen Möglichkeiten kann daher nur den empirischen Wissenschaften überlassen sein, deren Aufgabe es dann wäre festzustellen, ob es tatsächlich einen außersprachlichen Unterschied zwischen *De-re* und *De-dicto-Pretense* gibt, der sich irgendwie kognitiv manifestiert und bei Rezeption oder Produktion der einschlägigen Sätze feststellbar ist.

### iii. und Literaturwissenschaft

Jede fiktionale Erzählung habe auch einen fiktiven Erzähler, so hört man nicht selten in Einführungen in die Erzähltextanalyse oder im Basisseminar. So bestimmen etwa Martínez/Scheffel in ihrem Glossar erzähltheoretischer Begriffe *fiktionale Rede* als Aussagen „die von einem realen Autor als authentische Behauptungen eines von ihm *erfundenen Sprechers (→ Erzähler)* imaginiert werden“ (Martínez/Scheffel 2012, 211 meine Emphase), sodass hier fiktionale Rede und fiktive Erzähler begrifflich verbunden werden. Es ist eine seit Jahrzehnten verbreitete Annahme der Literaturwissenschaft, die ich im Folgenden nach Köppe/Stühring (2011) *pan-narrator Theorie* nenne. Ein fiktiver Erzähler darf dabei natürlich nicht mit dem Autor eines Textes verwechselt werden, der selbst ja nicht fiktiv, sondern eine wirkliche Person ist. Das Vorhandensein eines fiktiven Erzählers ist für viele Texte auch tatsächlich unfraglich. Beispielsweise scheinen fast alle fiktionalen Texte mit Ich-Erzähler einen fiktiven Erzähler zu haben, schließlich gehört dieser zum Figurenpersonal des Textes.[23] Hieran sieht man auch, dass fiktive Erzähler genauso detailliert ausgestaltete Figuren sein können, wie die anderen Charaktere, von denen sie erzählen.

Es gibt jedoch auch viele Erzählungen, die keinen solchen Figuren-ähnlichen Erzähler aufweisen, der in seinen Eigenschaften und seiner Funktion im Text einem der anderen Charaktere verwandt ist. Wer eine *pan-narrator* Theorie vertritt, nimmt für diesen Fall jedoch trotzdem die Existenz eines fiktiven Erzählers an. Dabei wird dieser häufig als

[23] Zwar ist auch ohne weiteres ein fiktional sprechender Ich-Erzähler denkbar, der nicht fiktiv ist – beispielsweise könnte vor jeden fiktionalen Text ein einleitendes Wort des tatsächlichen Autors gestellt werden, in dem er sagt: „Ich möchte folgende Geschichte erzählen“ –, in der Regel handelt es sich bei erstpersonalen Sprechern jedoch um fiktive Figuren des erzählten Textes.

nichtpersonale Entität beschrieben, die für die narrative Struktur eines Textes und seine Vermitteltheit verantwortlich ist, aber ansonsten kaum zu bemerken im Hintergrund der Geschichte steht (vgl. etwa Schmid 2005, 73). Egal ob es sich um einen solchen fast unsichtbaren Erzähler handelt oder um einen, der selbst die Hauptfigur der Geschichte ist, nach der *pan-narrator* Theorie haben alle fiktionalen Geschichten die Existenz eines fiktiven Erzählers gemeinsam, und dieser Erzähler ist im gleichen Sinn fiktiv wie alle anderen fiktiven Entitäten. Auch wenn er also kaum Spuren im Text hinterlassen mag, so ist er doch von der gleichen ontologischen Art wie Sherlock Holmes und seinesgleichen: eine fiktive Entität.

Diese populäre Annahme, die häufig durch das legitime Interesse motiviert ist, nicht vorschnell anhand fiktionaler Texte auf tatsächliche Eigenschaften (wie beispielsweise Meinungen) ihrer Autoren zu schließen, ist Gegenstand vieler Beiträge geworden. Die einen verteidigen sie, beispielsweise mit dem Hinweis, es sei eine logisch-notwendige Eigenschaft fiktionaler Rede, dass sie von einem fiktiven Erzähler vorgebracht werde (vgl. Ryan 1981). Andere halten alle Argumente, die für die *pan-narrator* Theorie vorgebracht werden, für nicht haltbar und sehen daher keinen Grund, auch dort fiktive Erzähler anzunehmen, wo sie im Text nicht eindeutig zu erkennen sind (vgl. Köppe und Stühring 2011). Egal auf welcher Seite dieses Streits man steht, sollte man sich die Implikationen des Kreationismus für die *pan-narrator* Theorie vor Augen führen:

Die *pan-narrator* Theorie muss auch für solche fiktionalen Texte die Existenz eines fiktiven Erzählers annehmen, von denen ihre Autoren behaupten, sie hätten sich keinen solchen Erzähler ausgedacht. Diese Autoren müssen sich also darüber täuschen können, welche fiktiven Entitäten sie erschaffen haben und welche nicht, damit diese Theorie kompatibel mit dem Kreationismus sein kann. Das ist jedoch nur möglich, wenn man unbemerkt und unbeabsichtigt fiktive Entitäten ins Dasein bringen kann. Für die Searle'sche Theorie kommt das der Frage gleich, ob man *aus Versehen und unbemerkt so tun kann, als würde man auf etwas referieren* (bzw. im Fall Kripkes, ob man aus Versehen so tun kann, als würde man einen Namen verwenden); und für Thomasson, ob es möglich ist, sich *aus Versehen und unbemerkt etwas auszudenken und darüber zu schreiben*.

### Aus Versehen und unbemerkt so tun als ob

Es stellt sich zunächst die allgemeine Frage, ob es überhaupt möglich ist, unbeabsichtigt so zu tun, als würde man irgendetwas machen. Hierzu ein Beispiel: Jemand kommt und fragt mich, ob ich so tun könne, als sei ich ein Rhinozeros. Daraufhin beginne ich, meine

Arme in die Form eines Rüssels zu verrenken und merke plötzlich, dass ich an das falsche Tier denke. Für einen kurzen Moment habe ich unbeabsichtigt so getan, als sei ich ein Elefant. Grundsätzlich scheint dieses Phänomen also durchaus zu existieren.

Die logische Struktur von So-tun-als-ob ist komplex. Jemand (a) tut so (Y) als ‚Tätigkeit' (X), wobei die X-Tätigkeit selbst wieder ein Objekt fordern kann. Beispielsweise kann Ich (a) so tun (Y) als sei (X) ich (a) ein Elefant (b). Wenn ich so tue, als sei ich ein Elefant, so kann sich die Feststellung, ich habe absichtlich gehandelt, auf unterschiedlich viele Teile dieses Komplexes erstrecken. In dem obigen Beispiel tue ich absichtlich so, als sei ich etwas anderes. Aber die Absichtlichkeit erstreckt sich nicht mehr auf das Objekt (b) des zweiten Prädikats (X). Die Absichtlichkeit deckt das Handeln (so tun als sei ich etwas) ab, aber nicht den vollständigen Gehalt (ein Elefant sein) der Handlung. Was an meiner Handlung unbeabsichtigt falsch war, ist das Tier und nicht das So-tun-als-ob selbst. Ich habe nicht unbeabsichtigt eine So-tun-als-ob-Handlung ausgeführt, sondern ich habe aus Versehen so getan, als sei ich *eine* Sache anstatt einer *anderen*, die ich eigentlich sein wollte.

Analog zu obigem Elefantenbeispiel lässt sich auch ein Fall konstruieren, in dem auch das zweitstufige Prädikat selbst nicht von der Absicht gedeckt ist: So könnte ich aufgefordert werde, so zu tun, als würde ich einen Elefanten *hören*, und unkonzentriert zunächst so tun, als würde ich einen Elefanten *sehen*, indem ich mit der Hand über den Augen den Blick in die Ferne richte. Es scheint also grundsätzlich möglich zu sein, dass sich eine *Pretense*-Handlung auch aus Versehen auf ein falsches Prädikat (und dessen Objekt) erstrecken kann. Es ist also nicht ausgeschlossen, dass wenn ich eigentlich so tun will, als würde ich auf einen Elefanten referieren, ich tatsächlich von einer anderen Tätigkeit so tue, als würde ich sie auf einen Elefanten richten.

Aber kann auch der gesamte Handlungskomplex unbeabsichtigt sein? Kann ich aus Versehen so tun, als ob ich etwas mache, obwohl ich es eigentlich *tatsächlich* machen wollte? Kann ich versuchen, etwas zu kochen und dabei unbeabsichtigt bloß so tun, als ob ich koche? Die Beantwortung dieser Frage ist letztlich ausschlaggebend dafür, ob es nach dem Searle'schen kreationistischen Bild die Möglichkeit der Existenz einer von der Autorin nicht eingeplanten fiktiven Entität gibt. Damit eine solche existieren könnte, müsste die Autorin zur Erfüllung der Existenzbedingungen so getan haben, als würde sie auf diese Entität referieren, ohne dies auch nur bemerkt zu haben. Das scheint kaum plausibel. Wie gesehen gibt es zwar einigen Spielraum für Unabsichtlichkeit bezüglich

Als-ob-Handlungen, aber der Als-ob-Modus als solcher kann wohl nicht unabsichtlich sein. Doch was bedeutet das für den Kreationismus nach Searles-Bild?

Die Frage ist weiterhin, ob eine Autorin aus Versehen und ohne es zu bemerken eine fiktive Entität erschaffen kann. Dafür müsste sie aus Versehen so tun können, als würde sie auf eine Entität referieren. Eine solche bloß vorgegebene Referenz ist die zentrale Existenzbedingung in Searles Theorie (und in der spezifischeren Form einer Referenz durch Namensverwendung auch bei Kripke). Damit ist also fest vorgegeben, auf welche zweitstufige Tätigkeit sich das So-tun-als-ob richten muss: auf eine Referenzhandlung.

Von Interesse ist daher vorliegend Unabsichtlichkeit in Bezug auf das Objekt des zweitstufigen Prädikats. Dabei würde also eine Autorin so tun wollen, als referiere sie auf a und dabei aus Versehen und ohne es zu bemerken so tun, als würde sie auf b referieren.[24] Denkbar ist beispielsweise der folgende Fall: Thomas Mann möchte so tun, als würde er auf einen Hans Castorp referieren, indem er einen bloß vorgegebenen Sprechakt äußert, der den Namen *Hans Castorp* enthalten soll. Dabei verschreibt er sich jedoch unbemerkt, sodass schließlich *Franz* im Text steht. Dies geschieht zufällig an mehreren Stellen, die so über den *Zauberberg* verteilt sind, dass dieser sich sinnvoll als Geschichte über zwei Castorps lesen lässt. Nach dem Searle/Kripke-Bild wären hier die Existenzbedingungen für die fiktive Entität Franz Castorp erfüllt: Bloß vorgegebene Referenz (durch Namensverwendung). Es scheint also, dass nach dem Searle'schen Kreationismus die Existenz unbeabsichtigter fiktiver Entitäten auch gegen den ausdrücklichen Wunsch und Protest von Autoren denkbar ist, da vorgegebene Referenzen offenbar auch absichtslos und unbemerkt auftreten können.

Hier zeigt sich jedoch auch ein Problem an der Searle/Kripke-Theorie. Vorgegebene Referenzen reichen bei weitem nicht aus, um die Existenz aller fiktiver Entitäten abzudecken. Man stelle sich beispielsweise eine Geschichte vor, in der ein Kind Angst vor den Schatten auf der Wand in seinem Schlafzimmer hat. Die intrafiktionale Existenz der Schatten impliziert sowohl die Existenz einer Lichtquelle als auch eines Gegenstands, der den Schatten wirft, vor dem das Kind sich fürchtet. Aufgrund dieser Implikationen ist die Geschichte über den Schatten auch eine Geschichte über diese beiden anderen Entitäten. Es wird bezüglich dieser Dinge jedoch weder eine Referenz im Allgemeinen noch eine Namensverwendung im Besonderen vorgegeben, sodass die von Searle und Kripke angenommenen Existenzbedingungen nicht erfüllt sind. Soll auch die Existenz

[24] Denkbar ist auch der unwahrscheinlichere Fall, in dem die Autorin gar nicht so tun möchte, als würde sie referieren, sondern eigentlich eine andere Als-ob-Handlung ausführen möchte, und es dann aber aus Versehen doch tut.

einer fiktiven Lichtquelle und eines fiktiven Objektes, das den Schatten wirft, zugelassen werden, so müssen die Searle'schen Existenzbedingungen erweitert werden, da diese Gegenstände im Text nicht referentiell erwähnt werden. Es müsste dann als Existenzbedingung zusätzlich ausreichen, dass sich durch Implikation auf einen Gegenstand schließen lässt. Wird diese Bedingung hinzugenommen, verliert der Searle/Kripke-Kreationismus jedoch einiges von seinem empirischen Charakter. Wie oben dargestellt, betont Kripke, dass die Frage nach der Existenz oder Nichtexistenz einer fiktiven Entität für seine Theorie letztlich eine anhand von textueller Evidenz empirisch zu klärende Frage ist. Muss eine fiktive Entität, um zu existieren, explizit durch Referenz erwähnt werden, so lässt sich eine solche empirische Feststellung auch tatsächlich durchführen. Nimmt man jedoch auch Implikation hinzu, so kommen zusätzlich interpretationstheoretische Erwägungen hinzu, die das Feststellen der Existenz der fiktiven Entitäten eines Textes erschweren.

Für die *pan-narrator* Theorie ergibt sich damit Folgendes: Das unbeabsichtigte und unbemerkte Erschaffen einer fiktiven Entität ist nach den Existenzbedingungen des Searle/Kripke-Bilds grundsätzlich möglich. Es könnte dementsprechend auch möglich sein, dass selbst all jene fiktionalen Texte einen fiktiven Erzähler haben, von denen ihre Autoren dies abstreiten. Jedoch müsste dann trotzdem eine, wenn auch unabsichtliche, vorgegebene Referenz auf diese Erzähler gegeben sein. Dies ist offensichtlich in zahlreichen Fällen nicht so, insbesondere solchen von nichtpersonalen Erzählern. Für diese Fälle müsste dann, wie im Beispiel des Schattens, die Existenz auch von solchen fiktiven Entitäten zugelassen werden, die bloß durch Implikation erwähnt werden. Vertreter einer *pan-narrator* Theorie sähen sich dann der Aufgabe gegenüber, zu zeigen warum jeder fiktionale Text einen fiktiven Erzähler impliziert.

### Aus Versehen und unbemerkt etwas ausdenken

Die Searle/Kripke-Annahmen zur Existenz des Fiktiven sind durch nur kleine Anpassungen mit der *pan-narrator* Theorie in Einklang zu bringen. Gilt das auch für Thomassons Artefaktualismus? Thomasson nimmt an, fiktive Entitäten würden „created by the purposeful activity of humans" (Thomasson 1999, 35). Diese „purposeful activity" besteht für sie aus zwei Teilen: Die Autorin muss sich eine Entität ausdenken (*to come up with*) und sie muss eine Geschichte über diese schreiben, erzählen oder möglicherweise auch bloß denken (vgl. Thomasson 1999, 36). Nicht ganz eindeutig ist, welche Teile dieser Aktivität „purposeful", also absichtsvoll, sein müssen. Infrage kommen entweder das Ausdenken der Entität oder das Schreiben über die Entität oder beides.

Sicherlich sind beide Teilaktivitäten – sowohl das Ausdenken als auch das Schreiben – intentionale Akte im Sinne von Intentionalität als Fähigkeit zum mentalen Gerichtet-Sein. Das bedeutet jedoch nicht automatisch, dass sie auch absichtsvoll sein müssen, denn Absicht und Intentionalität decken sich nicht. Wenn ich etwas im Schlaf vor mich hin murmle, ist, was immer ich auch sage, nicht in dem gleichen Sinn zufällig, wie eine Linie im Sand, die ohne jemandes Zutun wie ein Wort aussieht. Meine nächtlichen Sätze sind wirklich Sätze, nicht bloß Töne. Vielleicht glaube ich nicht tatsächlich an das, was ich im Schlaf gesagt habe, und was immer es war, ich habe es sicherlich nicht absichtsvoll gesagt, aber trotzdem war hier Intentionalität im Spiel: Die gesprochenen Worte sind weiterhin repräsentational. Die Unabhängigkeit von Intentionalität und Absicht betrifft nicht nur Äußerungen, sondern Handlungen ganz allgemein. Wer kennt es beispielsweise nicht, dass man ohne Absicht einen häufig beschrittenen Weg läuft und erst nach einiger Zeit bemerkt, dass man nicht in die gewünschte Richtung geht, sondern nur seiner Gewohnheit gefolgt ist. Ohne Absicht ist man hierbei in diese Richtung gelaufen, aber dennoch unter der notwendigen intentionalen Repräsentation der Umgebung und der Handlung.

Die Beispiele zeigen: Nicht alles was intentional ist, ist auch absichtlich. Wann sind aber die intentionalen Tätigkeiten des Ausdenkens und Schreibens, die für das Erschaffen fiktiver Entitäten nötig sein sollen, mit einer Absicht verbunden, sodass Thomasson sie als „purposeful“ bezeichnen kann? Wie steht es etwa um obiges Hans-Franz-Castorp-Beispiel, bei dem sich wegen einer Verschreibung Thomas Manns der *Zauberberg* sinnvoll so lesen ließe, dass die Geschichte von zwei verschiedenen Castorp-Figuren handelt? Gäbe es hier zwei fiktive Entitäten? Aus artefaktualistischer Sicht hängt die Antwort davon ab, ob über Franz nicht nur geschrieben worden ist, sondern ob Thomas Mann sich die Figur auch ausgedacht hat, und das ganze irgendwie mit einer Absicht versehen ist. Kann man sich denn etwas ohne Absicht ausdenken, so wie man ohne Absicht irgendwo hin laufen kann? Oder kann man durch einen Tippfehler ohne Absicht über Franz-Castorp schreiben?

Sich-etwas-Ausdenken und Über-etwas-Schreiben sind jeweils relationale Prädikate. Jemand (a) schreibt über (X) etwas (b), oder jemand (a) denkt sich (Z) etwas (b) aus. Thomas Mann (a) schreibt über (X) Hans Castorp (b). Das Schreiben als Tätigkeit ist sicherlich im Regelfall ein absichtsvoller Akt; man mag zwar womöglich etwa beim Telefonieren ohne Absicht nebenher etwas auf einen Zettel skribbeln, aber dieser Fall scheint für die Produktion von fiktiven Entitäten nicht geeignet. Die zum Schreiben erforderliche Absicht erstreckt sich jedoch nur auf den X-Teil der Struktur. Es ist die

Handlung als physische Aktivität, die normalerweise absichtsvoll ist. Der b-Teil, d.i. der Gehalt oder das *etwas* des Geschriebenen, ist nicht notwendig von dieser Absicht erfasst. Wieso? Der Fall scheint völlig plausibel, dass ein Autor absichtsvoll über eine bestimmte Situation schreibt, von der sich Schlüsse auf eine Entität in der gleichen Geschichte ziehen lassen, ohne dass der Autor diese Möglichkeit eingeplant oder auch nur wahrgenommen hat, so wie in obigem Beispiel mit dem Schatten und der Lichtquelle (vgl. S. 55). Aufgrund dieser Implikation ist die Geschichte über den Schatten auch eine Geschichte über diese beiden anderen Entitäten. Es ist jedoch völlig denkbar, dass der Autor, während er diese Geschichte schreibt, nicht über diese beiden anderen Entitäten nachdenkt oder sie einplant. Er schreibt (X) absichtsvoll, aber nicht alles, worüber er schreibt (b), ist von dieser Absicht erfasst. Auch der Franz-Castorp-Fall gehört in diese Kategorie.[25]

Es scheint also möglich, dass der b-Teil zumindest teilweise nicht von der Absicht des Schreibens gedeckt sein muss. Das relationale Prädikat Sich-etwas-Ausdenken (Z) hat die gleiche logische Struktur wie Über-etwas-Schreiben (X). Doch hier ist ein sogar noch geringerer Grad an Absicht notwendig. Gelegentlich kommt einem einfach eine Idee in den Sinn, ohne dass dem irgendeine absichtsvolle Überlegung vorausgegangen wäre. Beim Über-etwas-Schreiben *kann* der b-Teil außerhalb der Absicht stehen, doch beim Sich-etwas-Ausdenken, so möchte ich behaupten, *muss* er außerhalb der Absicht liegen: Sich-etwas-Ausdenken (Z) produziert einen Gehalt (b), zum Beispiel eine literarische Figur wie Hans Castorp. Wenn ich mir eine Figur ausdenken möchte, kann ich dies in dem Sinn absichtsvoll tun, dass ich mich hinsetze und beginne, verschiedene Eigenschaften zu kombinieren. Aber ich kann mir sicherlich nicht absichtsvoll eine *bestimmte* zuvor nicht vorhandene Idee ausdenken. Thomas Mann kann sich nicht mit dem Plan hingesetzt haben, sich speziell Hans Castorp auszudenken, da in diesem Szenario der b-Teil Hans bereits hätte festgelegt sein müssen, wenn er mit der Aktivität beginnt. Doch tatsächlich soll der Gehalt b doch das Resultat der Aktivität Z sein und kann deshalb nur an deren Ende und nicht an ihrem Anfang stehen. Natürlich ist es möglich, absichtsvoll eine noch schwammige Idee einer Figur auszugestalten, oder sich vorzunehmen, irgendeine Figur auszudenken, doch scheint es logisch ausgeschlossen, sich absichtsvoll das Endprodukt des Ausdenkens auszudenken.

[25] Man kann sich hier sicherlich darüber streiten, ob dies tatsächlich Fälle von Über-etwas Schreiben sind. Ich versuche jedoch an dieser Stelle, Thomassons Kreationismus so kompatibel wie möglich mit der *pan-narrator* Theorie zu interpretieren, weshalb ich diesen Begriff möglichst weit auslege.

Es scheint also, Thomas Mann hätte sich absichtslos Franz Castorp ausdenken und auch absichtslos über ihn schreiben können. Die „purposeful activity“, die Thomasson als Existenzbedingung für fiktive Entitäten annimmt, kann also nur der Akt des Schreibens oder Erzählens selbst sein, ohne dass sich die Absicht notwendig auch auf den vollständigen Gehalt der Erzählung erstrecken muss. Demnach muss sich der Autor etwas ausgedacht haben (was bezüglich des Gehalts gar nicht absichtsvoll geschehen kann) und dann in einem deliberativen Schreibprozess diese Entität absichtsvoll oder aus Versehen, zum Beispiel durch Implikation, erwähnen, damit sie existiert. Mit dieser Interpretation des Thomasson’schen Kreationismus scheinen die Türen für eine von der Autorin nicht eingeplante fiktive Entität und damit auch für die *pan-narrator* Theorie weit offen.

Doch auch wenn das Sich-etwas-Ausdenken nicht absichtsvoll sein muss, heißt dies nicht, dass es auch ohne *Wissen* des Autors geschehen kann. Kann man denn eine Idee haben, und nichts davon wissen? Es scheint zwar möglich zu sein, dass man durch Implikation aus Versehen über etwas schreibt, ohne dies auch nur zu bemerken, aber wäre es in diesem Fall angebracht zu sagen, man habe sich etwas *ausgedacht* und es nicht bemerkt? Nur wer diese allgemeine Frage bejaht, kann im Kontext des Thomasson’schen *account*s auch sagen, dass es im Speziellen möglich ist, eine fiktive Entität zu erschaffen, ohne es zu bemerken. Hier kommt wieder der fiktive Schatten an der Wand ins Spiel: Die Implikation einer Lichtquelle und eines Gegenstands, der den Schatten wirft, mag großzügig betrachtet bedeuten, dass der Autor der Geschichte auch über diese Entitäten *geschrieben* hat. Aber bedeutet es auch, dass er sich diese Entitäten *ausgedacht* hat, ob er nun darüber nachgedacht hat oder nicht? Wer dies bejaht, sagt, dass man sich Dinge ausdenken kann, ohne es zu bemerken. Wer das verneint, sagt im Kontext der Thomasson’schen Fiktivitätstheorie, dass in dieser Geschichte die beiden fiktiven Entitäten Lichtquelle und Objekt nicht existieren, denn dann ist die Existenzbedingung des Ausdenkens nicht erfüllt; hier gibt es nur einen Schatten, aber nichts, was den Schatten wirft. Welcher der beiden möglichen Annahmen gefolgt wird, hat jedoch offensichtlich unterschiedliche Konsequenzen für die Kompatibilität mit der *pan-narrator*-Theorie.

Nach der einen Möglichkeit kann man sich ohne es zu bemerken etwas ausdenken, indem man durch Implikation darüber schreibt, ohne sich Gedanken über die Sache gemacht zu haben und ohne es dabei oder hinterher bemerkt zu haben. In diesem Fall ist es dann auch möglich, dass ein Autor eine fiktive Entität (wie etwa einen fiktiven Erzähler) erschafft, ohne es zu wissen, und also womöglich eine falsche Antwort auf die Frage nach der Existenz einer solchen Entität in seiner eigenen Geschichte geben würde. Nach der

anderen Möglichkeit kann man sich nichts ausdenken, ohne es zu bemerken. Wenn man jemanden fragt, ob er eine bestimmte Idee oder eine bestimmte fiktive Entität in einen Text eingeführt hat, und er verneint dies nach bestem Wissen, so kann er dabei unmöglich falsch liegen, egal ob er aus Versehen etwas geschrieben hat, das er nicht schreiben wollte. Thomas Mann hätte hiernach zwar aus Versehen manchmal *Franz Castorp* schreiben können, aber dennoch hätte er sich dadurch nicht aus Versehen einen Franz Castorp ausgedacht und es gäbe deshalb auch keine fiktive Entität dieses Namens. Nach diesem Bild kann es nicht sein, dass ein Autor ohne sein Wissen eine fiktive Entität erschafft. Das gilt dann natürlich auch für einen fiktiven Erzähler.

Welche der beiden Möglichkeiten ist nun vorzuziehen? Für beide Varianten lässt sich auf Intuition und Praxis verweisen. Für die erste Möglichkeit spricht beispielsweise die Kontraintuitivität einer fiktiven Welt voller Schatten, die von nichts geworfen werden.[26] Auch lässt sich hier die verbreitete literaturwissenschaftliche Praxis zur Berücksichtigung von Autorintentionen als Interpretationsquelle anführen. Nach einer Ansicht ist die Intention des Autors irrelevant und ein Werk allein anhand seiner textuellen Eigenschaften zu interpretieren (vgl. etwa Wimsatt und Beardsley 1946). Daneben steht eine abgeschwächte Variante, die häufig als *hypothetischer Intentionalismus* bezeichnet wird, und nach der „die mit einem Text verbundenen Autorintentionen nur dann als die Textbedeutung zu rekonstruieren sind, wenn es dem Autor gelungen ist, seine Intentionen zu realisieren“ (Spoerhase 2007, 82). Sowohl nach der stärkeren als auch der abgeschwächten Variante könnte sich Thomas Mann in meinem ausgedachten Beispiel also nicht darauf berufen, er habe nur aus Versehen *Franz* geschrieben und an den entsprechenden Stellen solle eigentlich *Hans* gelesen werden. Wenn der Text eine konsistente Lesart mit zwei verschiedenen Castorp Figuren zulässt, so ist diese auch maßgeblich, weil sie eine Realisation der hypothetischen Intention im Text anzeigt. Dementsprechend gibt es eine literaturwissenschaftliche Tradition, die bemüht ist, Autorintentionen aus der Textinterpretation auszuschließen, oder sie zumindest nur dort zuzulassen, wo sie aus textueller Evidenz geschlossen werden können.

Doch ebenso gibt es eine parallel laufende Tradition literaturwissenschaftlicher Berücksichtigung von Autorintentionen für das Textverständnis, die sich beispielsweise in biographischen Lesarten von Texten ausdrückt. Nach einem solchen, die Relevanz von Autorintentionen betonenden Textzugang, scheint es verfehlt anzunehmen, Autoren

[26] Man bemerke, dass es im Kontext der Struktur meiner Arbeit an dieser Stelle kein Einwand sein kann zu sagen, die Existenzbedingung des Ausdenkens sei verfehlt. Um den Artefaktualismus auf seine Implikationen hin zu testen, muss er in diesem Abschnitt auch als richtig vorausgesetzt werden.

könnten sich über den Inhalt ihrer eigenen Texte so fundamental täuschen.[27] Auch Thomasson selbst scheint eher in diese Richtung zu neigen, zumindest was das Erschaffen fiktiver Entitäten betrifft:

> Taking authors to be genuinely creative as they make up fictional characters is central to our ordinary understanding of fiction. [...] Thus, if we are to postulate fictional characters that satisfy our apparent practices regarding them, it seems that we should consider them to be entities that can come into existence only through the mental and physical acts of authors. (Thomasson 1999, 6)

Sicherlich würde man die Bedeutung von „genuinely creative" strapazieren, wenn man zu solchen Akten auch unbeabsichtigte und unbemerkte Verhaltensweisen zählen würde. Neben den die Autorintention betonenden literaturtheoretischen Strömungen scheint auch die nichtliteraturwissenschaftliche Rezeption fiktionaler Texte in der Regel stark auf die Berücksichtigung von Autorintentionen Wert zu legen. So werden Werke regelmäßig im Licht von Aussagen ihrer Autoren neu betrachtet, die an werkexternen Stellen, beispielsweise in Interviews, gemacht werden. In öffentlicher Wahrnehmung des Schreibprozesses ist nach wie vor das Bild des Originalgenies verbreitet, das einen Text und seine fiktiven Entitäten hervorbringt, und nicht das Bild eines Prozesses, der zu teilweise zufälligen Ergebnissen führt, sodass am Ende fiktive Entitäten stehen können, die die Autorin gar nicht eingeplant hat.

### Kollision mit der Metaontologie

Welcher der unterschiedlichen Textzugänge – mit Berücksichtigung oder ohne Berücksichtigung der Autorintentionen – den Vorzug haben sollte, sei dahingestellt. Relevant für mein Vorhaben ist die Feststellung, dass beide Textzugänge völlig etablierte Methoden der Literaturwissenschaft sind, von denen mal der eine und mal der andere dominant sein mag, die aber grundsätzlich gleichzeitig nebeneinander Teil der literaturwissenschaftlichen Praxis sind. Vom „Death of the Author" (Barthes 1967)[28] bis zur *Rückkehr des Autors* (Jannidis et al. 1999) geht die Debatte und die ihr zugrunde liegende praktische Textarbeit mit allen darin vertretenen Strömungen zeitgleich fort. Doch diese Gleichzeitigkeit stellt ein massives Problem für Thomassons Artefaktualismus dar, das so nicht gleichermaßen für Searle und Kripke auftritt. Dies liegt jedoch letztlich nicht an den unterschiedlichen ontologischen Annahmen bezüglich der

[27] Nicht relevant ist dabei natürlich der Fall, in dem Autoren sich etwas ausgedacht haben und sich hierüber täuschen, nur weil sie es später wieder vergessen haben.
[28] Der Aufsatz erschien tatsächlich unter diesem Titel zunächst auf Englisch, die häufiger zitierte französische Version erst ein Jahr später.

Existenzbedingungen des Fiktiven, sondern an Thomassons einleitend dargestellten metaontologischen Annahmen dazu, wie abstrakte Artefakte überhaupt Teil unserer Ontologie werden können.

Zum Verständnis dieses Problems muss daher zu den dem Kreationismus zugrunde liegenden metaontologischen Annahmen zurückgegangen werden. Oben wurde herausgestellt, dass sich kreationistische Positionen dazu äußern sollten, wieso es Autoren möglich sein soll, durch bloßes Sprechen über zunächst nichtexistente Entitäten, diese in die Existenz zu bringen. Thomasson liefert für den Artefaktualismus eine solche Erklärung zur Bedingung der Möglichkeit. Sie nimmt, wie bereits dargestellt (vgl. S. 32ff), an, dass die literaturwissenschaftliche und alltägliche Praxis, über fiktive Entitäten zu sprechen, selbst ein Regelwerk schafft, das angibt, wann diese existieren, so wie das auch bei anderen Entitäten des sozialen Lebens der Fall sein soll:

> [T]he ontological status of fictional characters is determined by the beliefs and practices of those who competently deal with works of literature […A]ny acceptable realist theory of fiction must preserve all or most of the common conception of fictional characters (Thomasson 2003a, 138).

Sie folgt damit einer sehr starken Variante des Quine'schen Prinzips der ontologischen Festlegung, indem sie für bestimmte Sprechweisen annimmt, dass diese nicht nur *anzeigen* welche Entitäten als existierend vorausgesetzt werden, sondern *konstitutiv* für die Existenzbedingungen der Entitäten sind. Demnach können fiktive Entitäten einfach erschaffen werden, *weil* es eine entsprechende mit Regeln versehene Praxis gibt. Bei dieser starken Variante des Prinzips der ontologischen Festlegung bezüglich fiktiver Entitäten handelt es sich also nicht nur um ein epistemisches Prinzip dafür festzustellen, welche Entitäten es gibt, sondern zugleich um ein ontologisches Prinzip: Die epistemische Feststellung, dass bestimmte Sprechweisen uns auf eine ontologische Position festlegen, ist dabei zugleich konstitutiv für die Ontologie selbst.

Man beachte hier also, dass es aufgrund dieser metaontologischen Annahme Ziel des Artefaktualismus ist und sein muss, die von „literary critics and others who competently engage in discussions of works of literature" (Thomasson 2003a, 138) implizierte Ontologie fiktiver Entitäten abzubilden, und nicht, diese zu bewerten oder zu ändern. Es ist die metatheoretische Grundlage des Artefaktualismus, dass der literaturwissenschaftliche Diskurs die Ontologie fiktiver Entitäten nicht bloß zu erkennen gibt, sondern überhaupt erst festlegt. Unter dieser Annahme gewinnt bei Widersprüchen zwischen literaturwissenschaftlicher Praxis und philosophischer Fiktivitätstheorie immer

die Praxis. Wenn diese die Ontologie bestimmt, so kann keine Fiktivitätstheorie adäquat sein, die der Praxis entgegensteht. Die Unbestimmtheit oder Widersprüchlichkeit der Praxis bezüglich der Relevanz von Autorintentionen muss den Artefaktualismus jedoch in Erklärungsnöte bringen. Was sollen die Existenzbedingungen für fiktive Entitäten sein, wenn die literaturwissenschaftliche Praxis selbst sich hierüber völlig uneins ist, diese aber konstitutiv für die Bedingungen sein soll?

Hier zeigt sich das Problem des Thomasson'schen Artefaktualismus: Die Literaturwissenschaft weist, wie oben am Beispiel der *pan-narrator* Theorie und dem interpretationstheoretischen Status von Autorintentionen dargestellt, gegenläufige Herangehensweisen und Strömungen auf, zwischen denen unvereinbare Prämissen vertreten werden. Es ist daher extrem zweifelhaft, dass sich hieraus überhaupt erfolgreich eine ontologische Theorie fiktiver Entitäten konstruieren lässt. Wenn im Text eine Entität erwähnt wird, von der die Autorin bestreitet, sie sich ausgedacht zu haben, dann gibt es hierauf keine in der literaturwissenschaftlichen Praxis eindeutige Reaktion. Die einen werden dem Text den Vorzug geben und die anderen die Deutungshoheit der Autorin betonen und die Nennung im Text als Fehler betrachten. Werden beide Möglichkeiten nur als Interpretationsregeln verstanden, so entsteht kein großes Problem. Im Resultat stehen dann zwei sich widersprechende Interpretationen gegeneinander, sodass ein epistemisches Problem entsteht. Hängt jedoch die Ontologie und damit letztlich die Existenz fiktiver Entitäten davon ab, welche Praxis etabliert ist, so resultiert ein sehr viel problematischerer Widerspruch, der über das epistemische Problem einer bloßen Meinungsverschiedenheit hinausgeht. Dann bestimmt entweder die eine Praxis die Ontologie und es existiert eine fiktive Entität, oder die andere Praxis bestimmt die Ontologie und es existiert keine fiktive Entität, oder aber beide sind gleichermaßen relevant und es existiert und existiert keine fiktive Entität.

Im Rahmen einer bloß interpretatorischen Meinungsverschiedenheit könnten beide Gruppen jeweils sagen, dass sie den Text unter Annahme oder Nichtannahme der Entität interpretieren, und beide Interpretationen können unter den Voraussetzungen ihrer Interpretationsprinzipien adäquat sein. Doch im Fall des Artefaktualismus kann schwerlich die eine Gruppe sagen, für sie gäbe es eine bestimmte Entität, während die andere Gruppe sagt, für sie gibt es die Entität nicht. Wenn erstere Gruppe sich auf eine etablierte Praxis berufen kann, dann ist diese bestimmend für die Ontologie fiktiver Entitäten. Hat sich also eine Praxis etabliert, die davon ausgeht, dass für jeden fiktionalen Text immer automatisch die Existenzbedingung für einen fiktiven Erzähler erfüllt ist, so können die Teilnehmer der Praxis sich nach obigen Ausführungen zum Regelwerk von

Spielen (vgl S. 33f) hierüber nicht irren. Allenfalls ließe sich sagen, dass zwei verschiedene Spiele etabliert wurden, die sich auf den gleichen Gegenstand (fiktionale Texte) beziehen. Das hätte aber keine ontologischen Konsequenzen für die Existenz irgendwelcher fiktiver Entitäten, sondern könnte nur bedeuten, dass diese in einem der Spiele nicht berücksichtigt werden, obwohl sie existieren.

Übertragen auf das Beispiel der *pan-narrator* Theorie würde das heißen, dass es eine literaturwissenschaftlich etablierte Regel gibt, die sagt, dass jeder fiktionale Text einen fiktiven Erzähler hat. Diese Existenzbedingung wäre dann immer erfüllt, sobald eine Autorin einen fiktionalen Text hervorbringt, völlig unabhängig davon, ob sie dabei den Plan hat, einen fiktiven Erzähler einzuführen, oder nicht. Wenn diese Annahme aber tatsächlich literaturwissenschaftlich etabliert sein sollte, so kann sie nicht falsch sein, da es sich um keinen epistemisch-deskriptiven, sondern einen ontologisch-normativen Satz im Sinn der Thomasson'schen Regeln handelt. Eine Kritik der *pan-narrator* Theorie kann sich dann nicht darauf richten, dass es keine textuelle Evidenz dafür gibt, dass jede fiktionale Erzählung einen fiktiven Erzähler hat, da dies einfach definitorisch der Fall wäre und dies für die Existenzbedingungen ausreicht. Eine Kritik an der *pan-narrator* Theorie könnte sich dann nur noch darauf richten, dass die Regel, die die Existenzbedingungen der fiktiven Erzähler festlegt, nicht sinnvoll oder entbehrlich ist. Die Gruppe, die die *pan-narrator* Theorie ablehnt, kann die fiktiven Erzähler dann zwar ignorieren, wo sie unnötig erscheinen, aber sie existierten dennoch.

Nach dem gleichen Muster können Autoren dann jedoch immer neue Entitäten in die Schuhe geschoben werden, indem behauptet wird, diese hätten die jeweilige Entität möglicherweise aus Versehen erschaffen. Dann braucht es nur noch eine kritische Masse derjenigen zu überzeugen, die die literaturwissenschaftliche Praxis bestimmen, und dann ist die Entität als abstraktes Artefakt etabliert, auch wenn eine dem entgegenstehende zweite Strömung gute Gründe hat, diese Entität zu leugnen.[29] Schließlich entsteht die Gefahr, dass immer die literaturwissenschaftlichen Theorien gewinnen, die mehr Entitäten annehmen, weil diese Annahmen, wenn sie von genügend Personen geteilt werden, ausreichen, um die Entitäten zu etablieren: eine absurde Situation, die das Prinzip der ontologischen Sparsamkeit ins Gegenteil verkehrt.

[29] Dieses Phänomen darf nicht so missverstanden werden, dass die Praxis hier für die Existenz der Entität direkt verantwortlich ist. Die Praxis legt die Existenz*bedingungen* fest, die die Autorin dann, ohne es zu wissen oder zu wollen, erfüllt und somit die Entität erschafft. Für die Existenz der fiktiven Entität verantwortlich bleibt also weiterhin unmittelbar die Autorin und nicht etwa die Rezipienten.

Ein Kreationismus, der sich auf die literaturwissenschaftliche Praxis als bestimmend für die Ontologie des Fiktiven beruft, scheitert schließlich daran, dass er genau diese Praxis naiv übersimplifiziert, indem die letztlich unhaltbare Prämisse vorausgesetzt wird, dass sich aus dieser Praxis eine belastbare, konsistente Ontologie des Fiktiven entnehmen lasse. Im Fall der Searle/Kripke-Theorie tritt das Problem nicht in gleichem Maße auf, da sie sich zur Metaontologie ihrer Annahmen gar nicht äußern. Damit ist ihre Theorie grundsätzlich konsolidierbar mit der literaturwissenschaftlichen Praxis. Diese Vereinbarkeit ist jedoch mit einer Erklärungslücke erkauft, durch die schließlich im Dunkeln bleibt, wieso das Erschaffen von Abstrakta durch vorgegebene Referenzen überhaupt möglich sein soll. Problematisch bleibt hier, dass die von ihnen angenommene Existenzbedingung der vorgegebenen Referenz (bzw. Namensverwendung) letztlich zu wenige Entitäten zulässt, da regelmäßig auch bloß implizierte Entitäten als Teil eines Textes angenommen werden, auch wenn sie nicht explizit durch Referenz erwähnt werden. Dieses Problem lässt sich jedoch mit nur kleinen Modifikationen der Theorie beheben. Hinzu kommt, dass Searle und Kripke gar nicht darauf angewiesen sind, ihre Theorie in Übereinstimmung mit der literaturwissenschaftlichen Praxis zu bringen, da sie nicht das gleiche metaontologische Fundament wie Thomasson eingeführt haben.[30] Wird nicht angenommen, dass die Praxis die Ontologie festlegt, so ist es grundsätzlich auch nicht problematisch, wenn die Praxis und die Ontologie auseinanderfallen. Womöglich etablieren tatsächlich nur vorgegebene Referenzen fiktive Entitäten und wann immer in der Praxis bloß implizit erwähnte Entitäten angenommen werden, so liegt hier eine

[30] Unter Rückgriff auf Searles kongeniale Annahmen zur Sozialontologie lässt sich sogar annehmen, dass er es zulässt, dass die von der Praxis implizierten Existenzbedingungen völlig von den tatsächlichen abweichen. In Bezug auf soziale Institutionen wie beispielsweise die Ehe schreibt er: „I have said that the structure of human institutions is a structure of constitutive rules. I have also said that people who are participating in the institutions are typically not conscious of these rules; often they even have false beliefs about the nature of the institution, and even the very people who created the institution may be unaware if its structure" (Searle 1995, 127). Searle selbst verbindet seine sozialontologischen Annahmen, die er in Searle (2010) noch weiter ausführt, jedoch nicht explizit mit seinen früheren Ausführungen zur Fiktivität und Fiktionalität. C. Werner (2014) zeichnet ein Bild des Schöpfungsaktes fiktiver Entitäten unter Berücksichtigung Searles Sozialontologie. Dabei kritisiert sie insbesondere Thomasson dafür, dass das in Searles Sozialontologie zentrale Konzept der kollektiven Intentionalität in ihrer Theorie keine Rolle spiele. Sie nimmt an: „The creationists' claim was that a fictional character starts to exist as soon as the author has mentioned it within the context of a fictional story. According to this description, it seems that there is no need for collective intentionality because no one (except perhaps the author) has to accept or even recognise that the fictional character exists. Thus it seems that we can't use collective acceptance or collective intentionality in general to explain how fictional characters come into existence" (C. Werner 2014, 331). Jedoch spielt kollektive Intentionalität auch in Thomassons Theorie eine zentrale Rolle, namentlich in den oben (vgl. S. 32) ausgeführten, von Thomasson angenommenen Bedingungen der Möglichkeit. Demnach basiert die Möglichkeit, überhaupt fiktive Entitäten zu erschaffen, auf einem zuvor bestehenden, öffentlichen und allgemein akzeptierten Regelwerk und insofern auf einer Form kollektiver Intentionalität.

Abweichung der Praxis von den tatsächlichen ontologischen Gegebenheiten vor. Problematisch ist dies nur insofern, als dass aus literaturwissenschaftlicher Sicht das Annehmen der bloß implizierten Entität durchaus adäquat sein kann. In dem Fall wären dann die Adäquatheitsbedingungen inhaltsangebender Aussagen in der Literaturwissenschaft entkoppelt von der Ontologie fiktiver Entitäten. Anders als bei Thomassons Theorie besteht hier jedoch kein fundamentales metatheoretisches Problem, das eine Konsolidierung der Fiktivitätstheorie mit der Literaturwissenschaft unmöglich macht. Bestehen bleiben jedoch natürlich die im vorigen Abschnitt herausgestellten theorieinternen Probleme.

### iv. Zwischenkonklusion

Der Kreationismus kann die eingangs aufgeworfenen Probleme erfolgreich lösen. Er tut dies je nach Strömung dieser Theorie auf zwei unterschiedliche Weisen: Der *De-re*-Kreationismus verneint grundsätzlich, dass gebräuchliche Sprechweisen über Fiktives, egal aus welchem Diskursbereich, nicht auch tatsächlich von fiktiven Entitäten handeln können. Insofern ist diese Strömung eine realistische Theorie im reinsten Sinne. Die Probleme der Referenz, ontologischen Festlegung und Existenzquantifikation sind damit grundsätzlich beiseitegeschoben. Einzig Prädikationen sind hier als Problem übrig, da Abstrakta nicht dazu geeignet sind, all diejenigen Eigenschaften zu tragen, die fiktiven Entitäten regelmäßig, insbesondere in fiktionalen Werken, zugeschrieben werden. Dieses Problem löst Thomasson als Vertreterin eines *De-re*-Kreationismus, indem sie werkinterne Prädikationen als Form von *pretense* interpretiert und inhaltsangebende Rede als elliptische Rede, die mit dem vorangestellten Operator „according to the story“ zu analysieren ist. Werkexterne Rede wiederum soll unproblematisch wahr sein, da hierbei Prädikate zugeschrieben werden, die Abstrakta auch tatsächlich tragen können.

Der *De-dicto*-Kreationismus entspricht diesem Bild bezüglich seiner Analyse werkexterner und inhaltsangebender Aussagen. Werkinterne Aussagen werden jedoch fundamental anders interpretiert. Hier wird keine realistische Position vertreten. Die fraglichen Aussagen sollen nicht tatsächlich auf Fiktives referieren, sondern insgesamt nur vorgegebene Referenzen enthalten. Diese uneinheitliche Analyse, die teilweise dem Realismus und teilweise dem Antirealismus zuzuordnen ist, führt jedoch zu einem unplausiblen Ergebnis. Inhaltsangebende Rede kann nicht erfolgreich mit dem Operator „according to the story“ analysiert werden, wenn werkintern, also laut der Geschichte, gar nichts ausgesagt wird. Und auch die werkextern zugeschriebenen Eigenschaften abstrakter Artefakte scheinen aus dem Nichts zu kommen: Es ist nicht einmal klar,

warum das abstrakte Artefakt Sherlock Holmes mit dem Namen *Sherlock Holmes* bezeichnet wird, obwohl in allen relevanten Texten nie über diese Entität gesprochen wurde und sie dort also auch nie den entsprechenden Namen bekommen hat. Die Uneinheitlichkeit der Analyse verschiedener Sprechweisen über Fiktives eröffnet eine schwer zu überbrückende Erklärungslücke. Ein einheitlicher *account* scheint daher vorzuziehen zu sein. Dieser kann also eine durchgehend antirealistische Analyse liefern, wie sie unten noch gegenständlich sein wird, oder eine vollständig realistische Analyse wie bei Thomasson (1999). Thomassons Theorie gerät jedoch aufgrund ihres metaontologischen Fundamentes in Schwierigkeiten.

Dieses Problem ist unabhängig davon, dass sie eine *De-re*-Theorie vertritt und tritt gleichermaßen für *De-dicto*-Theorien auf, sofern sie die entsprechenden metaontologischen Annahmen teilen, wie es etwa bei Schiffer (1996) der Fall ist. Nach beider Annahmen ist das Erschaffen fiktiver Entitäten deshalb möglich, weil es sich dabei um eine regelbasierte institutionelle Praxis vergleichbar mit einem Spiel handelt. So wie das Regelwerk des Fußballs festlegt, wann ein Abseits besteht, so legt die im gebräuchlichen sprachlichen Umgang mit fiktiven Entitäten ausgedrückte Praxis fest, wann eine fiktive Entität existiert. Mit dem Erfüllen der Regeln sind dann auch die Existenzbedingungen für die fragliche Entität erfüllt und es besteht beispielsweise ein Abseits oder eine fiktive Entität. Dieses Bild, egal ob es für andere sozialontologische Institutionen wie den Fußball einschlägig sein mag oder nicht, scheitert jedoch für fiktive Entitäten. Anders als etwa beim Fußballspiel gibt es hier kein eindeutig festgelegtes Regelwerk, weder explizit noch implizit in der Praxis ausgedrückt. Vielmehr stehen gerade in der Literaturwissenschaft unkonsolidierbar Strömungen nebeneinander, die zu gänzlich unterschiedlichen Existenzbedingungen für fiktive Entitäten führen, was wie oben herausgestellt zu absurden Konsequenzen führt, wenn diese widersprüchlichen Regeln als konstitutiv für die Ontologie des Fiktiven verstanden werden.

Searle und Kripke gehen in ihren Theorien nicht explizit von dem gleichen metaontologischen Fundament aus wie Thomasson. Zwar nehmen auch sie an, dass bestimmte sprachliche Vorgänge fiktive Entitäten ins Dasein bringen, aber sie binden diese Fähigkeit des Erschaffens nicht explizit wie Thomasson und Schiffer an ein grundsätzlicheres Prinzip an, nach dem es möglich ist, sich intersubjektiv durch das Festlegen von Regeln auf die Existenzbedingungen von Entitäten zu einigen. Damit entgehen Searle und Kripke dem Problem zwar, es entsteht aber auch eine Leerstelle in ihrer Theorie, die noch zu füllen ist: Wieso können für Searle und Kripke vorgegebene Referenzen/Sprechakte Entitäten hervorbringen? Ohne weitere Ausführungen zu den

Bedingungen der Möglichkeit eines solchen kreativen Aktes bleibt diese Annahme unmotiviert und fragwürdig.

Thomassons (und Schiffers) begrüßenswerte metaontologische Fundierung ihrer Theorie macht sie jedoch letztlich auch angreifbarer. Ihre Annahmen sind unvereinbar mit der literaturwissenschaftlichen Textarbeit, denn ihr Betonen der Existenzbedingung des Ausdenkens ist insofern kaum haltbar, als dass hierauf in der Literaturwissenschaft nur ganz begrenzt Wert gelegt wird. Vom Text implizierte Entitäten und Sachverhalte werden regelmäßig als fiktive Entitäten angenommen, ohne dass die Intention der Autorin hierbei eine besondere Rolle spielte. Thomasson könnte ein solches Verhalten jedoch zulassen, wenn die Tätigkeit des Ausdenkens entgegen den gewöhnlichen Konnotationen des Verbes auch bloß unabsichtliches und unbemerktes Verhalten mit einschließen würde. Insofern ist dieses Problem potentiell zu konsolidieren. Dabei wird aber sogleich das größere nächste Problem geschaffen, namentlich, dass das Einbeziehen von textuellen Phänomenen, die von der Autorin nicht beabsichtigt waren, keineswegs einer *universellen* Praxis der Literaturwissenschaft entspricht, sondern daneben eine weitere Praxis steht, die das Missachten der Autorintentionen als unzulässig versteht. Dieses Nebeneinander zweier gegenläufiger Praktiken ist in dem konkreten Beispiel der interpretatorischen Relevanz der Absichten von Autoren nur symptomatisch für ein grundsätzlicheres Problem. Nach Thomassons Bild ist es die Praxis selbst, die die Ontologie fiktiver Entitäten, einschließlich ihrer Existenzbedingungen festlegt. So stehen hier jedoch zwei Praktiken gegeneinander, von denen eine unbewusstes Ausdenken als Existenzbedingung zulässt und die andere unbewusstes Ausdenken als Existenzbedingung ablehnt. Demnach ist auf Basis der metaontologischen Annahme Thomassons von zwei jeweils bedingungsfestlegenden Praktiken auszugehen, sodass es ein voraussetzungsreicheres und ein minimaleres Set an Existenzbedingungen gibt. Dann gewinnt entweder die Praxis, die von mehr Entitäten ausgeht, immer zu Lasten der voraussetzungsreicheren, oder aber einige fiktive Entitäten existieren und existieren zugleich nicht; beides sind jedoch unerwünschte Konsequenzen, die Thomassons metaontologisches Prinzip grundsätzlich infrage stellen.

So muss letztlich für Thomassons Theorie geschlossen werden, dass sie mit der literaturwissenschaftlichen Praxis völlig unvereinbar ist. In diesem Fall kann jedoch keinesfalls die Praxis zugunsten der Theorie korrigiert werden, weil es Thomassons Anspruch ist, mit ihrer Fiktivitätstheorie die Praxis abzubilden. Dementsprechend bedeutet die Unvereinbarkeit von Theorie und Praxis an dieser Stelle, dass nur die Theorie selbst inadäquat sein kann. Dieses Problem ist auch nicht durch naheliegende

Modifikationen des Artefaktualismus zu beheben. Es ist sein metaontologisches Fundament selbst, das sich als nicht tragbar herausstellt, weil es auf eine vermeintliche Praxis abstellt, die tatsächlich in der notwendigen Form gar nicht existiert. Die Betrachtung Thomassons Artefaktualismus im Licht der Literaturwissenschaft führt somit nicht zu Konsequenzen für die literaturwissenschaftlichen Annahmen, sondern zeigt umgekehrt die Unzulänglichkeit dieser Fiktivitätstheorie auf.

# 3 Possibilismus

## i. Zwei possibilistische Ontologien

> Fictional worlds and their constituents, fictional particulars, are granted a definite ontological status, the status of nonactualized possibles. While Hamlet is not a man to be found in the actual world, he is an individualized possible person inhabiting an alternative world. (Dolĕzel 1998, 16)

Shakespeares Figur Hamlet hat anders als die Titelfiguren seiner Königsdramen kein historisches Vorbild. Diesen Prinzen von Dänemark hat es nie gegeben. Doch sicherlich hätte es einen Hamlet geben können. Es ist problemlos eine Welt vorstellbar, in der auch *Hamlet* ein historisches Drama ist, die dramatische Verarbeitung geschichtlich verbriefter Geschehnisse (ergänzt um den einen oder anderen Geist). Hamlet gab es nicht wirklich, aber es hätte ihn geben können; er ist als Person im Bereich des Möglichen.

Bei einigen fiktionalen Geschichten ist diese Vorstellung zwar schwieriger als bei anderen, aber grundsätzlich lässt sich doch häufig denken, die Welt hätte auch so beschaffen sein können, wie sie in einer Fiktion beschrieben wird. Nicht selten ist dies sogar ein Kriterium, anhand dessen Geschichten bewertet werden, beispielsweise wenn mangelnde Plausibilität beklagt wird. Auch gehört es auf Seiten der Autoren sicherlich häufig zur Motivation ihres Erzählens, darzustellen wie die Welt auch hätte sein können, beispielsweise beim Verfassen von Utopien und Dystopien. Wenn fiktive Entitäten also hätten existieren können, wenn die Dinge nur etwas anders gelaufen wären, dann sind sie offenbar *mögliche Entitäten*.

Diese einzelnen möglichen Entitäten (Partikulare) bevölkern nach dieser Vorstellung ganze *mögliche Welten*. Dem liegt das Bild zugrunde, dass es eine Vielzahl von kausal abgeschlossenen Welten gibt, in denen verschiedene Sachlagen der Fall sind. Eine Welt davon ist unsere, die tatsächliche Welt, und die anderen sind mit anderen Verhältnissen ausgestattet, die auch der Fall sein könnten. Schließlich kann der mögliche Prinz von Dänemark nicht im luftleeren Raum schweben. Möglich ist sein Prinztum nur, wenn er von einem ganzen Königreich und dieses von einem ganzen Universum umgeben ist, das unserem recht ähnlich ist: einer möglichen Welt. So entspricht also der fiktiven Figur eine mögliche Person und der fiktiven Welt, in der die Figur lebt, eine mögliche Welt.

Die Identifikation fiktiver Entitäten mit möglichen Entitäten bezeichne ich als *Possibilismus*.[31] Der Possibilismus verneint, dass es sich beim Fiktiven um eine eigene ontologische Kategorie handelt. Vielmehr nimmt er an, fiktive Entitäten seien eben jene bloß möglichen Entitäten, die in Fiktionen vorkommen. Die Ontologie des Fiktiven ist somit identisch mit der des Möglichen, sodass es also einer Theorie der Ontologie des Möglichen bedarf, um den Possibilismus auszugestalten.

Theorien zur Ontologie des Möglichen sind sich so uneins, wie es Theorien zur Fiktivität sind. Sie lassen sich in zwei grundsätzlich verschiedene Gruppen teilen: *Nonaktualistische* Möglichkeitstheorien nehmen an, das Mögliche existiere neben dem Tatsächlichen, *Aktualistische* Möglichkeitstheorien hingegen verneinen die Existenz des bloß Möglichen und reduzieren es stattdessen auf andere, tatsächliche Entitäten.[32] Mit dieser Namensgebung ist angezeigt, dass nur aktuelle, d.i. tatsächlich Entitäten, als existent zugelassen werden und keine möglichen Entitäten.

Es können also zwei grundsätzlich verschiedene Varianten der Möglichkeitstheorie unterscheiden werden: eine reduktionistische Variante, bei der mögliche Welten zwar als Metapher, zur Veranschaulichung eines Phänomens, oder als Hilfe zur semantischen Analyse gebraucht werden, diese sich letztlich aber aus der Ontologie eliminieren lassen; und eine starke Variante, bei der diese möglichen Entitäten als existent und nicht reduzierbar auf etwas Tatsächliches verstanden werden. Wo der Aktualist sagt, es gebe nur das Tatsächliche, sagt der Nonaktualist, es gebe auch das Mögliche. Der Unterschied darf jedoch nicht als einer zwischen realistischen und antirealistischen Möglichkeitstheorien missverstanden werden. Der Aktualismus verneint zwar, dass es eine eigenständige ontologische Klasse der möglichen Entitäten gibt. Aber er verneint nicht, dass das, was als *mögliche Entität* bezeichnet werden kann, existiert. Vielmehr identifiziert er diese vermeintlich bloß möglichen Entitäten mit tatsächlich existenten Entitäten. Insofern können auch solche reduktionistischen Varianten des Possibilismus realistische Theorien sein, eben weil mögliche Entitäten hier weiterhin *auf etwas* reduziert werden, das existiert.

---

[31] Der Begriff *Possibilismus* wird von anderen teilweise auch zur Bezeichnung des sogleich dargestellten Nonaktualismus verwendet, hier jedoch nicht.

[32] Der Nonaktualismus wird gelegentlich auch als *Modalrealismus* bezeichnet. Da, wie unten deutlich wird, aktualistische Theorien jedoch nicht automatisch antirealistisch sind, halte ich diese Bezeichnung für unglücklich.

### Aktualismus

Eine sehr prominente aktualistische Theorie des Möglichen geht davon aus, dass sich mögliche Welten auf konsistente Mengen von Propositionen reduzieren lassen. Exemplarisch hierfür ist die Theorie Adams (1974).

> [T]he analysis which I have in mind is a reduction of talk about possible worlds to talk about sets of propositions […] That is, it is a set which has as its members one member of every pair of mutually contradictory propositions, and which is such that it is possible that all of its members be true together. (Adams 1974, 225)

Es handelt sich hierbei also um eine reduktionistische Theorie, da sie die Rede über mögliche Entitäten mithilfe von tatsächlichen Entitäten analysiert, namentlich mit Sets von Propositionen, und so die ontologische Festlegung auf die Existenz des Nichtaktuellen vermeidet. Hier muss dann jedoch ein Realismus in Bezug auf Sets und Propositionen vertreten werden, damit die Reduktion funktioniert.

> *Actualism*, with respect to possible worlds, is the view that if there are any true statements in which there are said to be nonactual possible worlds, they must be reducible to statements in which the only things there are said to be are things which there are in the actual world and which are not identical with nonactual possibles. (Adams 1974, 224)

Demnach sind mögliche Welten also eine Art von vereinfachter Beschreibung einer komplizierteren technischen Größe, „logically constructed out of the furniture of the actual world“ (Adams 1974, 224). Hieran wird auch unmittelbar offensichtlich, warum solche reduktionistischen Theorien möglicher Welten trotzdem eine Form des Realismus voraussetzen können. Werden fiktive Entitäten mit möglichen Entitäten dieser Art identifiziert, so handelte es sich dabei zwar um reduzible Entität, die sich schließlich zum Beispiel als Einheiten von Propositionen analysieren ließen, aber als solche existierten sie dann eben auch. Jedoch handelt es sich bei möglichen Entitäten nicht um Objekte, wie es beispielsweise im Artefaktualismus der Fall ist, was dazu veranlassen mag, diese Position als nicht im gleichen Sinne realistisch einzustufen. Tatsächlich ist es auch möglich, einen antirealistischen Aktualismus zu vertreten, wenn beispielsweise auch Sets und Propositionen in einem zweiten Reduktionsschritt als nichtexistent wegerklärt werden. Solange dies jedoch nicht geschieht, handelt es sich weiterhin um eine realistische Theorie.

### Nonaktualismus

Unter den nonaktualistischen Theorien möglicher Welten ist die Theorie David Lewis’ besonders prominent. Er schreibt:

> I emphatically do not identify possible worlds in any way with respectable linguistic entities; I take them to be respectable entities in their own right. When I profess realism about possible worlds, I mean to be taken literally. Possible worlds are what they are, and not some other thing. If asked what sort of thing they are, I cannot give the kind of reply my questioner probably expects: that is, a proposal to reduce possible worlds to something else.
>
> I can only ask him to admit that he knows what sort of thing our actual world is, and then explain that other worlds are more things of *that* sort, differing not in kind but only in what goes on at them. Our actual world is only one world among others. We call it alone actual not because it differs in kind from all the rest but because it is the world we inhabit. (Lewis 1973, 85, seine Emphase).

Nach dieser Theorie ist also eine mögliche Entität ontologisch genau von der gleichen Art wie eine tatsächliche Entität. Beispielsweise ist ein *möglicher konkreter* Gegenstand von der gleichen ontologischen Beschaffenheit wie ein *tatsächlicher konkreter* Gegenstand. Ebenso verhalten sich mögliche Abstrakta zu tatsächlichen Abstrakta, mögliche Sachverhalte zu tatsächlichen Sachverhalten usw. Unter dem Oberbegriff des Möglichen werden also Entitäten vieler verschiedener ontologischer Klassen gesammelt. Unterschieden von tatsächlichen Entitäten sind diese allein in ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Welt. Die Anzahl solcher kausal abgeschlossener Räume ist Legion. Für jede mögliche Sachlage gibt es auch eine Welt, in der sie der Fall ist. Das Begriffspaar *möglich/tatsächlich* bezeichnet dabei gar keine *ontologische* Statuseigenschaft, sondern es sind deiktische Begriffe wie *hier* oder *jetzt*, die angeben, in welchem Verhältnis der Sprecher zur bezeichneten Entität steht. Dass etwas *tatsächlich* der Fall ist, bedeutet, dass es in der Welt der Fall ist, in der sich der Sprecher befindet; *möglich* wiederum gibt die Zugehörigkeit eines Sachverhalts zu einer anderen Welt an, während *notwendig* die Zugehörigkeit zu allen Welten bezeichnet.

Unter dieser Annahme lässt sich völlig unproblematisch über mögliche Entitäten quantifizieren, denn „[a] *necessity operator*, in general, is an operator that acts like a restricted universal quantifier over possible worlds [...a] *possibility operator*, likewise, is an operator that acts like a restricted existential quantifier“ (Lewis 1973, 4f, seine Emphase). Zu sagen, eine Entität sei möglich, ist somit nach einem nonaktualistischen Bild im Sinne Lewis eine Existenzaussage, die in logischer Notation dementsprechend mit dem Existenzquantor wiedergegeben werden kann. Dieser Existenzquantor ist dabei jedoch mit einem Operator auf eine bestimmte Welt einzugrenzen. Eine kontrafaktische Aussage wie beispielsweise *Der Baum vor meinem Haus hätte auch eine Kirsche sein*

*können* lässt sich dann analysieren als *In einer anderen Welt w existiert ein Baum an der relevanten parallelen Stelle, der eine Kirsche ist*.

Wenn Lewis aktuelle und nichtaktuelle Entitäten insofern ontologisch gleichsetzt, so führt dies tatsächlich zur Reduktion der ontologischen Kategorie des Möglichen und simplifiziert damit zu Ockhams Freude das ontologische Weltbild. Alle möglichen Entitäten gehören jeweils einer anderen (womöglich leichter zu verstehenden) ontologischen Kategorie an, die sowieso schon Teil unseres Weltbilds ist. Diese Reduktion ist dabei natürlich erkauft mit der Annahme zahlloser zusätzlicher Universen. Dieser Tausch ist aber in mancherlei Hinsicht zu rechtfertigen. Lewis selbst verteidigt ihn mit einer Unterscheidung zwischen quantitativer und qualitativer Sparsamkeit. Qualitativ sparsam ist demnach eine Ontologie, die weniger verschiedene *Arten* von Entitäten annimmt, quantitativ sparsam eine Ontologie, die weniger verschiedene *Instanziierungen* von Arten annimmt. Wertvoll ist für Lewis nur die erste Art von Sparsamkeit.

> I subscribe to the general view that qualitative parsimony is good in a philosophical or empirical hypothesis; but I recognize no presumption whatever in favor of quantitative parsimony. My realism about possible worlds is merely quantitatively, not qualitatively, unparsimonious. You believe in our actual world already. I ask you to believe in more things of that kind, not in things of some new kind. (Lewis 1973, 87)

Die Annahme zusätzlicher Entitäten ist hier deshalb für Lewis in mehrerer Hinsicht unproblematisch. Zum einen handelt es sich dabei nur um quantitativ mehr Entitäten, jedoch nicht qualitativ, sodass er das Gebot der ontologischen Sparsamkeit nicht verletzt sieht. Die Annahme ist insofern aber was das Sparsamkeitsgebot angeht nicht bloß neutral, sondern sogar positiv, weil zugleich eine andere ontologische Klasse reduziert werden kann: Mögliche Entitäten sind nach diesem Bild keine eigenständige ontologische Kategorie, vielmehr gehören sie zu den gleichen ontologischen Arten wie tatsächliche Entitäten. Genauso werden demnach auch fiktive Entitäten in einem zweifachen Schritt reduziert, zunächst auf mögliche Entitäten und dann auf beispielsweise physische.

Zu bemerken ist außerdem, dass wenngleich dieser nonaktualistische modale Realismus aus völlig anderen Erwägungen heraus postuliert wurde, er im Ergebnis überraschende Ähnlichkeit (bei zugleich auch gravierenden Unterschieden) mit Annahmen der theoretischen Physik, namentlich den Multiversum-Theorien hat, was auch seine scheinbare quantitative Extravaganz relativiert. Solche Theorien nehmen an, dass das Universum nur eines von vielen parallel existierenden Universen ist, die alle zusammen genommen das Multiversum bilden. Prominent hierunter ist insbesondere die von Everett

eingeführte *Many-Worlds*-Interpretation der Quantenmechanik (vgl. Everett 1957), die annimmt, dass „every time a quantum experiment with different possible outcomes is performed, all outcomes are obtained, each in a different world“ (Vaidman 2014, SEP). Es gibt offenbar nicht nur philosophische Erwägungen zur Natur des Möglichen, die zur Annahme paralleler Welten führen. Auch die theoretische Physik kommt zu einem kongenial scheinenden (wenn auch bei weitem nicht als wissenschaftlicher Konsens einzustufendem) Ergebnis, sodass die Lewis'sche Stipulation tatsächlich nicht einmal was die Quantität der angenommenen Entitäten angeht besonders extravagant erscheint.

Eine nonaktualistische Ontologie des Möglichen in Form des Modalrealismus, wenngleich sie kontraintuitiv erscheinen mag, hat schließlich diesen großen Vorteil: Es ist zumindest qualitativ eine ontologisch sehr sparsame Theorie, die eine der schwierigsten ontologischen Kategorien, die des Möglichen, vollständig eliminiert, ohne komplizierte antirealistische Ersatzstrategien notwendig zu machen. Eine fiktive Person ist eine mögliche Person und mögliche Personen sind ontologisch von der gleichen Art wie tatsächliche Personen, sie sind nur Teil einer anderen Welt.

### ii. als Fiktivitätstheorie

Worum es sich bei fiktiven Entitäten im ontologischen Sinn handelt, ist im Rahmen des Lewis'schen nonaktualistischen Possibilismus eindeutig zu beantworten: Es sind mögliche Entitäten und damit hauptsächlich physische Entitäten anderer Welten.[33] Diese Identifikation des Fiktiven mit dem Möglichen hält aber nur in eine Richtung. Fiktives ist Mögliches, aber nicht alle möglichen Entitäten sind automatisch auch fiktiv. Es handelt sich folglich um eine Unterkategorie des Möglichen, die sich durch eine oder mehrere zusätzliche Eigenschaften von anderen Kategorien möglicher Entitäten unterscheidet, beispielsweise dadurch, dass ihre Mitglieder Gegenstand fiktionaler Erzählungen sind.[34]

---

[33] Gelegentlich sind es wohl auch Abstrakta. Denkbar ist zum Beispiel eine Geschichte, in der es eine Vielzahl fiktiver Abstrakta gibt. Diese wären dann ontologisch gleichzusetzen mit möglichen Abstrakta, also Abstrakta einer anderen Welt; man denke beispielsweise an die in der tatsächlichen Welt nicht existierenden zusätzlichen Farben in Michael Endes *Momo*.

[34] Dann steht aber fest, dass der Possibilismus zur Beantwortung der Frage, wodurch sich fiktionale Texte von nichtfiktionalen auszeichnen, keinesfalls etwas beitragen kann, da auch nichtfiktionale Texte mögliche Entitäten erwähnen und überhaupt erst der Fiktionsstatus dafür ausschlaggebend zu sein scheint, diese möglichen Entitäten von fiktiven zu unterscheiden. Auch jede Modal-Aussage wäre nach einer nonaktualistischen Theorie eine Aussage über Entitäten anderer Welten, ohne dass diese Aussagen damit automatisch fiktional wären. Fiktive Entitäten lassen sich dann von anderen möglichen Entitäten abschließend nur unterscheiden, wenn zusätzlich eine Theorie des Fiktionalen beigesteuert wird. Dies übersieht Reicher, wenn sie mögliche geflügelte Pferde mit möglichen geflügelten Kühen vergleicht (vgl. Reicher 2014, 179). Reicher beklagt, dass diese für den Nonaktualisten ontologisch auf einer Stufe stehen, obwohl es „in der aktualen Welt fiktive geflügelte Pferde gibt, nicht aber fiktive geflügelte Kühe“ (Reicher 2014, 179). Das könnte richtig sein (auch wenn ich stark bezweifle, dass es keine fiktionale

Die Identifikation fiktiver Entitäten mit möglichen Entitäten kann, wie im Folgenden gezeigt wird, die in der Einleitung aufgeworfenen Probleme teilweise sehr erfolgreich lösen, jedoch nur unter Inkaufnahme so gravierender neuer Probleme, dass er sich als Theorie des Fiktiven kaum durchsetzen konnte.

### Sprechen über Fiktives

Ein nonaktualistischer Possibilismus nach Lewis als Fiktivitätstheorie löst *prima facie* eine Vielzahl von fiktionstheoretischen Problemen aus den Bereichen Existenzquantifikation, Referenz und Prädikation. Wenn fiktive Entitäten mögliche Entitäten sind, dann sind wie oben dargestellt alle Aussagen über solche Entitäten tatsächlich operational eingeschränkte Existenzaussagen über Entitäten anderer Welten. Die Behauptung, fiktive Entitäten wie Sherlock Holmes gebe es nicht, gilt dann nicht mehr, denn schließlich existieren sie ja, wenngleich in einer anderen Welt. Dementsprechend besteht auch kein Problem mit Existenzquantifikationen, Referenzen oder ontologischen Festlegungen bezüglich fiktiver Entitäten, sofern der Existenzquantor entweder auf die jeweils einschlägige(n) Welt(en) bezogen wird, oder aber auf die Entitäten der Gesamtheit aller Welten. Zur Verdeutlichung sei noch einmal auf die aus der Einleitung bekannte werkinterne Aussage Thomas Manns geblickt:

(1) „Ein einfacher junger Mensch reiste im Hochsommer von Hamburg, seiner Vaterstadt, nach Davos-Platz im Graubündischen."

Der einfache junge Mensch ist die fiktive Person Hans Castorp, eine mögliche Entität, die eine andere Welt bevölkert. Dieser Entität wird hier ein komplexes Prädikat zugeschrieben. Der Einfachheit halber missachte ich zunächst die adverbialen Bestimmungen, die das Prädikat modifizieren, sodass der Satz lautet: (1') Hans Castorp reiste. Diese einfache Aussage in prädikatenlogischer Standardanalyse beinhält eine Existenzquantifikation bezüglich eines Individuums Hans Castorp. Hält man die Aussage für wahr, so legt man sich nach dem Prinzip der ontologischen Festlegung auf die Existenz dieser Entität fest. Im Rahmen des Nonaktualismus ist dies wie gesehen unproblematisch, da die Entität ja existiert. Auch das Prädikat kann diese Entität ohne weiteres tragen, da Hans Castorp in seiner möglichen Welt tatsächlich reiste. Der

---

Geschichte mit geflügelten Kühen gibt!), ist aber auch völlig unproblematisch, da der Nonaktualist nicht behauptet, jede mögliche Entität sei eine fiktive Entität. Fiktivität ist hier eben keine ontologische Kategorie, sondern ein anhand von nichtontologischen Kriterien bestimmter Unterfall des deiktischen Status des Möglichseins. Insofern gäbe es dann zwar sowohl mögliche geflügelte Pferde als auch mögliche geflügelte Kühe, die ontologisch von der gleichen Art sind, aber trotzdem wären nur erstere fiktiv.

werkinterne Satz kann also so verstanden werden, als gäbe er einfach nur wieder, was in dieser anderen Welt geschehen ist, und er wäre demnach genauso zu analysieren wie eine Aussage über Personen und ihre Reisen aus unserer Welt.

Unklar ist, wie eine entsprechende Analyse im Rahmen einer aktualistischen Theorie des Möglichen aussehen soll. Der Verweis auf mögliche Entitäten als eigenständige ontologische Klasse neben den Tatsächlichen ist hier natürlich nicht möglich. Der Verweis auf die aktuellen Entitäten, auf die sich mögliche Entitäten reduzieren lassen, ist jedoch auch nicht besonders hilfreich. Sets von Propositionen reisen nicht nach Davos. Es bedarf daher im Rahmen des Aktualismus einer gänzlich anderen Strategie, die ohne den Verweis auf fiktive Entitäten einerseits, aber auch ohne den Verweis auf Sets von Propositionen oder dergleichen auskommt, sondern die Rede über Fiktives anders analysiert. Der Aktualismus kann mit der Metapher von möglichen Welten womöglich eine Semantik und Logik der Rede über Fiktives beisteuern, aber die Rede von möglichen Entitäten oder die operationale Einschränkung auf mögliche Welten etc. ist hierbei letztlich weiterhin erklärungsbedürftig. Erklärungen, die in diese Lücke stoßen können, finden sich unten bei meinen Ausführungen zu antirealistischen Ansätzen (vgl. S. 142ff).

Inhaltsangebende Aussagen über fiktive Entitäten lassen sich im Nonaktualismus genauso verstehen wie werkinterne. Wenn ich den Zauberberg zusammenfassend sage:

(2) Hans Castorp verbrachte sieben Jahre in Davos

so quantifiziere ich über die Entität Hans Castorp und mache eine wahrheitsgemäße Aussage darüber, was dieser Entität in der relevanten Welt für Eigenschaften zukommen. Bei genauerem Blick auf die Prädikate in (1) und (2) taucht jedoch ein kleineres Problem auf: Erweitert man den Satz (1‘) zu (1‘‘) *Hans Castorp reiste nach Davos*, so kommt eine zweite Existenzquantifikation über den Ort Davos hinzu. Dabei steht aber fest, dass die fiktive Entität Hans Castorp keinesfalls aus ihrer möglichen Welt in das Davos in *unserer* Welt gereist sein kann. Diese beiden Entitäten können tatsächlich in gar keinem kausalen Verhältnis zueinander stehen. Im Nonaktualismus muss gelten, dass fiktive Entitäten keinen Kontakt zu nichtfiktiven haben können. Wenn also in einem Werk Napoleon auftaucht und in Kontakt zu nichthistorischen fiktiven Figuren kommt, so kann es sich bei diesem Napoleon unmöglich um den gleichen handeln wie um den tatsächlichen Napoleon unserer Welt.

Tatsächlich kann im Rahmen der Lewis’schen Theorie eine Entität *einer* Welt in einer *anderen* Welt gar nicht auftauchen. Meinen obigen Beispielsatz, *Der Baum vor meinem Haus hätte auch eine Kirsche sein können*, analysiere ich im Rahmen der Lewis’schen

Theorie daher auch als *In einer anderen Welt w existiert ein Baum an der relevant parallelen Stelle, der eine Kirsche ist*. Die mögliche Entität, auf die hier abgestellt wird, ist nicht identisch mit dem tatsächlichen Baum vor meinem Fenster. Es handelt sich um eine gänzlich andere Entität mit eigenen Identitätsbedingungen. Sie befindet sich nur an der relevanten parallelen Stelle. Insofern spricht Lewis auch davon, dass mögliche Entitäten *counterparts* zu anderen Entitäten sind (vgl. Lewis 1968). Die Angela Merkel, die in einer möglichen Welt SPD-Kanzlerin geworden ist, ist in einem ontologischen, numerischen Sinne nicht mit der tatsächlichen Angela Merkel identisch. Das sogenannte Phänomen der Transweltidentität gibt es in Lewis nonaktualistischer Theorie insofern nicht. SPD-Merkel ist nur CDU-Merkels ontologisch völlig eigenständiges Gegenstück. Um ein solches Gegenstück in einer anderen Welt handelt es sich auch bei dem Davos, in dem Hans Castorp sich aufhält. Problematisch ist das nicht. Vielmehr könnte man es als Konsequenz dieser ontologischen Position hinnehmen und sich darüber freuen, eine klare Antwort auf die Frage zu haben, ob in fiktionalen Texten auch nichtfiktive Entitäten auftreten können: Nur, wenn sie an keiner Stelle mit einer fiktiven Entität in Kontakt kommen.

Im Aktualismus besteht keine Notwendigkeit für die Annahme von *counterparts*. Mögliche Entitäten sind hier keine ontologisch eigenständigen Entitäten mit eigenen Identitäts- und Individuationsbedingungen. Alle Entitäten „have various properties at different worlds, but they are just themselves. (Thus technically, they are not world-bound entities, but functions from worlds to identities). […] The identity of an object is not determined by its properties at any one world" (Priest 2005, 90). Wegen dieser Unabhängigkeit der Identität von den Eigenschaften der Entität in den möglichen Welten, kann eine mögliche Entität mit einer tatsächlichen identisch sein, selbst wenn sie gar keine Eigenschaften teilen. Wie ist die Identität dann aber zu bestimmen? Diese Frage, so Kripke, „depends on the wrong way of looking at what a possible world is" (Kripke 1972, 43). Wer diese Frage stellt, scheint ein Lewis'sches Verständnis des Möglichen vorauszusetzen, das dazu verleitet, verschiedene konkret existierende Entitäten miteinander identifizieren zu wollen. Nach der aktualistischen Vorstellung, wie Kripke sie vertritt, gibt es diese anderen Welten in keinem ontologisch starken Sinne. „A possible world is *given by the descriptive conditions we associate with it*. […] 'Possible worlds' are *stipulated*, not *discovered*" (Kripke 1972, 44, seine Emphase). Demnach ist in einer möglichen Welt genau das der Fall, von dem wir stipulieren, dass es der Fall ist, inklusive der Identität von Entitäten dieser Welt mit Entitäten unserer Welt. Die SPD-Kanzlerin Merkel ist demnach identisch mit der tatsächlichen Merkel, weil ich das Beispiel so

gewählt habe. Insofern kann dann aber auch problemlos der mögliche Hans Castorp in seiner Welt in Kontakt zu einem Davos treten, das identisch mit dem tatsächlichen Davos unserer Welt ist.

Inhaltsangebende und werkinterne Aussagen über fiktive Entitäten lassen sich unter einem Nonaktualismus durch Verweis auf mögliche Entitäten *prima facie* unter Vermeidung der eingangs aufgeworfenen Probleme verstehen. Dem Aktualismus steht der Verweis auf die tatsächliche ontologische Beschaffenheit des Möglichen nicht zur Erklärung offen, da es sich hierbei um abstrakte Entitäten wie etwa Sets von Propositionen handelt, die nicht die relevanten Eigenschaften tragen können. Dem Nonaktualismus bereiten jedoch Sprechweisen über fiktive Entitäten in werkexternen Aussagen Schwierigkeiten. Man nehme abermals den Beispielsatz:

(3) Hans Castorp ist eine fiktive Figur.

Bei Sätzen solcher Art ergeben sich Probleme mit den Prädikationen. Die Referenz, Existenzquantifikation und Bedeutung der Satzkonstituente *Hans Castorp* können unter Verweis auf eine mögliche Entität gelöst werden, aber die Prädikate, die dieser möglichen Entität in werkexternen Aussagen zukommen, sind nicht immer unmittelbar zutreffend. Die Sätze müssen dementsprechend häufig anders verstanden werden, als sie oberflächlich aussehen. In Satz (3) bereitet das Prädikat *fiktiv* keine großen Probleme, gibt es doch nur an, dass Hans Castorp relativ zum Sprecher nonaktual ist, was nach dem ontologischen Bild dieser Theorie der Wahrheit entspricht. Problematischer ist die Aussage, er sei eine Figur. Menschen werden normalerweise nicht als *Figuren* bezeichnet. Von den Personen der tatsächlichen (d.i. unserer) Welt kann ich ohne Verrenkungen natürlichsprachlich nicht sagen, sie seien *tatsächliche Figuren*. Ausgesagt wird mit dem Satz also keine Eigenschaft, die Castorp relativ zu seiner Welt tatsächlich trägt, denn dort ist er gerade keine Figur. Vielmehr scheint damit etwas darüber gesagt zu werden, was für Eigenschaften Hans Castorp in unserer Welt hat, nämlich Teil einer fiktionalen Geschichte zu sein. Da es in unserer Welt aber keinen Hans Castorp gibt, müsste diese Prädikation dennoch an die mögliche Entität Hans Castorp angeschlossen werden, sodass von dem möglichen Hans Castorp gesagt wird, er habe die Eigenschaft, in der tatsächlichen Welt in einem fiktionalen Text als Figur aufzutreten. Ontologisch gibt das jedoch Rätsel auf, da in diesem Fall eine mögliche Entität eine Reihe von tatsächlichen Eigenschaften hätte. Plausibler scheint es daher zu sein, eine andere Strategie zu wählen, bei der werkexterne Aussagen wie die obige nicht auf mögliche

Entitäten bezogen werden, sondern mithilfe einer antirealistischen Strategie erklärt werden, die eine solche Referenz vermeidet.

Im Aktualismus besteht die Notwendigkeit einer zweiten Analysestrategie nicht. Da auch werkinterne/inhaltsangebende Sprechweisen und intentionale Bezüge letztlich nicht mit dem Verweis auf ontologisch relevante Entitäten erklärt werden können, da Sets von Propositionen oder andere abstrakte Entitäten, auf die sich mögliche Entitäten reduzieren lassen, die fraglichen Eigenschaften ohnehin nicht tragen können, muss hier von vornherein eine alternative Strategie zur Analyse entsprechender Repräsentationen verwendet werden, die dann gleichermaßen auch für werkexterne Aussagen zur Anwendung kommen kann.

Mit welcher alternativen Analysestrategie werkexterne Repräsentationen schließlich im Nonaktualismus behandelt werden können, sei zunächst dahingestellt. Für mein Vorhaben ist an dieser Stelle wichtig zu bemerken, dass die Analyse solcher werkexternen Sätze im Nonaktualismus nicht im gleichen Maße unproblematisch ist wie die Analyse inhaltsangebender und werkinterner Aussagen: Die Prädikation von werkexternen Eigenschaften ist mit dem Verweis auf mögliche Entitäten nicht ebenso zu erklären wie die Prädikation werkinterner Eigenschaften. Obwohl also zwei verschiedene Analysestrategien notwendig zu sein scheinen, kann die Gleichsetzung fiktiver Entitäten mit möglichen Entitäten *prima facie* jedenfalls die Probleme der Existenzquantifikation, Referenz, Prädikation und intentionalen Gerichtetheit in werkinterner und inhaltsangebender Rede lösen. Der aktualistische und der nonaktualistische Possibilismus unterscheiden sich in ihren Erklärungsstrategien für die eingangs aufgeworfenen Probleme insofern deutlich. Der Nonaktualismus bedient sich einer typischen realistischen Strategie, indem er auf den besonderen Status von wirklich existierenden fiktiven Entitäten hinweist. Der Aktualismus jedoch weist dem Fiktiven eine Beschaffenheit zu, die ähnlich wie im Kreationismus gebräuchliche Sprechweisen über das Fiktive nicht erklären kann und deshalb zusätzliche Erklärungsstrategien nötig macht. Häufig werden fiktive Entitäten jedoch als mögliche Entitäten bezeichnet, ohne dass völlig deutlich wird, welcher dieser beiden Strömungen hierbei gefolgt wird. Dieses Problem verschärft sich noch durch eine zweite Unterscheidung bezüglich possibilistischer Theorien, die der zwischen Aktualismus und Nonaktualismus ähnlich ist und zu der ebenso selten eindeutig Position bezogen wird, namentlich die Unterscheidung zwischen ontologischem und semantischen Possibilismus.

### Ontologischer vs. semantischer Possibilismus

Der Possibilismus ist eine ontologische Theorie. Er identifiziert das Fiktive mit möglichen Entitäten (und je nachdem, ob ein Aktualismus oder ein Nonaktualismus vertreten wird, in einem zweiten Schritt mit tatsächlichen Entitäten). Diese ontologische Gleichsetzung hilft auch, die semantisch-logischen Probleme der Existenzquantifikation, Referenz und Prädikation zu lösen. Deshalb darf diese ontologische Lösung jedoch nicht mit einer rein semantischen Lösung verwechselt werden:

Legt man ein modalrealistisches, nonaktuales Modell zugrunde, wie Lewis es vertritt, so könnte man annehmen, Doyles Geschichten über Sherlock Holmes handeln von einer möglichen Welt, in der alles der Fall ist, was in den Geschichten beschrieben wird. Das heißt, die mögliche Entität, die alles das tut, was in den Holmes-Geschichten von Sherlock erzählt wird, *ist* die fiktive Entität Sherlock Holmes. Daneben lässt sich jedoch auch die rein semantische Annahme stellen, dass sich *Aussagen* über fiktive Entitäten und deren Wahrheitswerte mithilfe einer modalen Logik, die Gebrauch von dem Konzept der möglichen Welten macht, analysieren lassen, ohne dass eine ontologische Identität angenommen würde. Lewis selbst unternimmt beispielsweise diesen zweiten, semantischen Versuch in Lewis (1978). Hier möchte er feststellen, wann ein inhaltsangebender Satz über fiktionale Werke wahr ist. Dabei geht er davon aus, dass solche Sätze (beispielsweise *Sherlock Holmes ist ein Detektiv*) verstanden werden müssen als elliptisch präfigiert mit dem Operator *In such-and-such fiction* (vgl. Lewis 1978, 39). Dementsprechend sollen inhaltsangebende Sätze wahr sein, wenn die Aussage tatsächlich unter den Operator fällt und also „in der Fiktion“ der Fall ist. Wann diese Anforderung erfüllt ist, versucht er mithilfe von möglichen Welten zu analysieren; vereinfacht beschrieben soll in der Fiktion genau das wahr sein, was in der möglichen Welt wahr ist, in der die Geschichte als Tatsachenbericht erzählt wird.[35]

Eine solche semantische Analyse dessen, was es für einen inhaltsangebenden Satz bedeutet, wahr zu sein, impliziert jedoch nicht automatisch auch die *ontologische* Identifikation fiktiver Entitäten mit möglichen Entitäten. „Lewis could say that there are various possibilia, no one of which is Sherlock Holmes, and we can use these various objects in our account of truth in fiction. End of story“ (Sainsbury 2010, 83). Womöglich bedarf es in diesem Fall noch plausibilisierender Ausführungen dazu, warum wir die Sachlagen anderer möglicher Welten als Wahrheitsbedingungen für Sätze heranziehen, die nicht von diesen anderen Welten handeln. Aber die Notwendigkeit einer solchen

[35] Für seine genaue Analyse siehe Lewis 1978, 45.

Erklärung darf nicht zu dem unzulässigen Schluss verleiten, jeder, der mögliche Welten zur Erklärung von Wahrheit in Fiktionen heranzieht, würde damit auch ontologisch fiktive Entitäten mit möglichen identifizieren. „Sobald man lediglich annimmt, dass sich fiktive Szenarien mithilfe von modallogischen Welten modellieren lassen, lernt man nichts über den ontologischen Status fiktiver Gegenstände“ (Klauk 2014a, 262).[36] Diese Variante einer rein semantischen Analyse von Sprechweisen über Fiktives mithilfe von möglichen Welten bietet sich insbesondere für den Aktualismus an, da hierbei das Problem vermieden wird, scheinbar fiktive Entitäten mit Sets von Propositionen (oder ähnlichem) zu identifizieren, die die relevanten Eigenschaften nicht tragen können. Demnach ließe sich annehmen, mögliche Entitäten und somit auch fiktive Entitäten seien zwar ontologisch identisch mit aktualen Abstrakta wie beispielsweise Propositionsmengen, jedoch seien unsere alltäglichen und wissenschaftlichen Sprechweisen über sie ihrer Semantik nach mithilfe möglicher Welten zu analysieren und insofern unabhängig von der tatsächlichen ontologischen Beschaffenheit des Fiktiven.

Es stellen sich im Licht der Unterscheidung zwischen semantischen und ontologischen Analysen grundsätzlich zwei verschiedene Fragen, von denen nur eine in den Gegenstandsbereich meiner Arbeit fällt. 1. Welche Implikationen hat die ontologische Identifikation fiktiver Entitäten mit möglichen und ist sie sinnvoll? 2. Welche Implikationen hat die semantische Analyse von Sprechweisen über Fiktives mithilfe möglicher Welten und ist sie sinnvoll?

Mit der zweiten Frage beschäftigt sich (neben dem erwähnten Beitrag von Lewis) beispielsweise ausführlich Proudfoot (2006). Sainsbury betont von Lewis ebenfalls, dass er nur dieses zweite Projekt verfolgt und tatsächlich fiktive Entitäten nicht ontologisch mit möglichen Welten erklären möchte. „The position sounds as if it would be congenial, but, in his work explicitly addressed to fiction (Lewis 1978), the metaphysical status of fictional characters does not occupy center stage“ (Sainsbury 2010, 74). Solche bloß logisch-semantischen Analysen von Sprechweisen über fiktive Entitäten gehören

[36] Das Verwechseln von logisch-semantischen Analysen der Rede über Fiktives mithilfe möglicher Welten und der ontologischen Gleichsetzung des Möglichen mit dem Fiktiven ist allerdings virulent. Bspw. nennt Reicher drei Personen mit „der Auffassung, dass fiktive Gegenstände in nichtaktualen Welten existieren“ (Reicher 2014, 174): Lewis, bei dem diese Annahme, wie Sainsbury herausstellt, extrem zweifelhaft ist; Heintz (1979), der dieser Behauptung explizit widerspricht, wenn er sagt: „A virtue of the approach is that ‘fictional worlds’ are not identified with unactualized but sempiternally existing possible worlds, but with valuations, supervaluations, over sets of sentences“ (Heintz 1979, 98); und Howell (1979), der als einziger der dreien tatsächlich eine ontologische Identifikation des Fiktiven mit nichtaktualisierten Objekten vorzunehmen scheint, wenngleich der von Reicher genannte Aufsatz in erster Linie mit Analysen interpretativer Aussagen beschäftigt ist und er betont, dass er keinen Vorschlag dazu machen möchte, wie genau ein solches nichtaktualisiertes Objekt zu verstehen ist (vgl. Howell 1979, 172).

dementsprechend nur am Rande in den Gegenstandsbereich meiner Arbeit, da sie keine Implikationen für die Ontologie des Fiktiven haben. Sie interessieren nur insofern, als dass sie im Rahmen nicht-realistischer Ontologien des Fiktiven als Strategie zur Analyse problematischer Sprechweisen zur Verfügung stehen (vgl. die unten besprochenen modalmeinong'schen Theorien, S. 124ff). An dieser Stelle sind jedoch zunächst die Konsequenzen der ontologischen Gleichsetzung von fiktiven und möglichen Entitäten von Interesse.

### Probleme des Possibilismus

Soweit klingt der Possibilismus jedenfalls in seiner nonaktualistischen Variante sehr erfolgreich: Fiktive Entitäten scheinen mögliche Entitäten zu sein, und sobald man das erkannt hat, bestehen offenbar keine Probleme mehr mit Existenzquantifikationen und Referenzen und kaum Probleme mit Prädikationen. Doch die ontologische Gleichsetzung des Fiktiven mit dem Möglichen zieht eine Reihe von so schwerwiegenden Problemen nach sich, dass der Possibilismus als Fiktivitätstheorie weitgehend verworfen wurde.[37] Vier dieser Probleme möchte ich im Folgenden darstellen:

**(1) Das Individuationsproblem:** Currie vertritt einen modalrealistischen Nonaktualismus ähnlich zu dem von Lewis. Er nimmt wie dieser an, für jede mögliche Kombination von Eigenschaften gebe es eine Entität in einer konkreten möglichen Welt, die dieses Set von Eigenschaften hat (vgl. Currie 1982). Folglich gibt es für ihn mögliche Entitäten, die genau die Kombinationen von Eigenschaften haben, die beliebigen fiktiven Entitäten zugeschrieben werden, sofern diese nicht metaphysisch unmöglich sind. Zum Beispiel nimmt Currie für die fiktive Entität Sherlock eine mögliche Entität Shmerlok in der Welt *w*(1) an, der alle Eigenschaften zukommen, die Arthur Conan Doyle Sherlock Holmes zugeschrieben hat. Die Annahme liegt daher nicht fern, dass es sich bei Sherlock und Shmerlock um die gleiche Entität handelt, schließlich scheinen sie qualitativ identisch zu sein. Doch Currie bestreitet dies und nimmt trotz seiner eigenen modalrealistischen Position an, dass Namen fiktiver Entitäten keine Referenz haben und Shmerlok nicht Sherlock ist. Curries Argument basiert auf folgender Beobachtung:

> Because Holmes does not exist in @ [the actual world] we cannot identify him by ostension and say "*that* is Holmes in *w*." All we can do is identify him by description: presumably as

[37] Verbreitet sind insbesondere noch modalmeinong'sche Theorien wie die Theorien Bertos und Priests, auf die ich im Abschnitt zum Meinongianismus (siehe S.124ff) noch zu sprechen komme. Bei klassischeren Theorien wie von Pavel (1986), Ryan (1991) oder Doležel (1998) ist jeweils umstritten, ob sie bloß semantisch oder auch ontologisch einen Possibilismus annehmen.

> the person who does and is all (or some of) the things Holmes is said to do and be in the story. (Currie 1990, 134, seine Emphase)

Anders als für Namen, die auf Entitäten der tatsächlichen Welt referieren, können Namen, die sich auf fiktive Entitäten beziehen, nicht durch Ostension eingeführt werden. Es scheint daher, ihre Namen müssen über eine referenzfestlegende Beschreibung eingeführt werden. Diese Beschreibungen sind dem jeweiligen fiktionalen Werk zu entnehmen, das über die Entität berichtet. Im Fall Sherlock Holmes scheint es, als würde diese Beschreibung auf Shmerlok referieren. „But our reference-fixing activities at the actual world cannot make 'Holmes' a proper name of *B* [Shmerlock]. For suppose that in *w*(2) there is *another* individual, *C*, who does and is those same things [as Shmerlock and Sherlock]" (Currie 1990, 135, seine Emphase). In diesem Fall würde der Name *Sherlock Holmes* auf Grundlage der werkinternen Beschreibung auf beide Entitäten verweisen. „But a genuinely reference-fixing description would have to choose between them" (Currie 1990, 135). Currie schließt, dass wenn sich nicht entscheiden lässt, ob B oder C das Referenzobjekt von *Sherlock Holmes* ist, dass „neither is. So nobody is" (Currie 1990, 135).

Das Argument lässt sich auf die Feststellung verkürzen, dass es unendlich viele mögliche Entitäten gibt, die in ihren Eigenschaften jeweils der gleichen fiktiven Entität entsprechen, weil diese in der relevanten Geschichte nicht eindeutig genug beschrieben wird. Deshalb lässt sich unter diesen nicht auswählen, welche nun beispielsweise Sherlock Holmes ist; der mit Blutgruppe A oder der mit Blutgruppe 0? Und selbst wenn alle Eigenschaften Holmes vollständig durch den relevanten Text beschrieben wären, könnte es womöglich trotzdem mehrere identische mögliche Welten geben, die jeweils der Beschreibung entsprechen. Unter anderem diese Erwägung führt auch Kripke zum gleichen Ergebnis wie Currie:

> [T]here is none of whom we can say that he would have *been* Holmes had he performed these exploits. For if so, which one?
>
> I thus could no longer write, as I once did, that 'Holmes does not exist, but in other states of affairs, he would have existed.' (Kripke 1972, 158, seine Emphase)[38]

Dieses Argument sieht zunächst aus wie ein epistemisches, betrifft aber tatsächlich auch einen ontologischen Punkt. Die Menge an Eigenschaften, die eine bestimmte fiktive Entität laut dem relevanten Werk hat, reicht nicht aus, um unter all den realen aber nicht-aktuellen möglichen Entitäten eine bestimmte auszuwählen. Ist womöglich Holmes

[38] Kripke bezieht sich hier auf seine eigene Position in Kripke (1963).

dennoch genau eine dieser Entitäten, nur wissen wir nicht genug über ihn, um festzustellen welche? Das ist insofern ausgeschlossen, als dass es nicht mehr über Holmes zu erfahren gibt. Doyle dachte nicht an eine *bestimmte* mögliche Entität, die sich angesichts der unendlichen Vielzahl möglicher Entitäten nur durch eine vollständige Eigenschaftsmenge individuieren ließe. Insofern bezieht sich nicht nur die durch die relevanten Geschichten überlieferte Menge an Eigenschaften nicht auf *genau einen* Holmes, sondern auch Doyle war nie intentional auf genau eine bestimmte mögliche Entität gerichtet. Das Individuationsproblem wird damit über die epistemische Unmöglichkeit der richtigen Auswahl hinaus zu einem ontologischen Problem, denn die genaue Individuation scheitert nicht bloß daran, dass einige der Eigenschaften Holmes unbekannt wären, sondern daran, dass diese Eigenschaften nicht festgelegt sind. Es lässt sich deshalb nicht nur nicht sagen, welche der vielen möglichen Entitäten Holmes ist, sondern es ist mangels Bestimmtheit überhaupt keine von diesen Entitäten Holmes.

Auch Lewis (1978) reißt dieses Problem kurz an und bestätigt damit Sainsburys Einschätzung (vgl. Sainsbury 2010, 74), dass Lewis Fiktives nicht ontologisch mit Möglichem gleichsetzen möchte.

> Is the world of Sherlock Holmes a world where Holmes has an even or an odd number of hairs on his head at the moment when he first meets Watson? […] It is absurd to suppose that these questions about the world of Sherlock Holmes have answers. The best explanation of that is that the worlds of Sherlock Holmes are plural, and the questions have different answers at different ones. (Lewis 1978, 42, seine Emphase)

Auch für Lewis scheint dann zu gelten, dass wenn es nicht eine Entität unter den möglichen Entitäten gibt, die Sherlock Holmes ist, sondern viele Entitäten seiner Beschreibung entsprechen, dass dann keine davon mit Holmes numerisch identisch sein kann.

**(2) Das Unvollständigkeitsproblem:** Die unvollständige Beschreibung fiktiver Entitäten führt noch zu einem weiteren Problem, das eine erfolgreiche Identifikation fiktiver Entitäten mit möglichen Entitäten zweifelhaft erscheinen lässt:

> [A]n incomplete object is an impossible object. Suppose Holmes is incomplete with respect to whether he has an aunt. Then neither ‘has an aunt’ nor ‘lacks an aunt’ is true of him, hence (classically) both are false of him, and so (classically) their negations are true of him. (Sainsbury 2010, 88)

Die possibilistische Theorie sieht sich nach dieser Kritik dem Problem ausgesetzt, dass sie mögliche Welten annimmt, wo nur unmögliche Welten vorliegen, da die in Fiktionen

beschriebenen Welten alle unvollständig sind und dies zu (klassisch) logisch unmöglichen Ergebnissen führt, namentlich Welten, in denen der Satz vom ausgeschlossenen Dritten nicht gilt, da einige Sachverhalte weder der Fall noch nicht der Fall zu sein scheinen. Dieses Problem wird auch von praktisch allen possibilistischen Theorien angesprochen, egal ob es sich dabei um solche im ontologischen Sinne handelt oder um solche, die mithilfe möglicher Welten die Semantik inhaltsangebender Sätze erklären möchten.[39]

Dem kann auf mehrere Arten begegnet werden. Naheliegend ist abermals die Antwort, dass es sich dabei nicht um ein ontologisches Problem handelt, sondern um ein rein epistemisches. Unklar ist, was wahr ist, p oder ¬p, aber es ist nicht unbestimmt, sondern nur unbekannt. Damit resultiert aus dieser Problemlösung jedoch obiges Individuationsproblem. Darüber hinaus scheint es als Beschreibung des Phänomens fiktiver Welten inadäquat zu sein. Ronen betont:

> In formulating propositions about fiction incompleteness is seen as an inherent property of fictional states and objects and not as a lack to be remedied. No completeness can or should be reconstructed for fictional entities, and fictional worlds only contain what is directly claimed or implied by the text. (Ronen 1994, 93)

Die Behauptung, Sherlock Holmes habe entweder eine Tante, oder er habe keine Tante, wirkt intuitiv als inadäquate Beschreibung der relevanten fiktiven Welt. Holmes Tantenstatus gehört schlicht nicht zu den Eigenschaften, die die fiktive Holmes-Welt ausmachen. Darüber hinaus sind ohne weiteres Texte denkbar, die die ontologische Unbestimmtheit einiger Teile ihrer Welt zum Thema des Textes machen, sodass eine vollständige mögliche Welt niemals unter die dem Text zu entnehmende Beschreibung fallen kann. Ronen lehnt es dementsprechend ab, fiktive Welten als mögliche Variationen der tatsächlichen Welt zu verstehen: „fictional worlds are not, strictly speaking, possible worlds“ (Ronen 1994, 96). Das Unvollständigkeitsproblem als epistemisches Problem beiseite zu schieben, scheint insofern als Lösung inadäquat.

Wenn die Unvollständigkeit fiktiver Welten jedoch nicht als epistemisches Phänomen verstanden wird, muss es sich um Unvollständigkeit im ontologischen Sinne handeln. Demnach wären einige Welten in ihrer Beschaffenheit unvollständig. Die Welt, die den Holmes Geschichten entspricht, ist dann eine, in der es weder der Fall ist, dass Holmes eine Tante hat, noch dass er keine hat. Diese Annahme setzt einige ontologische Kreativität voraus. Hierzu müsste man also annehmen, dass dem Satz vom

[39]Vgl. etwa Ronen 1994, 90; Lewis 1978, 45.

ausgeschlossenen Dritten als logisches Axiom (mindestens in einigen Welten) keine ontologische Gegebenheit entspricht. Demnach wäre es möglich, dass ein Sachverhalt weder besteht noch nicht besteht, und somit nicht alle möglichen Welten auch vollständig sein müssen.

Eine weitere Möglichkeit, dem Problem aus dem Weg zu gehen, ist es, Fiktionen nicht mit möglichen Welten, sondern mit möglichen und unmöglichen Welten zu erklären. Dies ist wohl auch die beliebteste Lösung für das Unvollständigkeitsproblem.[40] Diese Lösung steht jedoch in erster Linie Vertretern der schwächeren semantischen Position zur Verfügung. Die Annahme, dass „[d]iscourse on ways things couldn't be has its own logic in a broad sense: some reasoning in it is correct, some is not" (Berto 2011, 323), ist sicherlich leichter zu verteidigen und weniger kontrovers, als den Schritt weiter zu gehen und unmöglichen Welten Existenz im ontologisch relevanten Sinn als konkrete Entitäten zuzusprechen, so wie es Lewis für mögliche Welten tut. Als nonaktualistische Lösung bietet sich diese Strategie daher nicht an.

Doch darüber hinaus wirkt die Annahme unmöglicher Welten zur Erklärung von Fiktionen auch kontraintuitiv. Der Ausgangspunkt der Identifikation des Fiktiven mit dem Möglichen war die Beobachtung, dass sich in Fiktionen die Welt so darstellt, wie sie zwar nicht ist, aber hätte sein können. Von dieser Beobachtung hat man sich nun weit entfernt, hin zu der Annahme, Fiktionen würden die Welt so darstellen, wie sie hätte sein können oder nicht hätte sein können. Sicherlich ein Ausgangspunkt, der intuitiv wesentlich weniger ansprechend ist.

**(3) Das Namensreferenzproblem:** Man nehme eine hypothetische fiktionale Erzählung an, deren Hauptcharakter in jeder Eigenschaft bestimmt beschrieben ist und dem nur eine mögliche Entität ihren Eigenschaften nach vollständig entspricht. In diesem Fall würden die Probleme der Individuation und Unvollständigkeit tatsächlich nicht auftreten. Doch auch diese mögliche Entität, so argumentiert Kripke, könne trotzdem niemals identisch mit einer fiktiven Figur sein. Kripke verdeutlicht seine Gründe für diese Annahme anhand von Redeweisen über Einhörner: „[G]iven that we are right in our supposition that there are no unicorns, *could* there have been unicorns? Under what circumstances *would* there have been unicorns? And here I reject the common doctrine just as I did in the case of Sherlock Holmes" (Kripke 2013, 43, seine Emphase).

Die „common doctrine", die Kripke hier meint, ist die Annahme, es hätte Einhörner geben können und es hätte Sherlock Holmes geben können. Kripke nimmt an, dass beide

[40] Vgl. etwa Berto 2011, 322; Priest 2005, 15

notwendig nicht existieren können und also unmöglich sind. Diese Annahme ergibt sich aus Kripkes Kausalreferenztheorie zur Namensbedeutung. Danach werden Namen von Individuen sowie von Arten gleichermaßen durch entweder ostensiven Verweis auf ein Beispiel oder durch eine definite Beschreibung eingeführt und dann von späteren Verwendern gebraucht, indem mit der Intention, den Namen mit der gleichen Verwendung zu gebrauchen wie die anderen Sprecher, kausal an diesen originalen Taufakt angeknüpft wird. In jedem Fall besteht für jede Namensverwendung eine Kausalkette, die bis hin zum Taufakt an das jeweilige Individuum (oder Art) reicht. „The term 'unicorn' or 'dragon', being a pretended name of a species, should, I think, presumably have the very same logic. Only one is here pretending that a species has been identified rather than actually identifying it" (Kripke 2013, 46).[41] Dieser Prozess der Namenseinführung limitiert, was tatsächlich unter den Namen *Einhorn* fallen kann:

> If it had been the case that someone invented the story of the unicorn and simply spun it out of his head with no connection to any actual species, one could not say–even though his mythical animal precisely matched something in the real world–that he was talking about that kind of animal, any more than one could make the analogous claim in the case of Sherlock Holmes. (Kripke 2013, 48)

Unter einen Namen fällt eben genau das, woran der Name bei Einführung angeschlossen wurde. Bei einem *pretended name* gibt es keine entsprechende Entität; es wird eben nur so getan, als würde ein Name eingeführt. Findet sich dann im Weiteren eine Entität, die der Beschreibung unterfällt, die mit dem *pretended name* verbunden wurde, so ist diese Entität trotzdem nicht von dem Namen gemeint, es ist vielmehr bloßer Zufall, dass sie die gleichen Eigenschaften hat. „If we synthesized them in the laboratory we might call them 'unicorns'; but we shouldn't say that we have now made the very same animals that the medievals were talking about. We haven't" (Kripke 2013, 50).

Auch der mögliche Sherlock Holmes unterfällt diesem Problem. Würde sich herausstellen, dass zur Zeit Doyles jemand gelebt hat, der alles getan hat, was von Sherlock Holmes erzählt wurde, aber Doyle nichts davon wusste, so wäre diese andere Person, die sogar den gleichen Namen tragen könnte, trotzdem nicht Sherlock Holmes, weil die entsprechende Kausalreferenzkette nicht vorliegt. Der Name wurde nicht mit dieser Referenz eingeführt; nach Kripkes Bild wurde er mit überhaupt keiner Referenz eingeführt. Also kann er sich auch nicht auf die Person beziehen, die zufällig alle Eigenschaften trägt, die auch Holmes zugesprochen werden. Dies gilt dann natürlich auch

[41] Zur Rolle von *pretense* in Kripkes Annahmen über werkinterne Rede siehe oben S. 36ff.

für den *möglichen* Holmes, der in einem anderen Universum ermittelt. Es ist dieses aus Kripkes Namenssemantik herrührende Problem, weshalb er seine noch zuvor vertretene Annahme (vgl. Kripke 1963), dass fiktive Entitäten mögliche Entitäten seien, schließlich aufgibt (vgl. Kripke 2013, 42).

**(4) Das Kreativitätsproblem:** Das Kreativitätsproblem betrifft alle Fiktivitätstheorien, die annehmen, fiktive Entitäten seien unabhängig von den Aktivitäten von Autoren. Hierzu gehört auch der Possibilismus. Zwar schreiben Autoren fraglos die fiktionalen Texte, in denen fiktive Entitäten in erster Linie auftreten, aber die Existenz dieser Entitäten in ihren möglichen Welten ist davon natürlich unabhängig. Wenn Sherlock Holmes eine mögliche Entität ist, dann war er das auch schon, bevor Doyle jemals an ihn gedacht hat und existierte somit (in seiner Welt) auch bereits bevor irgendwelche Texte über ihn in unserer Welt geschrieben wurden. Van Inwagen schreibt, die Annahme, fiktive Entitäten wären in ihren Eigenschaften unabhängig von den Aktivitäten von Personen „makes the creativity of the novelist seem very like the 'creativity' of the flower-arranger" (van Inwagen 1977, 308). Wenn ein Autor beim Beschreiben seiner Figur auf eine mögliche Entität referiert, die unabhängig von seiner Beschreibung ohnehin schon existiert, so hat dies den Anschein, als würde der Autor sich die Figur nicht in dem Sinn von Kreativität ausdenken, die sich in einer Neuschöpfung ausdrückt. Vielmehr sammelt er verschiedene mögliche Entitäten und arrangiert sie auf eine Weise, die zudem selbst als Arrangement insgesamt schon in einer möglichen Welt verwirklicht ist.

Diese Beschreibung van Inwagens ist jedoch inadäquat. Es ist ja nicht so, dass der Autor Zugang zu einer dieser Welten hätte. *Per definitionem* sind diese kausal abgeschlossen, es bestehen keinerlei kausal wirksame Verbindungen zwischen verschiedenen möglichen Welten, und also auch nicht zwischen einer möglichen Welt und unserer tatsächlichen Welt. Doyle konnte nicht einfach durch ein Teleskop gucken und dann beschreiben, was er in einer anderen Welt gesehen hat. Doch dieser mangelnde Zugang zu den anderen möglichen Welten wirft für den Nonaktualisten ein epistemisches Problem auf, das nicht gleichermaßen für den Aktualisten besteht: Woher wissen wir, was möglich ist? Aussagen über Möglichkeiten sind, wie oben erwähnt, für Lewis zu analysieren mithilfe eines auf eine bestimmte Welt eingeschränkten Existenzquantors. Mit einer solchen Aussage wird also gesagt, dass in einer anderen Welt eine aus unserer Sicht bloß mögliche Situation tatsächlich der Fall ist. Wenn ich also sage, vor meinem Fenster könnte auch ein Baum stehen (sicherlich eine wenig kontroverse Behauptung), so spreche ich dabei über eine wirklich existierende, physikalische Entität, in einem von mir kausal

abgeschlossenen Raum, zu der ich in keinerlei Verbindung stehen kann. Es handelt sich also um ein physisches Datum, das ich nicht empirisch untersuchen kann, zu dem ich aber scheinbar *a priorischen* Zugang habe. Das Problem lässt sich vermutlich nur umgehen, wenn verneint wird, dass ich mit meiner Möglichkeitsbehauptung *über* diesen Baum gesprochen habe. Dann ließe sich allenfalls annehmen, die Semantik meiner Aussage könne mithilfe des Konzepts der möglichen Welten analysieren werden. Hierbei handelt es sich dann wieder um die schwächere Variante des semantischen Possibilismus, bei der fiktive Entitäten ontologisch nicht mit möglichen Entitäten identisch sind, sondern sich Aussagen über fiktive Entitäten lediglich mit dem Konzept der möglichen Welt analysieren lassen. Auch der Aktualist hat dieses Problem insofern nicht, als dass modale Aussagen hier nicht auf Entitäten im relevanten ontologischen Sinne referieren und insofern auch dieser unerklärliche epistemische Zugang nicht auftritt.

Die vier aufgeworfenen Probleme schlagen alle in die gleiche Kerbe. Es sind technische Ausprägungen der gleichen Intuition: Wenn es irgendwo noch andere Universen geben sollte, die kausal von uns abgetrennt sind, was haben Autoren fiktionaler Texte damit zu tun? Es scheint intuitiv keineswegs einleuchtend anzunehmen, jemand würde ohne eigenes Wissen *über* etwas schreiben, mit dem er nie in Kontakt gekommen ist und für den eine Kontaktaufnahme sogar metaphysisch unmöglich ist. Alle vier aufgeworfenen Probleme bewegen sich in dem gleichen Netz dieses Kernproblems, weshalb auch Antworten auf eines der Probleme häufig eines der anderen verstärken, wie sich anhand der ersten beiden Probleme gezeigt hat.

Der Possibilismus als ontologische Theorie fiktiver Entitäten stößt dementsprechend verbreitet auf Ablehnung.[42] „In light of these problems it seems that possible objects are not candidates well suited to do the job of fictional characters“ (Thomasson 1999, 18). Doch während unter Philosophen der Possibilismus als realistische Fiktivitätstheorie an Einfluss verloren hat, ist zugleich zu beobachten, dass die Rede von Fiktionen als mögliche Welten innerhalb der Literaturwissenschaft zunehmend verbreitet ist, wie insbesondere Ronens (1994) ausführliche Analyse des Konzeptes in der Literaturwissenschaft herausstellt. Dass das Konzept der möglichen Welten jedoch auch hier Probleme bereiten kann, möchte ich im nächsten Abschnitt herausstellen.

[42] Beispielsweise bei Kripke (1972), Plantinga (1974), Currie (1990), Ronen (1994), Thomasson (1999), Klauk (2014a).

### iii. und Literaturwissenschaft

Womöglich kann der nonaktualistische Possibilismus diese ontologischen Probleme aufwiegen. Sein wesentlicher Vorteil ist, dass er fiktive Entitäten in der Form ernst nimmt, wie sie in fiktionalen Texten beschrieben werden und wie wir in alltäglicher Rede für gewöhnlich über sie sprechen. Demnach ist Sherlock Holmes alles, was sich inhaltsangebend über ihn sagen lässt: ein Detektiv mit Hut und Pfeife, ein echter Mensch aus Fleisch und Blut, keine undurchsichtige abstrakte Entität ohne raum-zeitliche Lokation oder gar ohne Existenz. Doch auch dieser vermeintliche Vorteil des Nonaktualismus wird sich in diesem Abschnitt schließlich als unsubstantiiert herausstellen. Eine Analyse literaturwissenschaftlichen Sprechens über fiktive Entitäten unter Annahme des Nonaktualismus zeigt, dass dessen vermeintlichen Vorteile tatsächlich gar nicht einschlägig sind.

Der Nonaktualismus nimmt bezüglich inhaltsangebendem Sprechen über fiktive Entitäten an, dass dieses deshalb wahr sein kann, weil die gemachten Behauptungen in Korrespondenz zur tatsächlichen Beschaffenheit der fiktiven Entitäten stehen, auf die referiert wird. Ein adäquater inhaltsangebender Satz ist hierbei also ein solcher, der von einer fiktiven Entität Eigenschaften behauptet, die diese relativ zu ihrer möglichen Welt wirklich hat. Sherlock Holmes ist ein Detektiv und Sätze, die dies behaupten, sind deshalb adäquat, weil er ein Detektiv ist. Genauso ist die Aussage wahr, dass Sherlock kein Polizist ist, weil die mögliche Entität Sherlock Holmes eben in ihrer Welt (d.i. der möglichen Welt, die vollständig der Beschreibung im Text entspricht) kein Polizist ist. Was genau in den beschriebenen möglichen Welten der Fall ist oder nicht, ist eine andere Frage, die zu klären der Interpretationstheorie überlassen ist. Festzuhalten für meine Zwecke ist an dieser Stelle, dass der Nonaktualismus wegen der Ernstnahme werkinterner Sätze auch für inhaltsangebende Sätze grundsätzlich keine Verwendung für eine der aus dem Kreationismus bekannten *Pretense*- oder Präfigierungs-Strategien hat. Es ist eben anders als beispielsweise im Kreationismus nicht nur *according to the story* der Fall, dass Sherlock ein Detektiv ist, sondern die mögliche Entität Sherlock ist *wirklich* ein Detektiv. Eine Interpretation inhaltsangebender Sätze, die es vermeidet, sich darauf festzulegen, dass Sherlock wirklich ein Detektiv ist, ist bei gleichzeitiger Annahme des Nonaktualismus völlig unplausibel.

Der vermeintliche Vorteil einer einfacheren Analyse inhaltsangebender Sätze durch Ernstnahme der Entitäten in ihren werkinternen Beschreibungen trägt jedoch nicht weit. Das Problem ist ein doppeltes: Zunächst wird hier eine einfache Analyse inhaltsangebender Sätze auf Kosten der werkexternen Rede erkauft. Wenn Sherlock

wirklich ein Detektiv ist, muss einiger Aufwand betrieben werden, um eine Behauptung wie *Sherlock ist eine Kreation Doyles* zu erläutern. Sicherlich ist es hier möglich, eine Paraphrase oder eine der verwandten Strategien anzuführen, um den Satz auszubügeln. Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass damit der gleiche Aufwand betrieben werden muss, wie für den Kreationismus, nur diesmal nicht für die inhaltsangebenden, sondern für die werkexternen Redeweisen, und das bei gleichzeitiger Annahme einer für Viele wesentlich kontraintuitiveren ontologischen Position.

Gewichtiger jedoch ist das zweite Problem: Die nun problematischen werkexternen Sätze werden mit den dafür vermeintlich unproblematischen werkinternen und inhaltsangebenden Sätzen bezahlt, doch diese sind auf den zweiten Blick nicht so unproblematisch wie behauptet. Tatsächlich starren wir hier, wie sich sogleich zeigen wird, in einen Abgrund metaphysischen Unfugs! Wie oben bereits herausgestellt wurde, haben viele Erzählungen (wenn nicht sogar alle) das Problem, dass die Gesamtheit der inhaltsangebenden Behauptungen, die adäquat zu ihnen gemacht werden können, keine möglichen, sondern vielmehr unmögliche Welten voraussetzen. Dem Problem wurde mit der Annahme begegnet, fiktive Entitäten seien eben genau das: Bewohner nicht nur von möglichen, sondern auch von unmöglichen Welten. Doch diese Erwiderung rettet den Possibilisten nur ein paar Universen weiter, bevor das Problem wieder virulent wird, denn es gibt Fälle der ontologischen Unmöglichkeit, die so fundamental sind, dass sie sich auch in unmöglichen Welten nicht realisieren lassen, die aber in fiktionalen Erzählungen dennoch vorkommen: Metalepsen.

### Transweltbeziehungen

Der Begriff *Metalepse* wurde von Genette eingeführt (vgl. Genette 1972, 243ff). Er bezeichnet damit den grenzüberschreitenden Ebenenwechsel von Figuren verschiedener Erzähllevel. Erzählungen können in verschiedenen Ebenen gestaffelt sein, beispielsweise wenn eine Figur der Geschichte selbst auch eine wiederum fiktionale Geschichte erzählt. Das Figurenpersonal der ersten Erzählebene und das der zweiten Erzählebene sind in diesem Fall ontologisch voneinander getrennt, da die zweite Erzählebene fiktional nicht nur im Verhältnis zum Leser ist, sondern auch im Verhältnis zu den selbst fiktiven Figuren der ersten Ebene. Die Figuren der ersten und der zweiten Ebene können sich damit eigentlich genauso wenig über den Weg laufen wie die tatsächlichen Leser und eine fiktive Figur. Jedoch gilt diese Regel für fiktionale Texte nicht, denn eine solche vermeintlich unmögliche Ebenenüberschreitung geschieht regelmäßig, beispielsweise wenn der heterodiegetische Erzähler einer fiktionalen Geschichte mit den Figuren seiner

Geschichte spricht oder interagiert, oder sogar andersherum die Figuren aus der Geschichte hinaustreten und Teil der höheren Erzählebene werden. „Nous étendrons à toutes ces transgressions le terme de *métalepse narrative*“ (Genette 1972, 244, seine Emphase).

Metalepsen können jedoch unter einer possibilistischen Theorie unmöglich auftreten, selbst wenn diese auch unmögliche Welten und ihre Entitäten als fiktive Entitäten zulässt. Um dies zu verdeutlichen, muss man sich zunächst das Verhältnis der Erzählebenen zueinander vor Augen führen. Angenommen es gibt folgende Ebenen: Zunächst die Autorin, die Teil unserer Welt ist und den gesamten fiktionalen Text erzählt; auf nächster Ebene eine fiktive Figur, die selbst auch eine fiktionale Geschichte vorträgt und damit zweitstufiger Erzähler einer Geschichte in der Geschichte ist; und schließlich auf dritter Ebene die Figuren der Geschichte in der Geschichte. Die Entitäten der drei Ebenen sind alle ontologisch unabhängig voneinander und von derselben Art. Was heißt das? Sie sind unabhängig voneinander, da ihre Existenz jeweils nicht von irgendwelchen Eigenschaften von Entitäten der jeweils anderen Ebenen abhängt. Zwar erzählt die Autorin auf höchster Ebene von den anderen niedrigstufigeren Entitäten, sodass die Existenz der *Erzählung* sicherlich von ihr abhängig ist, doch die Existenz der *Figuren*, von denen sie erzählt, ist davon nicht betroffen, da es sich um mögliche Entitäten handelt, deren Möglichkeit unabhängig davon ist, ob jemand über sie spricht oder nicht. Tatsächlich wären diese Entitäten immer noch genauso möglich, hätte es die Autorin nie gegeben.

Das gleiche gilt für die Geschichte in der Geschichte. Alle Entitäten – von der Autorin auf Stufe eins bis zu den Figuren in der Geschichte in der Geschichte auf Stufe drei – sind gleichermaßen mögliche Entitäten, mit dem einzigen Unterschied, dass die Autorin relativ zu den Lesern auch *aktuell* ist. Diese Eigenschaft ist jedoch nicht Teil des ontologischen Status, sondern eine bloße deiktische Eigenschaft, die angibt, wo die Autorin sich aufhält. Die Autorin unterscheidet sich von ihren Figuren also nicht ontologisch, sondern vor allem durch ihre Tatsächlichkeit, d.i. durch die Zugehörigkeit zur gleichen möglichen Welt wie ich, der das Adjektiv *tatsächlich* gebraucht. Tritt in der Erzählung der Autorin wiederum ein Erzähler auf, der selbst wieder fiktional von einem weiteren Erzähler berichtet, so gilt, dass die Autorin auf eine mögliche Entität referiert und über diese wahrheitsgemäß berichtet, dass sie auf einen dritten Erzähler referiert, der einer anderen möglichen Welt zugehörig ist, usw. So entsteht eine Referenzkette, die sich zwar in einem Stufenverhältnis beschreiben lässt, bei der alle Entitäten jedoch gleichermaßen mögliche Entitäten sind und damit letztlich der gleichen ontologischen

Kategorie angehören (namentlich physische Entitäten in Form von Personen) und somit voneinander unabhängig auf gleicher ontologischer Ebene stehen.[43]

Was bedeutet dieses Entitätenverhältnis nun für das Konzept der Metalepse? Es heißt, dass dort, wo vermeintlich eine Metalepse auftritt, eine Entität, die einer möglichen Welt zugehört, diese verlässt und in eine andere mögliche Welt eindringt. Es handelt sich also um ein In-Verbindung-Treten zweier verschiedener möglicher Welten, eine Transweltbeziehung. Ein solcher Vorgang ist jedoch in einem Sinn unmöglich, der absolut ist, und auch im Fall von unmöglichen Welten ausgeschlossen bleibt. Zweierlei macht dies deutlich. Zunächst einmal sind mögliche Welten *per definitionem* völlig abgeschlossene Systeme, die in keinerlei Kausalbeziehung zueinander stehen können. Andernfalls würde es sich nicht um zwei Welten, sondern um eine handeln. Die Urteile *möglich* und *unmöglich* in Bezug auf Welten beziehen sich auf den Zustand jeweils eines dieser abgeschlossenen Systeme.

Bei dem Blick darauf, in welchem Verhältnis verschiedene Welten zueinander stehen können, wird jedoch eine Möglichkeitsextension angesetzt, die sich auf die Gesamtheit aller Welten erstreckt, und nicht bloß drauf, was in einzelnen Welten der Fall ist. Dabei wird eine gottgleiche Perspektive eingenommen, bei der das ganze Multiversum in den Blick genommen wird. Wenn ich die Möglichkeit verneine, dass zwischen diesen Welten ein Austausch stattfindet, so ist diese Unmöglichkeit absolut. Selbst wenn zu diesem Multiversum auch unmögliche Welten zählen sollen, so bleibt ein kausales In-Verbindung-Treten zwischen diesen weiterhin ausgeschlossen. Dieses Problem der grundsätzlichen Unmöglichkeit tritt dabei im Übrigen nicht nur im Rahmen nonaktualistischer Theorien der Modalität auf. Auch aktualistische Konzeptionen möglicher Welten sehen sich dem ausgesetzt.

Abgesehen davon, dass die kausale Abgeschlossenheit der Welten schon definitorisch festgelegt ist, ist es auch ontologisch unmittelbar einsehbar, dass zwischen den Welten unmöglich ein Austausch stattfinden kann, denn wenn dem nicht so wäre, könnten die Geschehnisse in anderen Welten direkte kausale Auswirkungen auch auf unsere tatsächliche Welt haben. Wenn man nun aber annimmt, dass eine unendliche Anzahl von

[43] Meine Beschreibung dieses Ebenenverhältnisses geht von der im modallogischen System S5 axiomatischen Annahmen aus, dass alles, was möglich ist, notwendig möglich ist ($=\Diamond A \rightarrow \Box\Diamond A$). Wird diese Annahme, wie beispielsweise in S4, nicht gemacht, so könnte man die fiktionale Geschichte in einer fiktionalen Geschichte auch als Darstellung nicht einer möglichen Welt, sondern einer nur möglich möglichen Welt verstehen (vgl. auch Plantinga 1974, 153). An dem grundsätzlichen Problem ändert das jedoch nichts; auch der Wechsel aus einer möglichen möglichen Welt in eine bloß einfach mögliche ist ontologische und *per definitionem* ausgeschlossen.

Welten möglich ist, so stiege die Wahrscheinlichkeit, dass eine dieser Welten kausale Auswirkungen auf unsere hat mit der Anzahl der Welten auf 100%. Wird der Austausch zwischen Welten als metaphysisch möglich vorausgesetzt, so wird er wegen der riesigen Anzahl möglicher Welten zugleich statistisch notwendig.

Dieses konkrete Problem mit Metalepsen unter einer nonaktualistischen Theorie der Fiktivität lässt sich zu einem abstrakteren Problem verallgemeinern: Manche fiktionale Erzählungen machen explizit oder implizit ontologische Behauptungen über ihr fiktives Personal. Diese Behauptungen, die in dem Fall adäquat in inhaltsangebenden Sätzen wiedergegeben werden können, sollten nach dem Possibilismus auf die möglichen Entitäten zutreffen, von denen die Geschichte handelt; schließlich ist das die zentrale Motivation und der größte Vorteil einer nonaktualistischen Theorie. Dabei können jedoch auch solche ontologischen Eigenschaften zugeschrieben werden, die mit dem Nonaktualismus selbst kollidieren und die nicht durch Verweis auf unmögliche Welten zu konsolidieren sind, wie sich am Beispiel der Metalepse zeigt. Solche mit einem übergeordneten Blick auf das ganze Multiversum als unmöglich einzustufenden Sachverhalte, wovon Metalepsen ein Beispiel sind, treten grundsätzlich dort auf, wo eine Transweltbeziehung anzunehmen ist. Jede kausal wirksame Verbindung zweier möglicher (oder unmöglicher) Welten ist immer sowohl *per definitionem* als auch ontologisch ausgeschlossen.

Ein verwandtes Problem besteht in der Identität von Entitäten aus verschiedenen Welten. Oben wurde dies bereits im Zusammenhang mit der Stadt Davos thematisiert, in der Hans Castorp sich aufhält. Hier scheint eine Beziehung zwischen einer fiktiven und einer tatsächlichen Entität zu bestehen, was jedoch im Nonaktualismus ausgeschlossen ist. Dementsprechend muss angenommen werden, dass es sich bei diesem Davos nicht um das tatsächliche, sondern um ein mögliches *Counterpart*-Davos handelt. Diese Situation tritt aber nicht nur im Verhältnis fiktiver zu tatsächlichen Entitäten auf. Auch fiktive Entitäten aus einem Text können nicht ohne weiteres in einem anderen Text auftreten, sofern dieser Text nicht die gleiche mögliche Welt beschreiben soll. So spielt etwa die BBC-Serie *Sherlock* im London des 21. Jahrhunderts, der dort dargestellte Holmes ist aber um die vierzig Jahre alt. Es scheint sich also nicht um die gleiche Welt zu handeln, wie die, die Doyle in seinen Texten darstellt. Dementsprechend kann es sich nach dem Nonaktualismus bei den beiden Holmes nicht um die gleiche Entität handeln. Bei aktualistischen Theorien handelt es sich dabei lediglich um ein semantisches Phänomen; ontologische Identität kann hier ohnehin nicht vorliegen. Die mögliche Angela Merkel, die nicht CDU-, sondern SPD-Kanzlerin geworden ist, ist die gleiche wie die tatsächliche

Merkel, nicht im Sinn einer Objektidentität, sondern im Sinn einer Stipulation. Die Rede von *counterparts* im Nonaktualismus kann zwar das ontologische Problem der Transweltidentität umschiffen, aber entspricht keinesfalls der Art, wie fiktive Entitäten alltäglich und wissenschaftlich behandelt werden. Doyles Sherlock und der von Benedict Cumberbatch gespielte BBC-Sherlock werden gemeinhin als die *selbe* fiktive Figur verstanden, auch wenn sie unterschiedliche Eigenschaften haben mögen und aus unterschiedlichen Welten zu stammen scheinen, genauso wie die zahlreichen Inkarnationen James Bonds immer wieder die gleiche Figur sind.

Der Nonaktualist muss hier also annehmen, dass zwar *ontologisch* gesehen unterschiedliche Figuren mehrerer Welten vorliegen, diese aber als die gleiche Figur *behandelt* werden. Dann weicht die alltägliche Beschreibung der fiktiven Entitäten also genauso wie im Kreationismus davon ab, was laut der ontologischen Theorie eigentlich der Fall ist. Sollte der Possibilismus im Geiste Lewis adäquat sein, so muss also davon ausgegangen werden, dass unsere Sprech- und Denkweisen über Fiktives von ihrer tatsächlichen Ontologie entkoppelt sind: Wir behandeln beispielsweise Entitäten als identisch, die tatsächlich nichts miteinander zu tun haben. Wenn aber die Art, wie fiktive Entitäten nicht nur werkextern, sondern auch inhaltsangebend und werkintern beschrieben werden, von ihrer tatsächlichen Ontologie abweicht, so geht der zentrale Vorteil und Ausgangspunkt des Possibilismus verloren, diese Beschreibungen ernst zu nehmen und in der ontologischen Theorie abzubilden.

Wo die Metalepse und andere Transweltbeziehungen auftreten, tun sie dies nun doch wieder bloß *according to the story*, und die involvierten möglichen Entitäten tragen die behaupteten Eigenschaften tatsächlich nicht. Somit ergibt sich gegenüber anderen realistischen Fiktivitätstheorien, wie beispielsweise dem Kreationismus, dass sowohl werkexterne, aber teilweise auch inhaltsangebende und werkinterne Aussagen, mithilfe einer Paraphrasen-Strategie oder ähnlichem erklärt werden müssten, sodass schließlich völlig unklar wird, warum der ontologisch sehr voraussetzungsreiche Nonaktualismus bezüglich fiktiver Entitäten überhaupt angenommen werden sollte. Der Nonaktualismus scheitert damit an seinem eigenen Ziel der einfachsten Erklärung, weil fiktive Entitäten sich eben häufig doch nicht als mögliche und nicht einmal als unmögliche Entitäten herausstellen. Als Antwort auf dieses Problem könnte der Possibilist allenfalls in den sauren Apfel beißen und zugeben, dass es tatsächlich weder Metalepsen noch interfiktionale Identitäten gibt. Wo immer ein solches Phänomen behauptet wird, irrt sich die Person. Diese Behauptung zu verteidigen sollte jedoch einige Schwierigkeiten bereiten. Es scheint vielmehr wie schon beim Kreationismus, ein Fall vorzuliegen, in dem

die literaturwissenschaftliche Praxis und ihre Konzepte auf eine ontologische Annahme zu fiktiven Entitäten rückwirken und diese falsifizieren.

### Possibilismus als Interpretationstheorie

Trotz der herausgestellten ontologischen Probleme der Identifikation des Fiktiven mit dem Möglichen ist es sicherlich ein einleuchtendes Bild, fiktionale Werke als Darstellungen dessen zu verstehen, wie die Welt hätte sein können. Diese Annahme wird jedenfalls einer wichtigen kulturellen Funktion von Literatur gerecht, insbesondere wenn man an Genres wie Utopien, Dystopien und Science Fiction denkt. Insofern scheint mindestens der semantische Possibilismus weiterhin ein vielversprechender Zugang zu fiktionalen Texten zu sein. Dieser kann nicht nur einen Teil der in der Einleitung aufgeworfenen Fragen lösen, sondern lässt sich auch als Interpretationstheorie fruchtbar machen. Die Mehrzahl von Applikationen der Möglichen-Welten-Theorie auf die Literaturwissenschaft ist wohl eher in dieser semantischen Lesart zu verstehen als in einer ontologischen. So beispielsweise Ronen (1994), die das Konzept der möglichen Welten dahingehend untersucht, ob es sich fruchtbar für die Analyse literarischer Erzählwerke machen lässt, aber die in solchen Werken dargestellten fiktiven Welten ausdrücklich nicht mit möglichen Welten gleichsetzen möchte (vgl. Ronen 1994, 8f). Vielmehr geht es ihr um „the attractive yet limited scope of usability of the philosophical concept for clarifying the literary object of research“ (Ronen 1994, 229).

Auch wenn der Nonaktualismus als ontologische Theorie des Fiktiven abzulehnen ist, kann ein Möglicher-Welten-*Account* erfolgreich darin sein, adäquate Interpretationsaussagen zu fiktionalen Texten zu finden, so wie es beispielsweise Lewis (1978) vorschlägt. Insofern kann auch der zentrale Vorteil, der für den Possibilismus ins Feld geführt wird, im Rahmen seiner Anwendung als Interpretationstheorie erhalten werden. Vergleicht man den Possibilismus mit anderen realistischen Theorien zu fiktiven Entitäten wie beispielsweise dem Kreationismus, so fällt auf, dass dieser kaum eine Hilfe dabei ist, die Menge an Eigenschaften zu bestimmen, von denen adäquat in inhaltsangebenden Aussagen behauptet werden kann, dass eine bestimmte fiktive Entität sie habe. Vielen realistischen Theorien ist gemeinsam, dass sie als Interpretationshilfe weitgehend unbrauchbar sind. Diese Theorien helfen zwar dabei zu bestimmen, welche werkexternen Aussagen adäquat sind, weil diese auf Eigenschaften des ontologischen Status gerichtet sind, der von den Fiktivitätstheorien eben bestimmt wird. Doch für inhaltsangebende Aussagen braucht es weiterhin zusätzliche Interpretationsregeln. Der Possibilismus hingegen kann auch als Interpretationswerkzeug fruchtbar gemacht werden

und bietet so einen ganzheitlicheren Blick auf fiktional Texte, als das etwa beim Kreationismus der Fall ist.

Als Beispiel für die Anwendung eines Mögliche-Welten-*Account*s zur Interpretationshilfe sei etwa das von Lewis eingeführte Prinzip der minimalen Abweichung genannt. Stellt man sich beispielsweise die Frage, wie viele Nasenlöcher Sherlock Holmes hat, so lassen die relevanten Holmes-Texte einen mit der Beantwortung ziemlich allein. Auch eine Fiktivitätstheorie wie der Kreationismus hilft hier überhaupt nicht weiter. Nach den kreationistischen Theorien ist Holmes keine Person und hat dementsprechend auch keine Nasenlöcher; vielmehr ist zu gucken, was der Text von ihm behauptet, sodass man zurück zum Ausgangsproblem gelangt ist. Das Prinzip der minimalen Abweichung kann hier jedoch helfen. Demnach ist eine mögliche Welt anzunehmen, in der die Holmes Geschichte nicht fiktional ist, sondern ein Tatsachenbericht, und diese mögliche Welt aber der aktuellen Welt so ähnlich wie nur möglich ist. In dieser Welt hätte Holmes also zwei Nasenlöcher, weil dies weniger von unserer Welt abweicht als jede andere Welt, in der Holmes eine andere Zahl von Nasenlöchern hat. Diese Anwendung des Konzepts der möglichen Welten als Interpretationshilfe für fiktionale Texte scheint vielversprechend und ist weit verbreitet.[44]

Dieser Vorteil des Possibilismus gegenüber anderen realistischen Fiktivitätstheorien bleibt bestehen, auch wenn er als ontologische Theorie abgelehnt wird. Wie Lewis es vormacht, lassen sich auf Grundlage einer Möglichen-Welten-Konzeption Interpretationsregeln aufstellen, die zur Bewertung der Adäquatheit inhaltsangebender Aussagen dienen können. Dabei wird angelehnt an Lewis Vokabular die Frage beantwortet: Was ist in der Welt der Fall, die im Text dargestellt wird? Diese Frage wird unter dem Label *truth in fiction* verhandelt: Welche Aussagen sind innerhalb der Fiktion wahr? Dies versucht Lewis mit seinem Aufsatz generalisiert zu beantworten.

Von einer möglichen Welt als Interpretationsgrundlage auszugehen, scheint vielversprechend und ist, wie oben bereits herausgestellt, nicht automatisch auch einem possibilistischen ontologischen Standpunkt zu fiktiven Entitäten verpflichtet. Auch narratologische Ansätze, die von Fiktionen als Darstellungen möglicher Welten ausgehen, lassen sich in diesem Sinne als Interpretationstheorien verstehen und behalten damit potentiell ihren Wert, selbst wenn sie zugleich ontologische Annahmen zu machen scheinen, die als solche unhaltbar sind. „An expression such as ‘the world of Virginia

[44] So kommt es beispielsweise zur Anwendung in den possibilistschen *accounts* von Pavel (1986, 87) und Ryan (1991, Kap. 3)

Woolf' is a neutral cliché so traditional in literary parlance that is does not commit its user to any particular approach or assumption" (Ryan 1991, 3). Es scheint daher angebracht, wenn fiktionale Texte mit einem Mögliche-Welten-Zugang analysiert werden, dies als ontologisierende Metapher zu verstehen und nicht als Gleichsetzung des Fiktiven mit dem Möglichen, um entsprechende Ansätze so fruchtbar wie möglich für den Textzugang zu machen.

### iv. Zwischenkonklusion

Der ontologische Possibilismus identifiziert das Fiktive je nach Ausrichtung der Theorie entweder mit wirklich existierenden möglichen Entitäten oder aber mit den tatsächlichen Entitäten, auf die sich die vermeintliche Rede vom Möglichen letztlich reduzieren lässt. Letzterer Annahme fehlt die intuitive Kraft des ontologisch starken Nonaktualismus, schließlich ist es hier letztlich doch nicht der Fall, dass fiktionale Werke andere Welten beschreiben würden. Es wären lediglich (beispielsweise) konsistente Sets von Propositionen, womit jedoch dem Ausgangsproblem der Referenz, Prädikation und Existenzquantifikation kaum geholfen ist, da wir in alltagssprachlicher und wissenschaftlicher Rede vom Fiktiven jedenfalls nicht über Abstrakta solcher Art sprechen wollen und selbst wenn wir es täten, diese mindestens nicht Träger der relevanten Eigenschaften sein können, sodass schließlich eine zusätzliche andere Erklärung notwendig wird. Darüber hinaus gerät auch der Aktualismus teilweise in die gleichen ontologischen Probleme wie der Nonaktualismus. Sind mögliche Welten Mengen konsistenter Propositionen im Sinn einer Adams'schen Theorie, so ist beispielsweise anzunehmen, dass jede Proposition in jeder möglichen Welt entweder wahr oder falsch ist, und keine Propositionen sich widersprechen. Erstere Forderung ist jedoch wegen des Unvollständigkeitsproblems nicht erfüllt und die zweite Forderung ist wegen des Unmöglichkeitsproblems nicht erfüllt. So gerät der Possibilismus in seiner aktualistischen Ausprägung in ähnliche Probleme wie der Nonaktualismus.[45]

Für beide Ausprägungen des Possibilismus gilt außerdem, dass sie mit dem Inhalt und den gebräuchlichen literaturwissenschaftlichen Beschreibungen zahlreicher Erzählungen kollidieren. Wie sich herausstellt, können sämtliche Transweltbeziehungen – hierunter insbesondere Metalepsen – mit dem Possibilismus nicht adäquat beschrieben werden. Letztlich ist es unter Annahme dieser Theorie deshalb immer notwendig anzunehmen, dass sowohl in der Produktion als auch Rezeption von Fiktionen adäquate

[45] Vgl. für eine umfassende Kritik des aktualistischen Possibilismus als Fiktivitätstheorie auch Plantinga 1974, 153-159.

Beschreibungen fiktiver Entitäten gemacht werden, die an der vom Possibilismus vorausgesetzten Ontologie völlig vorbeigehen. Diese Sprechweisen erfordern dann eine andere Erklärungsstrategie, die nicht auf die vermeintliche tatsächliche Ontologie des Fiktiven abstellt und es letztlich fraglich erscheinen lässt, warum eine solche überhaupt zur Erklärung herangezogen wurde, wenn sie doch daran scheitert, das fragliche Phänomen hinreichend zu erklären.

Zwar lassen sich insbesondere mit dem nonaktualistischen Possibilismus viele der sprachtheoretischen und ontologischen Probleme lösen, die im Zusammenhang mit der Rede über fiktive Entitäten auftreten. Referenzen auf Fiktives referieren hier auch tatsächlich, die Existenzquantifikationen und ontologischen Festlegungen sind unproblematisch ernst zu nehmen und selbst die Prädikationen führen in den meisten Fällen zu wahren Behauptungen. Jedoch treten schließlich trotz dieser auf den ersten Blick großen Vorteile der Theorie so schwere Probleme bei der Identifikation des Fiktiven mit dem Möglichen auf, dass entgegen der zunächst intuitiv plausiblen Annahme, Fiktionen würden darstellen, wie die Welt auch sein könnte, letztlich der Schluss vertreten werden muss: Fiktive Entitäten sind ontologisch nicht identisch mit möglichen Entitäten. Jedoch scheint diese Annahme als semantische Theorie und als Teil einer Interpretationstheorie möglicherweise erfolgreich sein zu können, fällt damit letztlich aber aus dem Gegenstandsbereich dieser Arbeit.

# 4 Konklusion Realismus

Die beiden untersuchten realistischen Theorien fiktiver Entitäten deuten hin auf ein generelles Problem in der Beziehung zwischen Fiktivitätstheorie und literaturwissenschaftlichen sowie alltäglichen Annahmen zu fiktiven Entitäten. Die ontologischen Annahmen zum Wesen des Fiktiven kollidieren unkonsolidierbar damit, wie das Fiktive regelmäßig beschrieben wird.

Dieser Konflikt, der am Beispiel des Kreationismus und Possibilismus dargestellt wurde, lässt sich auf alle realistischen Theorien zum Fiktiven ausweiten und betrifft insofern auch die realistischen Theorien, die hier nicht untersucht wurden. Egal welche realistische Ontologie bezüglich des Fiktiven angenommen wird, steht diese immer mindestens punktuell im Widerspruch zu gebräuchlichen Sprechweisen über das Fiktive. Keine realistische Theorie kann eine Ontologie des Fiktiven annehmen, die der Gesamtheit gebräuchlicher Beschreibungen des Fiktiven entspricht, weil diese Beschreibungen nicht konsistent sind. Hans Castorp kann nicht sowohl eine literarische Figur sein als auch ein Mensch auf Reisen.

Für einzelne Sprechweisen sind deshalb immer alternative Strategien zur Erklärung von Nöten, während andere Sprechweisen zur Bestimmung der Ontologie als die ernst zu nehmenden privilegiert werden. Im Kreationismus etwa werden die werkexternen Beschreibungen privilegiert und alle anderen mit *pretense* und elliptischen Operatoren erläutert. Im Possibilismus hingegen ist das Verhältnis genau umgekehrt und die werkinternen Beschreibungen sind privilegiert, während die werkexternen Beschreibungen von der Ontologie des Fiktiven abweichen und deshalb wegerklärt werden müssen. Wie sich aber für beide Fälle gezeigt hat, lassen sich jedoch selbst die von den Theorien jeweils privilegierten Fälle nicht konsistent mit der vorgeschlagenen Ontologie beschreiben. Im Possibilismus gibt es eine Vielzahl von werkinternen Beschreibungen des Fiktiven die ebenfalls unvereinbar mit der Ontologie möglicher Entitäten sind, genau wie sich Fälle werkexterner Beschreibungen finden lassen, die nicht mit der Ontologie des Kreationismus vereinbar sind.

Für beide realistischen Theorien muss daher angenommen werden, dass die vorgeschlagenen Ontologien systematisch gebräuchlichen Sprechweisen widersprechen und selbst in den Bereichen, die sie privilegieren und auf deren Grundlage sie entwickelt wurden, in Schwierigkeiten geraten. Dies ist insbesondere im Licht der Begründungen für den Realismus problematisch. Für diesen sollte sprechen, dass er die ontologischen Festlegungen ernst nimmt, die sich vermeintlich nicht aus unseren Sprechweisen

eliminieren lassen. Doch tatsächlich nimmt er diese für die Mehrzahl von Äußerungen ohnehin nicht ernst, für die er stattdessen alternative Erklärungen vorschlägt, von denen nicht offensichtlich ist, wieso sie nicht auch für die privilegierten Diskursbereiche instrumentalisiert werden sollten.

Die systematische Entkoppelung von Sprechweisen über das Fiktive von ontologischen Annahmen untergräbt jedoch grundsätzlich das methodische Fundament des Realismus. Das Prinzip der ontologischen Festlegung macht wie gezeigt Sprechweisen über das Fiktive zur wesentlichen Quelle an Evidenz für die Existenz des Fiktiven. Dass diese Sprechweisen aufgrund ihrer mangelnden Konsistenz so systematisch ignoriert werden müssen, untergräbt dieses Prinzip. Wie lässt sich begründen, warum einzelne Sprechweisen ernst genommen werden und andere mit alternativen Strategien erklärt werden? Warum ist die Wahrheit der Behauptung abzulehnen, Hans Castorp sei ein Reisender, aber die Wahrheit der Behauptung anzunehmen, er sei eine literarische Figur? Weil er ein abstraktes Artefakt ist, und abstrakte Artefakte nicht reisen können! Und warum ist andersrum die Behauptung wahr, er sei Reisender, und die Behauptung falsch, er sei eine literarische Figur? Weil er eine mögliche Entität ist, die in ihrer Welt genau die Beschreibungen des Werkes realisiert! Offenbar werden hier die gebräuchlichen Sprechweisen nicht als Evidenz für die Ontologie des Fiktiven herangezogen, sondern anhand von ontologischen Theorien werden die Sprechweisen als adäquat oder inadäquat bewertet. Methodisch ist das jedoch nicht zu rechtfertigen, da hiermit das Begründungsverhältnis von Evidenz und Theorie umgedreht wird.

Die unterschiedlichen Privilegierungen entsprechen nicht den als Evidenz dienenden Sprechweisen, sondern behandeln diese von vornherein unterschiedlich. Diese unterschiedlichen Privilegierungen, die für jede realistische Theorie notwendig sind, weil die Diskursbereiche über fiktive Entitäten untereinander inkompatibel sind, sind nur in Reaktion auf die jeweilige ontologische Theorie zu rechtfertigen. Welche Behauptungen über das Fiktive als wahr und welche als falsch klassifiziert werden, hängt maßgeblich davon ab, wie das Fiktive verstanden wird. Der Antirealist gibt hier andere Antworten als der Realist. Für ersten sind alle drei eingangs genannten Beispielsätze falsch. Für den Realisten sind nur die ersten beiden wahr, sofern er Possibilist ist, und nur der dritte wahr, sofern er Kreationist ist. Auf Basis welcher Sprechweisen soll also eine ontologische Theorie entworfen werden, wenn die Frage, welche Sprechweisen wahr sind und also als Evidenz ernst zu nehmen sind, nicht zuvor zu klären ist? Das Prinzip der ontologischen Festlegung scheitert hier. Im nächsten Kapitel untersuche ich solche Fiktivitätstheorien, die an diesem metaontologischen Fundament rütteln.

# III Meinongianismus

## 1 Einleitung

Verbreitete Intuitionen zum Wesen des Fiktiven bereiten wie gesehen Probleme in Verbindung mit ebenso verbreiteten Annahmen zum Verhältnis von Sprache und Welt. Auf der einen Seite steht die Intuition, Fiktives existiere nicht wirklich. Auf der anderen Seite sprechen wir so, als sei Sherlock ein Detektiv. Dabei ist fraglich, worauf sich der Name *Sherlock* überhaupt bezieht, wenn es das Fiktive nicht gibt, und was es bedeuten kann, dass etwas, was nicht existiert, ein Detektiv sein soll. Der zuvor dargestellte Realismus versucht diese Probleme zu lösen, indem die verbreitete Auffassung, Fiktives würde nicht existieren, abgestritten wird. Das intuitive Verhältnis von wahren Behauptungen zur Welt wird damit wiederhergestellt: Gesprochen wird jetzt wieder *über* etwas und dieses etwas kann bestimmte Eigenschaften haben und andere nicht haben, so wie jede Sache.

Der Meinongianismus hingegen stellt die Annahmen infrage, die häufig in Bezug auf das Verhältnis von Sprache und Welt gemacht werden. Demnach muss Sprache sich nicht auf etwas Existierendes beziehen und kann dennoch wahre Aussagen machen. Unter dem Label *Meinongianismus* wird jedoch nicht nur eine Theorie, sondern eine Vielzahl von verschiedenen Theorien geführt. Diese sind zwar durch die Annahme verbunden, dass auch nichtexistente Gegenstände Objekt von wahrer Rede und Gedanken sein können. Was genau diese verschiedenen Theorien damit meinen, unterscheidet sich jedoch teilweise durch ihre ontologischen Annahmen und teilweise darin, wie diese ontologischen Annahmen in logische Systeme übersetzt werden. Insbesondere zwei verschiedene Ansätze sind in ontologischer Hinsicht relevant und müssen unbedingt unterschieden werden, auch wenn sie unter dem gleichen Label verhandelt werden: die Annahme, dass Existieren und Sein nicht dasselbe sind, sodass etwas existieren kann, ohne auch zu sein; sowie die Annahme, Quantifikationen über Entitäten haben nicht notwendig auch ontologische Implikationen. Diese beiden Positionen sind in ihrer historischen Entwicklung sehr eng verbunden. Ich versuche im Folgenden sowohl die Positionen selbst als auch ihre Entwicklung nachzuzeichnen, da sich auch zeitgenössische Ausführungen hierzu häufig nicht richtig einordnen lassen, ohne Bewusstsein für ein bei diesen Positionen besonders verbreitetes Missverständnis zu haben, das bei der Darstellung der historischen Entwicklung der Debatte offenbar wird. Neben diesen beiden Theorien stehen noch weitere Theorien, die als *Meinongianismus* oder zumindest als

*Meinong'sch* bezeichnet werden, obwohl sie historisch weniger eng mit der Person Meinong verbunden sind. Sie werden dennoch diesem Label zugeordnet, da sie verschiedene Varianten der zentralen Meinong'schen Annahme teilen, dass nichtexistente Gegenstände Objekt von wahrer Rede und Gedanken sein können.

Maßgeblich für die Entwicklung der zu unterscheidenden Positionen sind die Philosophen Alexius Meinong und Bertrand Russell. Für die historische Einordnung und ein Verständnis der Debatte zum Thema *Nichtexistenz und fiktive Entitäten* muss zunächst oberflächlich ein Missverständnis zwischen Russell und Meinong herausgestellt werden. Erst hinterher lassen sich die Theorien selbst vernünftig unterscheiden. Meinong vertrat 1904 in dem Aufsatz „Über Gegenstandstheorie" eine ontologische Position, der Russell sich zunächst vermeintlich anschloss. Russell schreibt: „Meinong's [...] present position appears to me clear and consistent and fruitful of valuable results for philosophy" (Russell 1905b, 538). Jedoch hat Russell die Meinong'sche Position, die er hier lobt, falsch verstanden und damit für eine Interpretation der Meinong'schen Theorie gesorgt, die bis heute weit verbreitet ist. „[T]he surprising and revealing fact is that Russell in all his commentary on Meinong and reviews of his writings never once correctly formulates Meinong's [... ] thesis" (Jacquette 2009, 170). Russell nahm an, Meinong würde zwischen Sein und Existenz als verschiedenen ontologischen Zuständen unterscheiden. Tatsächlich vertrat Russell selbst genau diese Ansicht eine Zeit lang und las Meinong wohl im Licht seiner eigenen Auffassung gefärbt auf diese Weise. Auch Priest weist in Bezug auf diese ontologische Unterscheidung darauf hin, sie sei „incidentally, often attributed – fallaciously – to Meinong. It was an early view of Russell" (Priest 2001, 296, Fußnote 1).

Russell verwarf schließlich seine zunächst vertretene Unterscheidung zwischen Sein und Existenz und nimmt in seinem berühmten Aufsatz „On Denoting" (Russell 1905a) eine andere Position ein. In diesem Zusammenhang wendet er sich gegen Meinong, von dem er weiterhin annimmt, er würde seine alte, nun verworfene Position vertreten.[46] Da sowohl „On Denoting" als auch Russells Gesamtwerk von überaus großem Einfluss für die Philosophie sind, setzte sich mit Russells gefärbter Lesart auch für Jahrzehnte seine falsche Interpretation in der Meinongrezeption durch. So nimmt beispielsweise Lycan für den Fall negativer Existenzquantifikationen an: „Meinong could deal handily with negative existentials in particular. Such a sentence says, of an entity that (of course) has being, that that entity lacks existence" (Lycan 2008, 11). Es geht soweit, dass sich für die

[46] Kurioserweise sind Russells Lob und seine Kritik an Meinongs vermeintlicher Position in derselben Ausgabe von *Mind* (1905 Vol. 14 Nr. 56) erschienen.

zunächst von Russell vertretene und dann verworfene Position das Label *Meinongianismus* durchsetzte. So schreibt beispielweise van Inwagen:

> Some philosophers say [...] sentences like 'Mr. Pickwick does not exist' can be used as vehicles of true assertions: They mean to assert that there *are*, there really *are*, certain objects that have, among their other attributes (such as jollity and rotundity), the attribute of non-existence. Let us call such philosophers Meinongians and their doctrin Meinongianism. (van Inwagen 1977, 299, seine Emphase)

Van Inwagen, obwohl er hier das Label *Meinongianismus* selbst gebraucht, weist jedoch zumindest darauf hin, dass es fraglich ist, ob Meinong selbst Meinongianer war (vgl. van Inwagen 1977, 299, Fußnote 1). Dennoch ist sowohl das Label als auch die Interpretation der Meinong'schen Position bis heute weit verbreitet, wenngleich bereits an vielen Stellen auf dieses Missverständnis hingewiesen wurde.[47] Dass sich dieses Missverständnis so hartnäckig halten konnte, ist jedoch nicht nur Russells Ruhm, sondern insbesondere auch einigen Formulierungen Meinongs geschuldet, die zum Missverstehen einladen. Meinong und Russell beziehen sich in ihren Behandlungen vermeintlich referenzloser Ausdrücke auf das gleiche Ausgangsphänomen: Sie beobachten den Umstand, dass sich über Dinge, die es offenbar nicht gibt, wie Zeus und Pegasus, dennoch völlig verständliche Aussagen machen lassen und es also den Anschein hat, man habe sehr wohl *über* etwas gesprochen.

Diese Beobachtung veranlasst Meinong zu der viel zitierten pointierten Formulierung: „[E]s gibt Gegenstände, von denen gilt, daß es dergleichen Gegenstände nicht gibt" (Meinong 1904, 490). Auf diese plakative Formulierung konzentrierte sich die Debatte über den Meinongianismus und sie wurde regelmäßig verstanden als die Annahme der Nichtequivokheit von *sein* und *existieren*, sodass Meinongs Diktum reformuliert werden kann zu: „Es gibt Gegenstände, von denen gilt, dass dergleichen Gegenstände nicht existieren". So würde die Verneinung der Existenz Hans Castorps also tatsächlich die Form haben: „Hans Castorp gibt es zwar, aber er existiert nicht", wie Lycan es als Meinong'sche Lösung für negative Existenzaussagen angibt. Insbesondere im Fiktionstheoriediskurs hält sich die Russell'sche Meinonginterpretation aufgrund dieser Formulierung weiterhin, wie bereits an van Inwagens Verwendung des Begriffs *Meinongianismus* ersichtlich wird. Dies sollte stets berücksichtigt werden, um die jeweiligen fiktionstheoretischen Positionen richtig einordnen zu können. Nach dieser kurzen historischen Einordnung des Diskurses sollen nun die Positionen Russells und

[47] Für einige ausführliche Nachzeichnungen der Meinong-Russell-Debatte und des Russell'schen Missverständnisses vgl. beispielsweise Smith (1985), Boukema (2007), Jacquette (2009).

Meinongs näher erläutert und ihr Unterschied herausgestellt werden. Dabei wird auch deutlich, was Meinongs ominöse Formulierung tatsächlich bedeuten sollte.

## 2 Sein ohne Existenz

Die Meinong zugeschriebene Unterscheidung zwischen Sein und Existenz vertrat wie erwähnt tatsächlich zunächst Russell selbst. Er schreibt in den *Principles of Mathematics*: „The distinction of Being and existence is important, and is well illustrated by the process of counting. What can be counted must be something, and must certainly *be*, though it need by no means be possessed of the further privilege of existence“ (Russell 1903, 72, seine Emphase).

Russell kommt zu diesem Ergebnis, wie in der zitierten Passage verdeutlicht, ursprünglich aus Erwägungen zum Wesen der Mathematik. Was gezählt werden kann, muss sein, auch wenn ich zum Einschlafen Schafe zähle. Diesen für den Vorgang des Zählens gezogenen Schluss verallgemeinert Russell im Folgenden für alle Objekte intentionaler Gerichtetheit. Im Wesentlichen kommt es abermals auf die Beobachtung an, dass vermeintlich Nichtexistentes Gegenstand verschiedener Operationen sprachlicher oder gedanklicher Natur zu sein scheint, mindestens davon, gedacht zu werden. Russell nimmt daher, wie Priest es nennt, „some second-class [...] kind of existence“ (Priest 2001, 296), namentlich *Being* an: die Position also, die er später Meinong in die Schuhe schiebt.

> *Being* is that which belongs to every conceivable term, to every possible object of thought [...B]eing is a general attribute of everything, and to mention anything is to show that it is. *Existence*, on the contrary, is the prerogative of some only amongst beings. To exist is to have a specific relation to existence [...T]his distinction is essential, if we are ever to deny the existence of anything. For what does not exist must be something, or it would be meaningless to deny its existence; and hence we need the concept of being, as that which belongs even to the non-existent. (Russell 1903, 455f, seine Emphase)

In seiner Unterscheidung von Sein und Existenz führt Russell hier auch das Problem der negativen Existenzaussagen an, um seine Position weiter zu motivieren. Negative Existenzaussagen ließen sich überhaupt nur verstehen, wenn das Sein des Gegenstands vorausgesetzt werde, dessen Existenz verneint wird. Eine solche Analyse negativer Existenzaussagen wurde bereits oben angerissen, als ich versuchte, realistische Positionen zu fiktiven Entitäten zu motivieren (siehe S. 26ff). An dieser Russell’schen Passage wird deutlich, welche ausufernden Konsequenzen diese Strategie jedoch haben kann, denn diese Analyse ist schwerlich bloß auf fiktive Entitäten zu beschränken. Vielmehr betrifft sie die Verneinung der Existenz aller Entitäten, sodass schließlich, wie Russell es hier auch tut, das Sein absolut jeder Entität angenommen werden muss, deren Existenz bejaht oder verneint werden kann.

Das Russell'sche Bild der ontologischen Basiskategorien lässt sich also wie folgt vorstellen: Jede Entität, die Objekt intentionaler Gerichtetheit sein kann, hat Sein. Er nimmt also eine unendlich große Menge aller seienden Entitäten an; unendlich groß, da diese beispielsweise alle Zahlen enthält. Innerhalb dieser großen Menge des Seienden gibt es eine echte Untermenge, die also vollständig in der größeren Menge enthalten ist, die nur diejenigen Entitäten einschließt, denen neben dem Sein außerdem auch Existenz zukommt. Dazu gehören unter anderem ich, dieser Text und seine Leser. Übrig bleibt eine dritte Menge, namentlich die der Seienden Entitäten, die nicht Teil des Existenten sind: die Menge der nichtexistenten Entitäten. Hier finden sich Hans Castorp und seinesgleichen.

Fraglich bleibt jedoch, was diese Unterscheidung tatsächlich bedeuten soll. Zwar wird damit das logische Problem der negativen Existenzaussagen gelöst, und womöglich auch das der intentionalen Gerichtetheit und Referenz auf Nichtexistentes. Auch scheinen hier die gegenläufigen Intuitionen zum Status fiktiver Entitäten eingefangen zu sein, die ausgedrückt werden, wenn die einen versichern, Sherlock gäbe es nicht, und die anderen das Gegenteil behaupten. Jedoch liegt in diesem Einfangen des Problems auch das Unbefriedigende dieses Russell'schen Ansatzes: Es scheint, als werde das Problem hier nur anschaulich reformuliert und nicht gelöst. Wo es eben noch sprachphilosophische Ungereimtheiten gab, stehen nun ontologische Ungereimtheiten nicht geringerer Intensität. Der Verweis auf Hans Castorps vermeintliches gleichzeitiges Doppelwesen zwischen Sein und Nichtexistenz wiederholt nur die alltagssprachlich ausgedrückten ontologischen Implikationen zu fiktiven Entitäten, ohne diese weiter zu erhellen. Doch neben die Frage nach dem ontologischen Status existierender Entitäten tritt nun zusätzlich die Frage nach dem Status seiender Entitäten. Während die Existenz- und Überlebensbedingungen sowie die Individuation und Identität von Existierendem schon genügend Probleme bereiten, wiederholen sich diese Fragen zum ontologischen Status nun für Seiende Entitäten. Wann *ist* eine Entität also? Wenn sie gezählt werden kann, oder nur wenn sie tatsächlich Gegenstand intentionaler Gerichtetheit ist? Hören die Gegenstände meiner intentionalen Gerichtetheit auf zu sein, wenn ich nicht mehr an sie denke? Und wie lässt sich eine seiende Entität, die in Bezug auf eine Eigenschaft nicht spezifiziert ist, von anderen solchen Entitäten unterscheiden? Diese Fragen werfen Probleme auf, die eine Unterscheidung zwischen Sein und Existenz unattraktiv erscheinen lassen.

Wegen dieser offensichtlichen Nachteile nimmt der Russell'sche Meinongianismus keine relevante Position im Fiktivitätstheoriediskurs ein: Zu unplausibel und universell

verworfen sind die Annahme, Sein und Existieren wären unterschiedliche Zustände, sowie die Begründung dieser Annahme, die schließlich zum Sein aller denkbaren Entitäten führt. Gesprochen wird schlagwortartig von einer „Meinongian population explosion“ (Donnellan 1974, 12), womit diese Theorie diskreditiert werden soll. Da Theorien dieser Art im für mich relevanten Diskurs tatsächlich also keine Rolle spielen,[48] kann hier auch auf ausführlichere Ausführungen zu ihren Implikationen für die Ontologie fiktiver Entitäten verzichtet werden. Als historische Notiz musste sie jedoch Erwähnung finden, einerseits um die im nächsten Abschnitt dargestellte sehr ähnlich gelagerte tatsächliche Annahme Meinongs zu verstehen, andererseits um den im Fiktivitätstheoriediskurs immer wieder verwendeten Begriff *Meinongianismus* richtig einordnen zu können.

Wie erwähnt verwarf Russell selbst seine frühe Position schließlich in „On Denoting“ zugunsten des sogenannten *Deskriptivismus*, der anstelle einer ontologischen eine semantische Lösung für das Problem bieten soll. Meinongs eigene, häufig mit der frühen Russell’schen verwechselte Theorie, gerät, auch wenn sie einige Ähnlichkeiten aufweist, nicht in die gleiche Falle, eine weitere ontologische Kategorie mit der absurden Implikation universellen Seins einzuführen. Seine Idee soll im Folgenden dargestellt werden.

[48] Auch Reicher kommt zu diesem Ergebnis: „Interessanterweise konnte ich keinen Autor finden, der diese Lösung des Problems in ihrer Reinform vertritt“ (Reicher 2014, 174).

# 3 Quantifikation ohne Existenz

## i. Eine Ontologie ohne Existenz

> [W]hen Russell ascribed "being" to Meinong's nonexistent, nonsubsistent objects (round squares, gold mountains), sometimes tacitly in the 1905-1907 period and later explicitly in 1918, and 1943, he was missing a crucial distinction in Meinong. (Smith 1985, 307)

Russell hat Meinong also falsch verstanden, aber was ist nun der tatsächliche Punkt, den Meinong machen wollte? Er möchte die Existenz aus der Existenzquantifikation entfernen: Das von Meinong so pointiert formulierte Paradox, es gebe Gegenstände, die es nicht gibt, soll nicht seine eigene Position beschreiben, sondern lediglich das Problem formulieren, das seine Theorie lösen soll. Er möchte die vermeintliche Gleichzeitigkeit von Sein und Nichtexistenz auflösen und nicht behaupten. Dieser Auflösungsversuch besteht in Meinongs „Satz vom Außersein des reinen Gegenstandes" (Meinong 1904, 494). In diesem nimmt er an, „daß im Gegenstande für sich weder Sein noch Nichtsein wesentlich gelegen sein kann" (Meinong 1904, 493). Meinong nimmt an, jeder Gegenstand wird über eine ihm wesentliche Menge an Eigenschaften individuiert, von denen weder Sein noch Nichtsein ein notwendiger Teil ist. Frage ich mich beispielsweise von diesem Text, was seine wesentlichen Eigenschaften sind, so gehört hierzu kein bestimmter Seinsstatus, schließlich ist die Existenz dieses Texts genauso wenig notwendig wie seine Nichtexistenz. Eines von beidem muss zwar der Fall sein, doch nicht zwingend das eine oder das andere. Der „reine Gegenstand" also, von dem alle für ihn nichtwesentlichen Eigenschaften abstrahiert sind, befindet sich in einem Zustand des Außerseins, d.i. er fällt nicht in die Seinskategorien, sondern steht außerhalb.

Meinong schreibt, es sei

> ja im Grunde ganz selbstverständlich, daß im Gegenstande für sich weder Sein noch Nichtsein wesentlich gelegen sein kann. Das besagt natürlich nicht, daß irgendein Gegenstand einmal weder sein noch nicht sein könnte. Ebensowenig ist damit behauptet, daß es der Natur eines jeden Gegenstandes gegenüber rein zufällig sein müßte, ob er ist oder nicht: ein absurder Gegenstand wie das runde Viereck trägt die Gewähr seines Nichtseins[49] (Meinong 1904, 493).

Die wesentlichen Eigenschaften, „dasjenige, was dem Gegenstande in keiner Weise äußerlich ist, vielmehr sein eigentliches Wesen ausmacht" (Meinong 1904, 493),

[49] Nach Meinongs Aussage gehört das Nichtsein zu den notwendigen Eigenschaften des runden Vierecks. Offenbar sind für ihn wesentliche und notwendige Eigenschaften nicht die gleichen. Das runde Viereck zeichnet sich wesentlich durch Rundheit und Viereckig aus. Zwar hat es auch notwendig Nichtsein, doch bestimmt dies nicht sein Wesen als rundes Viereck.

bezeichnet Meinong als das *Sosein* eines Gegenstands. Im „Prinzip von der Unabhängigkeit des Soseins vom Sein“ betont Meinong noch einmal, dass diese wesentlichen Eigenschaften weder vom Seinsstatus abhängen, noch diesen mit einschließen. Dieses Sosein eines Gegenstands kann erkannt werden, ohne dass es „erst durch Beantwortung der Frage nach Sein oder Nichtsein oder gar durch deren affirmative Beantwortung zugänglich“ (Meinong 1904, 493) gemacht werden müsste. So wird das Meinong’sche Paradox aufgelöst, denn es gilt nunmehr nicht, dass es Gegenstände gibt, die es nicht gibt, sondern es gilt, dass der Seinsstatus eines Gegenstands irrelevant ist, um über den Gegenstand urteilen zu können. „Typical of Meinong’s theory of objects is not [...] to allow the intrusion of new and strange denizens into the realm of being, but rather to extend the range of possible thought and knowledge to objects *beyond* that realm“ (Boukema 2007, 46).

Meinongs Punkt ist also gar nicht in erster Linie ein ontologischer, sondern vielmehr ein sprachphilosophischer. Auf ontologischer Seite bleibt hinsichtlich des Umfangs der Existenz alles beim klassischen Bild: Es gibt eine Menge von existierenden Entitäten, und alles, was nicht unter diese Menge fällt, das gibt es eben nicht. Meinong wendet sich vielmehr gegen das später von Quine formulierte Prinzip der ontologischen Festlegung. Dass ein Satz seiner grammatikalischen Struktur nach ein Subjekt voraussetzt und in logischer Formalisierung den Quantor ∃ beinhält, hat für Meinong keinerlei Aussagekraft darüber, ob die bezeichnete Sache existiert oder nicht, auch nicht, wenn der Satz als wahr eingestuft wird. Über etwas zu sprechen, heißt nicht, dass es die Sache auch gibt. Der Existenzquantor wird so einfach nur zum Quantor, frei von Existenzimplikationen, und drückt lediglich eine grammatisch-syntaktische Funktion aus. Jahrzehnte nach Meinong wurde diese Annahme in einem logischen System formuliert, namentlich in der freien Logik, wie sie Karel Lambert prägte, die auch *existenzannahmenfreie Logik* genannt wird.[50] Freie Logiken können in vielen Systemen ausbuchstabiert werden. Meinongs Theorie lässt sich am besten mit einer abschreckend benannten *positiven double-domain Logik mit äußeren Quantoren* beschreiben.[51]

Eine solche Logik geht zunächst einmal von zwei Mengen aus, einer übergeordneten oder äußeren Menge *D*, die alle Entitäten enthält, über die sich sprechen lässt, und einer inneren Menge *E*, einer Teilmenge von *D*, die alle existierenden Entitäten enthält. Der Quantor ∃ wird nun als sogenannter *äußerer Quantor* interpretiert, d.h. er quantifiziert über Entitäten aus der äußeren Menge *D*, also möglicherweise über ein Element, das nicht

[50] Für Karel Lamberts Behandlung der Freien Logik siehe beispielsweise Lambert (1997).
[51] Meine folgende Beschreibung basiert auf Priest (2001, 290ff).

zu den existierenden Entitäten in *E* gehört. Des Weiteren wird angenommen, alle Elemente aus *E* haben die Eigenschaft der Existenz, die als konventionelles Prädikat dargestellt wird als E!, sodass E!(a) gelesen wird als *a existiert*. Eine positive freie Logik lässt den Satz zu: $\exists x(\neg E!x \wedge Px))$, also *Etwas existiert nicht und hat die Eigenschaft P*.

Die Menge *D* entspricht etwa Meinongs Vorstellung von der Menge aller Entitäten, die Außersein haben. Hier findet sich frei von irgendwelchen ontologischen Implikationen die Gesamtheit dessen, was Gegenstand von Sprache oder Gedanken sein kann. Es sind alle möglichen, tatsächlichen und unmöglichen Entitäten, bevor über ihr Sein geurteilt wurde, also außerhalb des Seins. Alle Entitäten, die sind bzw. existieren, fallen in die Untermenge *E*. Der „Satz vom Außersein des reinen Gegenstandes" besagt nun also, dass die Anschauung des Wesens eines Gegenstands in Sprache oder Gedanken unabhängig von der Zuordnung des Gegenstands in eine der Mengen ist, und dass über das Sein oder Nichtsein also eigens geurteilt werden muss, da dieses nicht in dem Urteil über das Wesen einer Entität bereits impliziert ist. Da aus diesem Grund das rein syntaktische $\exists$ keine Existenzannahme ausdrückt, bedarf es des eigenständigen Existenzprädikates E!. Das „Prinzip der Unabhängigkeit des Soseins vom Sein" wiederum drückt die positive Annahme der freien Logik aus, dass auch Entitäten der Menge der nichtseienden Entitäten Träger von Eigenschaften sein können. *Wie* ein Gegenstand ist, ist demnach unabhängig davon, *ob* er ist. Das runde Viereck, obwohl nichtexistent, ist eben rund und viereckig.

> Meinong, although he never engaged Russell directly on this issue, is well-positioned to reply that he denies 'being' in any ontic sense of the golden mountain and round square. The use of cognates and conjugations of 'being' in saying that the golden mountain and round square are thought of and that they are, respectively, golden and a mountain and round and square, according to object theory, are not ontically loaded, in the sense of the 'is' of being, but are equivocal expressions of the 'is' of predication, where true predication in turn is logically independent of the predication subject's ontic status. This fundamental underlying principle of Meinong's theory of meaning and reference is never acknowledged or adequately expressed in Russell's critical appraisals of Meinong's philosophy. (Jacquette 2009, 171)

Wo also über Hans Castorp die negative Existenzaussage *Hans Castorp existiert nicht* gemacht wird, da ist diese Aussage für Meinong eben nicht, wie Lycan behauptet, über die *seiende* Entität Hans Castorp, sondern im Gegenteil über die *nichtseiende* Entität Hans Castorp, der die Eigenschaft zukommt, nicht zu existieren. Die Subjektstellung hat hier keinerlei ontologische Implikationen, weil der Quantor $\exists$ für Meinong keine

Existenzaussage macht und Prädikation ebenfalls weitgehend unabhängig von ontologischen Implikationen ist. Der Quantor ∃ in einer Meinong'schen freien Logik sollte grob verstanden werden wie ein Twitter Hashtag. Er gibt das Thema der Aussage an. „Dinge, die es nicht gibt #HansCastorp." Die Meinong'sche Theorie muss daher in erster Linie als Abweichung von den verbreiteten Annahmen zur Metaontologie und zur Verbindung von Sprache, Logik und Ontologie verstanden werden. Ziel seiner Theorie ist nicht, für ein metaphysisch nebliges Reich der unkörperlichen Gegenstände zu plädieren, sondern die Verbindungen von Sprache und Welt anders zu verstehen. So wird auch Meinongs berühmtes Diktum schließlich aufgelöst: „The context makes it clear, however, that Meinong meant simply that there are objects which neither exist nor subsist, […] and where 'there are' ('es gibt') must be taken to have no existential or subsistential commitment" (Rapaport 1978, 155).

### ii. als Fiktivitätstheorie

Meinong selbst hat seine Annahmen nicht umfassend auf Urteile über fiktive Entitäten übertragen. Dies geschah jedoch umfangreich im weitergehenden Diskurs zur Ontologie fiktiver Entitäten. Als Meinong'sche Fiktivitästheorie besonders prominent ist Parsons' „Meinongian Analysis of Fictional Objects" (Parsons 1975), die er später in *Nonexistent Objects* (Parsons 1980) ausweitet und die sich eng an Meinongs Annahmen orientiert. Parsons beschreibt zunächst die Menge an nichtexistenten Gegenständen über Eigenschaftsmengen. Hierbei gilt, dass jedem „nonempty set of properties" „a unique object, and vice versa" entspricht (Parsons 1980, 18). Man kombiniere also beliebige Eigenschaften und jeder dieser Kombinationen entspricht dann genau eine nichtexistente Entität, die diese Eigenschaften hat (oder aber, sofern es eine gibt, genau diejenige existente Entität, die diese Menge von Eigenschaften hat). Diese als *Charakterisierungsprinzip* bezeichnete Bestimmungsfunktion hat jedoch das Problem, dass sie Gegenstände als existent ausgibt, die offensichtlich nicht existieren: Wird beispielsweise die Eigenschaftsmenge {existiert, ist Sherlock Holmes} angenommen, so müsste dem genau ein Gegenstand entsprechen, namentlich der existierende Sherlock Holmes. Das hebelt die ganze Meinong'sche Idee aus, denn plötzlich werden doch wieder Entitäten in das Reich der existierenden Entitäten befördert, die doch gerade nichtexistent sein sollen.

Zur Vermeidung dieses Problems verwendet Parsons eine Unterscheidung zweier Arten von Eigenschaften, namentlich *nukleare* und *extranukleare* Eigenschaften. Meinong selbst trifft eine ähnliche Unterscheidung unter den Begriffen *konstitutorisch* und

*außerkonstitutorisch* (vgl. Meinong 1915, §25).[52] Nach dieser Unterscheidung gehören nicht alle, sondern nur bestimmte Eigenschaften zum Sosein von Gegenständen und deshalb dienen auch nur diese zur Bestimmung von nichtexistenten Entitäten nach dem Charakterisierungsprinzip. Diese Eigenschaften sind die *nuklearen* oder *konstitutorischen* Eigenschaften. So entspricht nicht mehr *jeder* Kombination von Eigenschaften auch eine Entität, sondern nur jeder Kombination von *nuklearen* Eigenschaften. Welche Eigenschaften in welche Kategorie fallen, lässt sich nicht hinreichend und notwendig bestimmen. Parsons appelliert zur Unterscheidung an eine „intuitive ability" (Parsons 1980, 24). Zu den nuklearen Eigenschaften gehört jedenfalls nicht die Eigenschaft der Existenz, sodass dem Eigenschaftspaar {existiert, ist Sherlock Holmes} keine Entität entspricht.

Unter Berücksichtigung dieser Unterscheidung formuliert Parsons folgende Theorie fiktiver Entitäten: „[F]ictional objects have exactly the nuclear properties that we are naively inclined to apply to them. For example, Sherlock Holmes is a detective, solves crimes, lives in London, etc." (Parsons 1980, 54). Diese Entitäten zeichnen sich außerdem durch Unvollständigkeit aus. Das Charakterisierungsprinzip, nichtexistente Gegenstände durch sämtliche Kombinationen von nuklearen Eigenschaften auszumachen, lässt auch Mengen an Eigenschaften zu, für die nicht gilt, dass jede mögliche Eigenschaft oder ihre Negation Teil der Menge sein müssen. Somit ergeben sich zahllose unvollständige nichtexistente Gegenstände, für die gilt, dass ihnen bestimmte Eigenschaften weder zukommen noch nicht zukommen. Diese Unvollständigkeit betrifft womöglich sogar die Eigenschaftsmengen aller oder der meisten fiktiven Entitäten. So geht aus den Werken Doyles beispielsweise nicht hervor, wie viele Haare Sherlock Holmes hat, sodass sich keine entsprechende Eigenschaft angeben oder verneinen lässt.

Hiermit ist ein wichtiges Problem der Individuation fiktiver Gegenstände gelöst. Oben (siehe S. 83) wurde ein Argument Curries dafür nachgezeichnet, den Possibilismus als Theorie des Fiktiven abzulehnen. Dieses lief darauf hinaus, dass sich anhand der Eigenschaften, die fiktiven Entitäten in Fiktionen zugeschrieben werden, keine Entität eindeutig herauspicken lässt. Angenommen, Sherlock Holmes habe Eigenschaften, die in den Werken über ihn nicht festgelegt werden, beispielsweise seine Blutgruppe. So lässt sich zwischen verschiedenen möglichen Entitäten, die alle genau die Eigenschaften haben, die Holmes in den relevanten Werken zugeschrieben werden, aber jeweils unterschiedliche Blutgruppen haben, nicht entscheiden, welche Holmes ist. Dieses

[52] Eingeführt wurde diese Unterscheidung von Meinongs Schüler Ernst Mally unter den Begriffen *erfüllt sein* und *determiniert sein* (vgl. Mally 1912).

Problem stellt sich unter Parsons Meinong'scher Interpretation nichtexistenter Gegenstände nicht. Hier wäre genau diejenige nichtexistente Entität Holmes, die die angegebenen Eigenschaften hat, wovon die Blutgruppe einfach kein Teil ist. Demnach ist Holmes ein unvollständiger nichtexistenter Gegenstand und der Holmes-Eigenschaftenmenge entspricht nur genau *ein* solcher Gegenstand, sodass auch die Individuation eindeutig ist.

Fiktive Entitäten als Meinong'sche nichtexistente Gegenstände aufzufassen, ermöglicht es, eine Vielzahl alltäglicher Intuitionen zu fiktiven Entitäten aufrechtzuerhalten und damit verbundene Phänomene zu erklären. So können fiktive Entitäten hier problemlos Gegenstand intentionaler Gerichtetheit sein, sodass auf Fiktives bezogene Verhaltensweisen erklärt werden können. Wenn ich beispielsweise Angst vor Dracula habe, habe ich tatsächlich eine auf die nichtexistente Entität Dracula gerichtete Emotion, die durch die Eigenschaften dieser Entität gerechtfertigt werden kann.

Insbesondere ist es auch möglich, Sätze wie *Holmes ist ein Detektiv* als wörtlich wahr aufzufassen und damit alltägliche Redeweisen über Fiktionen ernst zu nehmen. Es handelt sich hierbei wie beim zuvor dargestellten Nonaktualismus um eine Form von „literalism" (Everett 2014, 225), der Vorstellung, fiktive Entitäten hätten tatsächliche die Eigenschaften, die ihnen in Fiktionen zugesprochen werden (hier allerdings mit der Einschränkung auf nukleare Eigenschaften). Diese Annahme wird häufig jedoch nicht als Vorteil einer Theorie eingestuft, sondern als offensichtlich unplausibel. Dabei handelt es sich meist um ein Intuitionsargument. So bringt etwa Everett zwei Gründe vor, um einen *literalism* abzulehnen, sofern man denn fiktive Entitäten zulassen möchte:

> Firstly literalism is incompatible with the more plausible forms of fictional realism, which take fictional objects to be abstract entities, since presumably abstract entities cannot literally be princes or have many of the other properties fictions seem to ascribe to fictional characters. (Everett 2014, 225)

Demnach spricht also gegen den *literalism*, dass es plausiblere realistische Annahmen gibt, die dem *literalism* entgegenstehen. Diese Intuition mag weit verbreitet sein, doch der Meinongianer teilt sie sicherlich nicht.

Neben diesem Intuitionsargument steht jedoch ein weiteres, inhaltliches Argument: „[S]econdly, literalism seems to face grave problems handling the sorts of cases […] where fictional objects are described as having properties, such as being runcible" (Everett 2014, 225). *Being runcible* ist eine Eigenschaft, die Edward Lear sich für das Gedicht „The Owl and the Pussycat" (1871) ausgedacht hat, und die inhaltlich nicht

bestimmt ist. Doch wird ein *literalism* vertreten, so müssen die fiktiven Entitäten, die mit dieser Eigenschaft beschrieben werden, vermeintlich tatsächlich *runcible* sein. Das Argument kann jedoch nicht überzeugen: Entweder die Bezeichnung *runcible* ist als sinnlos intendiert und stellt kein Problem dar, weil sie nichts bedeutet, oder es soll sich um eine prinzipiell (wenngleich nicht praktisch) bestimmbare Eigenschaft handeln. Dann besteht schlimmstenfalls ein epistemisches Problem, weil unklar ist, was der Begriff bedeutet, aber keinesfalls gibt es ein ontologisches Problem, weil Entitäten sicherlich Eigenschaften tragen können, die uns unbekannt oder unverständlich sind. Der in Lears Gedicht als *runcible* bezeichnete fiktive Löffel ist also entweder schlicht nicht *runcible*, weil es keine solche Eigenschaft gibt, oder er ist als Meinong'sches Objekt tatsächlich *runcible*, ohne dass wir wüssten, was das bedeutet. Beides ist ontologisch unproblematisch.

Für Everett ist es wichtig, den *literalism* als Problem einer Fiktivitätstheorie darzustellen. Er möchte selbst einen Antirealismus in Bezug auf fiktive Entitäten vertreten und er entwickelt ein Argument, nach dem jede realistische Theorie in einer Form von *literalism* enden muss. Wenn der *literalism* also problematisch ist, und jede realistische Theorie ihn vertritt, dann ist jede realistische Theorie problematisch. Everett fasst sein Argument wie folgt zusammen:

> I consider, in particular, reports involving specific uses of indefinite descriptions, such as the report "In *Hamlet*, a certain prince equivocates". The problem facing the realist is that the truth of this report requires the indefinite description "a certain prince" to denote the fictional character Hamlet. And this, in turn, seems to require that the fictional character Hamlet satisfies that description, and hence that the fictional character Hamlet genuinely be a prince. (Everett 2014, 225)

Dieses von Everett als Angriff auf den Kreationismus intendierte Argument verkehrt sich im Kontext des Meinongianismus jedoch ins Gegenteil. Wenn von vornherein keine Bedenken gegen einen *literalism* bestehen, weil Meinong'sche Objekte problemlos eine Vielzahl von Eigenschaften tragen können, wie etwa ein Prinz zu sein, so lässt sich Everetts Argument lesen als: Die sprachliche Evidenz spricht für einen *literalism* und stärkt also die Position des Meinongianers. Der *literalism* kann insofern auf der Plusseite des Meinongianismus verbucht werden.

Auf der Minusseite der Meinong'schen Objekttheorie steht jedoch die kontraintuitive Annahme, nichtexistente Entitäten hätten Eigenschaften, was noch besonders durch die Notwendigkeit verstärkt wird, zwischen nuklearen und extranuklearen Eigenschaften unterscheiden zu müssen. Diese Unterscheidung läuft schließlich darauf hinaus, einfach

alle Eigenschaften auszuschließen, die der Theorie Probleme bereiten, und wirkt damit einigermaßen willkürlich. „[It is] difficult to avoid the feeling that the class [of nuclear predicates] has been gerrymandered simply to avoid problems“ (Priest 2005, 83). Hinzu kommt, dass nicht klar wird, was es für eine Eigenschaft bedeutet, Existenz zu implizieren. Wieso setzt es keine Existenz voraus, ein Detektiv zu sein? Bei diesen Problemen einer klassischen Meinong’schen Fiktivitätstheorie setzen die in Abschnitt 4 dargestellten neo-Meinong’schen Theorien an. Zunächst möchte ich jedoch auf die Implikationen der Meinong’schen Theorie für die Literaturwissenschaft eingehen.

### iii. und Literaturwissenschaft

Laut Meinongs/Parsons Meinongianismus sind fiktive Entitäten diejenige Untergruppe nichtexistenter Entitäten, die in fiktionalen Texten erwähnt werden. Diese existieren zwar nicht, haben aber genau die Mengen an nuklearen Eigenschaften, die ihnen von Texten zugeschrieben werden. Nukleare Eigenschaften sind solche, die keine Existenz implizieren.

Fraglich ist, ob dieses Bild mit den ontologischen Implikationen literaturwissenschaftlicher und alltäglicher Aussagen über fiktive Entitäten kompatibel ist. Dies muss man wohl verneinen. Hierfür spricht schon die so häufig wiederholte Behauptung der Kreationisten, dass fiktive Entitäten als Produkt der schöpferisch-kreativen Tätigkeit von Autoren angesehen werden. Meinong’sche fiktive Entitäten sind jedoch ewig und notwendig und keineswegs irgendjemandes Schöpfung. Der Meinong’sche Autor ist nach der vielzitierten Analyse van Inwagens vergleichbar einem Floristen, der schon Bestehendes schön arrangiert (vgl. van Inwagen 1977, 308). Das ist sicherlich nicht das ontologische Bild, das in allgemeinen Behandlungspraktiken bezüglich des Fiktiven ausgedrückt wird. In einigen literaturwissenschaftlichen Zugängen, beispielsweise der Postmoderne, mag die Rede davon sein, dass Autoren nur Versatzstücke von schon Bestehendem neu arrangieren. Aber diese Vorstellung stellt nicht darauf ab, dass das neu arrangierte aus einem nebulösen Bereich des Nichtexistenten stammt, sondern soll auf die Vielzahl von Vorgänger-Texten verweisen, die den Schreibprozess beeinflusst haben und geht insofern von einem kollektiven Schaffen aus.

Jedoch ist die kreative Schöpfungskraft von Autoren mit dem Meinongianismus auch nicht völlig unvereinbar im Widerspruch. Van Inwagens Beispiel mit dem Floristen ist insofern suggestiv, als dass es den epistemischen Zugang zu Meinong’schen Entitäten völlig außer Acht lässt. Diese treten uns eben nicht wie Blumen in direkter Anschauung

gegenüber, sodass ein Autor nur abschreiben müsste, was er sieht. Vielmehr muss er selbst die Beschreibung der Entitäten erdenken und gestalten und erst wenn dies abgeschlossen ist, lässt sich anhand der Beschreibung eine nichtexistente Entität identifizieren. So ist zwar die ontologische Beschreibung etwas anders gelagert, aber damit wird nicht grundsätzlich die Tätigkeit von Autoren als kreativer Akt anders bewertet.

Dennoch gibt es problematische Fälle von in werkexternen Beschreibungen ausgedrückten ontologischen Annahmen, die weniger leicht mit dem Meinongianismus zu konsolidieren sind. Beispielsweise ist es eine völlig etablierte und adäquate Annahme, dass die gleiche fiktive Entität in mehreren Texten auftreten kann. Der Harry Potter des ersten Buches ist derselbe wie der des siebten. Problematisch ist dies jedoch, weil die Eigenschaften, mit denen die fiktive Entität individuiert wird, jeweils unterschiedlich sind. Im ersten Buch wird die Entität mit einer Eigenschaftenmenge {a} beschrieben. Im zweiten Buch kommen weitere Eigenschaften hinzu, doch die ursprüngliche Menge gilt weiterhin von der Entität, sodass nun die Mengen {a}+{b} der Individuation dienen. Fraglich ist jetzt aber, ob die nichtexistente Entität des ersten Buches auch bereits die Eigenschaften der Menge {b} hat oder nicht. Hätte Rowling nach dem ersten Buch aufgehört, ihre Geschichte weiter zu schreiben, wäre sicherlich nur die Menge {a} zur Individuation einschlägig. Doch kann das Weiterschreiben nachträglich diese Menge erweitern? Wenn das möglich sein sollte, ist jedenfalls zu bedenken, dass sich dann alle Referenzen des ersten Buches ändern, denn die nichtexistente Entität, die nur die Eigenschaftenmenge {a} hat, ist eine andere als die, die die Eigenschaftenmengen {a} und {b} hat.

Verbreitete ontologische Intuitionen zur werkübergreifenden Identität fiktiver Entitäten scheinen mit dem klassischen Meinongianismus insofern nicht ohne weiteres kompatibel zu sein. Sollte dieser dennoch eine adäquate ontologische Theorie des Fiktiven darstellen, so bedarf es einer Erklärung dafür, warum gebräuchliche werkexterne Beschreibungen des Fiktiven von dieser Ontologie abweichen und dennoch adäquat zu sein scheinen. Dieses Problem setzt sich auch bezüglich werkinterner und inhaltsangebender Aussagen fort. Der große Vorteil des Meinongianismus ist es, dass werkinterne und inhaltsangebende Aussagen über nichtexistente Entitäten unproblematisch wahr sein können. So ist Sherlock Holmes ein Detektiv (wenngleich ein nichtexistenter) mit ziemlich genau den Eigenschaften, die ihm vom Text zugesprochen werden und die uns in alltäglicher Rede über Holmes interessieren. Es bedarf nur des Verweises auf diese nichtexistente Sache, um die Adäquatheit und Wahrheit entsprechender Aussagen zu

erläutern. Jedoch bleibt, wie ich zeigen möchte, weiterhin eine Reihe von solchen Aussagen bestehen, die bei genauerer Betrachtung doch nicht wörtlich wahr sein können und damit diesen vermeintlichen großen Vorteil des Meinongianismus unterlaufen.

Dieses Problem manifestiert sich anschaulich dort, wo zwischen verschiedenen, aber sehr ähnlichen fiktiven Entitäten unterschieden wird: Wird in einem Werk eine fiktive Entität mit minimaler Eigenschaftenmenge erwähnt, und in einem anderen Werk eine weitere fiktive Entität mit der gleichen minimalen Eigenschaftenmenge, so scheint es sich dabei kontraintuitiv in einigen Fällen um ein und dieselbe Entität zu handeln. Wieso? Nichtexistentes hat keine Anzahl, es unterscheidet sich nur durch seine Eigenschaften. Dementsprechend kann es nicht *zwei* nichtexistente Entitäten geben, die eine völlig deckungsgleiche Menge an Eigenschaften haben. Wenn ich über mein Traumhaus spreche, so hat dieses nichtexistente Haus alle Eigenschaften, die ich mit meinem Traumhaus assoziiere, aber keine darüber hinaus, es ist also ein unvollständiges Objekt. Wie viele dieser nichtexistenten Traumhäuser gibt es? Im Rahmen des Meinongianismus kann die Antwort nur Null sein; alles was nicht existiert hat die Anzahl Null. Dementsprechend können Kombinationen der genau gleichen Eigenschaften, die keinem existenten Objekt entsprechen, nicht verschiedene nichtexistente Entitäten beschreiben. Wenn Dein Traumhaus die gleichen Eigenschaft hat wie mein Traumhaus, dann sprechen wir vom *gleichen nichtexistenten* Traumhaus, nicht von zwei verschiedenen, weil das Nichtexistente keine Anzahl hat.[53] Es handelt sich hierbei also um ein Problem der ontologischen Statuseigenschaft Identität.

Da Meinong'sche nichtexistente Gegenstände sich ausschließlich über ihre Eigenschaften individuieren lassen, ist qualitative Identität hier immer auch numerische Identität. Haben also zwei fiktive Entitäten in verschiedenen Geschichten die gleichen Eigenschaften, so handelt es sich auch um die gleiche Entität! Nun lässt sich einwenden, das mache nichts, da keine fiktiven Entitäten in zwei verschiedenen Werken tatsächlich die genau gleichen Eigenschaften haben können, weil sie jeweils spezifische relationale Eigenschaften zu den anderen fiktiven Entitäten ihrer Geschichte haben. So mag die Sonne über Sherlock Holmes' London die gleichen internen Eigenschaften haben wie die über Harry Potters London, doch scheint sie auf andere Entitäten nieder und unterscheidet sich somit doch. Dieser Einwand kann jedoch allenfalls darauf hinauslaufen, dass das Problem praktisch nicht auftritt, nicht aber darauf, dass es theoretisch nicht auftreten kann. Denkbar ist zum

[53] Man nehme hier die Prämisse ernst, dass es sich um die gleichen Eigenschaften handelt. Das Problem würde nicht gelöst, wenn angenommen wird, in Wirklichkeit hätten die Häuser doch verschiedene Eigenschaften, weil eines Dir und eines mir gehören soll. Damit wird nur das konkrete Beispiel und nicht das grundlegende Problem beantwortet.

Beispiel der Fall zweier sehr einfacher Kindergeschichten, in denen zufällig zwei Charaktere, von denen jeweils genau die gleichen Eigenschaften angegeben werden, genau das gleiche Ereignis erleben. Für diese beiden Geschichten soll jedoch gelten, dass sie völlig unabhängig voneinander entstanden sind und auch völlig unterschiedlich präsentiert werden, zum Beispiel in verschiedenen Sprachen. Die Intuition spricht hier wohl dafür, in diesem Fall zwei verschiedene fiktive Figuren anzunehmen, die nur zufällig genau die gleichen Eigenschaften haben. Nach einer Meinong'schen Analyse jedoch müsste hier gelten, dass von der identischen nichtexistenten Figur und dem identischen nichtexistenten Sachverhalt wie in der jeweils anderen Erzählung berichtet wird.

Dieses Problem tritt nicht nur interfiktional, sondern auch intrafiktional auf, und zeigt sich dort als nicht bloß theoretische Spielerei. Intrafiktional können in ein und derselben Geschichte mehrere Entitäten auftreten, denen jedoch jeweils eine genau identische Menge von Eigenschaften zugeschrieben wird. Im Gegensatz zu dem etwas konstruierten interfiktionalen Fall, finden sich für dieses Phänomen auch anschauliche Beispiele. So etwa Kristofs *Le Grand Cahier*, eine Erzählung über ein Paar von Zwillingen in der ersten Person Plural, die mit nur kleineren Veränderungen durchgehend keine Unterscheidung zwischen den beiden Kindern zuließe. Man denke auch an andere fiktive Personengruppen, die im Text stets als Einheit agieren, wie beispielsweise der Chor in vielen Dramen. Parsons denkt sich als Beispiel für dieses Problem selbst eine kurze fiktionale Geschichte aus, an der sich das Phänomen einfacher verdeutlichen lässt als an einem ganzen Roman oder Drama: „Schaub was a dragon who had ten magic rings. The end" (Parsons 1975, 82).

Inhaltsangebend könnte man in Bezug auf diese kurze Geschichte wohl sagen, dass der Drache Schaub zehn magische Ringe hatte. Nach einer Meinong'schen Analyse stimmt das aber nicht, oder zumindest nicht in dem Sinn, der einem normalen Alltagsverständnis entspricht: Die in dieser Geschichte erwähnten Ringe haben alle genau die gleichen Eigenschaften. Sie sind magisch und sie gehören Schaub. Die Ringe haben dementsprechend jeweils keine Individuationsbedingungen, die nicht auf die jeweils anderen neun Ringe auch zutreffen, sodass ihre Identität zusammenfällt. Deshalb gibt es hier ontologisch gesehen nur einen nichtexistenten Ring. Unter einer Meinong'schen Analyse gilt daher kontraintuitiv, dass die Geschichte von einer fiktiven Menge berichtet, die zehnmal den qualitativ und numerisch(!) selben Ring umfasst, was auch immer das heißen kann. Diese Beschreibung entspricht jedoch sicherlich nicht dem, was als adäquate inhaltsangebende Aussage gilt, sodass auch für inhaltsangebende und werkinterne

Beschreibungen fiktiver Entitäten angenommen werden muss, dass sie nicht der vom klassischen Meinongianismus angenommenen Ontologie entsprechen. Sollte diese also adäquat sein, so müsste weiter motiviert werden, warum unsere alltäglichen und literaturwissenschaftlichen Beschreibungen des Fiktiven hiervon abweichen.

### iv. Zwischenkonklusion

Die dargestellten Probleme der Individuation und Identität resultieren letztlich aus der Meinong'schen Annahme, das Nichtexistente habe Eigenschaften, obwohl es keine Anzahl haben kann. In Anlehnung an Quines „How many possible men are there in that doorway?" (Quine 1953, 4) lässt sich fragen: Wie viele nichtexistente Entitäten gibt es? Die Antwort muss stets *Null* sein, denn es gibt ja eben gar keine nichtexistenten Dinge. Paradoxerweise lassen sich aber wegen der Annahme, dass diese Entitäten Eigenschaften hätten, dennoch verschiedene nichtexistente Entitäten unterscheiden, sodass es scheint, hiervon gäbe es mehrere.

Hierin offenbart sich ein grundsätzliches Problem des Meinong'schen Zugangs zu nichtexistenten Entitäten. Die Beobachtung, dass wir über diese problemlos sprechen können und dass daraus keine Existenzimplikationen im Sinne des Prinzips der ontologischen Festlegung folgen, scheint grundsätzlich zur Beschreibung von Sprechweisen über fiktive Entitäten erfolgreich zu sein. Doch der darüber hinaus gehende Schritt Meinongs, von diesen nichtexistenten Entitäten anzunehmen, sie hätten die nuklearen Eigenschaften, die ihnen zugeschrieben werden, vermischt selbst wieder logische mit ontologischen Beobachtungen. Dass etwas eine Eigenschaft *hat* ist als ontologisch neutrale Behauptung schwer verständlich. Es ist nicht offensichtlich, dass es überhaupt irgendwelche Eigenschaften gibt, die keine Existenz implizieren. Insofern haben Meinong'sche nichtexistente Entitäten gewissermaßen einen ontologischen Restbestand, da sich für diese Entitäten Identitäts- und Individuationsbedingen angeben lassen. Dementsprechend verwundert es auch wenig, dass ihr ontologischer Status immer wieder im Russell'schen Sinne missverstanden wurde. Dieser ontologische Restbestand führt aber zu den oben genannten Problemen. Diese können in einer Neo-Meinong'schen Interpretation vermieden werden, die verneint, dass das Nichtexistente Eigenschaften trägt.

Die oben dargestellte Theorie Meinongs und ihre Applikation auf fiktive Entitäten durch Parsons wurde anhand einer *positiven freien Logik* charakterisiert. Das Adjektiv *positiv* drückt hierbei eine ontologische Position aus, namentlich die, dass nichtexistente Entitäten Träger von Eigenschaften sein können. Neben solchen positiven freien Logiken

stehen *negative*, die von der gegenteiligen, intuitiv näherliegenden Annahme ausgehen, dass das, was nicht existiert, auch keine Eigenschaften haben kann (vgl. Priest 2001, 293). Der Unterschied zwischen diesen logischen Systemen ist kein bloß formal logisch-semantischer. Die Systeme bilden eben auch unterschiedliche ontologische Annahmen ab. Sainsbury vertritt eine solche negative freie Logik zu Sprechweisen über fiktive Entitäten, die er *reference without referents* (RWR) nennt (Sainsbury 2005). Diese zeichnet sich jedoch nicht in erster Linie durch die Namensgebenden Referenzen ohne Referent aus (denn dies ist auch ein Merkmal positiver freier Logiken wie der Meinong'schen). Der Unterschied liegt genau in den angenommenen Eigenschaften der nichtexistenten Entitäten: Sie haben keine. Während positive freie Logiken wie dargestellt annehmen, Sherlock sei ein Detektiv aus London, nimmt Sainsbury an, es lässt sich zwar mit erfolgreicher Referenz *über* die nichtexistente Entität Sherlock behaupten, sie sei ein Detektiv aus London, aber diese Behauptung sei falsch, da Nichtexistentes keine Eigenschaften habe.

Sainsbury nimmt also an, dass es möglich ist, auf Nichtexistentes zu referieren und diesem Eigenschaften *zuzusprechen*, ohne aber dabei zu behaupten, es habe diese Eigenschaften auch tatsächlich. Wenn also vom Drachen Schaub die Rede ist, so kann dieser zu verstehen sein als nichtexistente Entität, von der *stipuliert* wird, sie sei ein Drache. Über diese stipulierten Eigenschaften kann das Nichtexistente dann auch individuiert werden, wobei dies weiterhin kein ontologischer, sondern ein rein sprachlicher Vorgang ist. Da es sich bei stipulierten Eigenschaften jedoch nicht um tatsächliche Eigenschaften handelt, besteht hier nicht mehr die Limitation auf nukleare Eigenschaften, die dem Meinongianismus den Makel des Willkürlichen verleiht.

Eine solche Modifikation weg von der Meinong'schen *positiven* freien Logik hin zu einer *negativen* freien Logik führt jedoch in einen Antirealismus. RWR ist anders als die beiden bisher dargestellten Meinong'schen Theorien ein rein semantisch-logischer *account* der Rede über Nichtexistentes, ohne Restannahmen zu einer positiv bestimmbaren Ontologie des Nichtexistenten. Nach RWR gibt es keine nichtexistenten Entitäten; auch nicht mit einem minimalen reduzierten Restbestand, der sich durch Identitäts- und Individuationsbedingungen ausdrückt. Wie genau eine solche Logik auszubuchstabieren ist, braucht hier nicht gegenständlich zu sein. Für diesen Abschnitt ist nur herauszustellen, dass damit alle restlichen ontologischen Implikationen aus den Sprechweisen über Nichtexistentes eliminiert sind. Daher können für diesen Fall auch keine Kollisionen mehr zwischen irgendwelchen Sprechweisen über fiktive Entitäten mit ontologischen Positionen zum Nichtexistenten auftreten. Wenn Schaub zehn Ringe hat,

so lässt sich deren Verschiedenheit stipulieren, weil es keine ontologische Limitation mehr durch die tatsächliche Beschaffenheit des Nichtexistenten gibt. Ebenso lässt sich das Problem der Identität fiktiver Entitäten über verschiedene Werke hinweg vermeiden. Diese sind nicht mehr durch ihre vermeintlich tatsächlichen Eigenschaften (wie sie im Text angegeben werden) zu individuieren, sondern anhand der ihnen zugeschriebenen Eigenschaften. Da auch extranukleare Eigenschaften hierfür infrage kommen, kann auch die Identität der vermeintlich verschiedenen Harry Potters des ersten und zweiten Bandes stipuliert werden. Erhalten bleibt der zentrale Vorteil des Meinongianismus, dass die Rede *über* das Fiktive nicht referenzlos und damit gewissermaßen defekt ist. Allerdings ist im Rahmen einer negativen freien Logik Sherlock Holmes auch nicht mehr tatsächlich ein Detektiv, sondern es wird nur stipuliert, er sei einer.

Der Unterschied zwischen positiven und negativen freien Logiken appelliert wie so häufig an ganz basale ontologische und logische Intuitionen. Die einen mögen es für absurd halten anzunehmen, Nichtexistentes würde irgendwelche Eigenschaften haben, schließlich haben nur Gegenstände Eigenschaften und nichtexistente Gegenstände existieren eben nicht und sind dementsprechend auch keine Gegenstände im relevanten Sinn. Die anderen stellen sich vor, den Text, den sie gerade lesen, gäbe es nicht, und kommen zu dem Ergebnis, dass diese Vorstellung die Nichtexistenz eines *spezifischen* Textes voraussetzt, also einer Entität mit ganz bestimmten Eigenschaften. Diese gegenläufigen Intuitionen setzen sich bei unseren Annahmen über fiktive Entitäten und ihre Eigenschaften fort. Festzuhalten ist an dieser Stelle, dass die Meinong'sche Position und in ihrem Geist entwickelte positive freie Logiken auch eine positive Ontologie des Nichtexistenten implizieren. Das Nichtexistente hat hier auf seine Beschaffenheit abstellende Identitäts- und Individuationsbedingungen. Negative freie Logiken haben keine solchen ontologischen Implikationen. Hier ist die Rede über Nichtexistentes ein ganz ausschließlich sprachliches Phänomen und es gibt keine irgendwie positiv bestimmbare Ontologie nichtexistenter Entitäten. Damit führt eine Behandlung der Meinong'schen Position mit einer negativen freien Logik endgültig aus dem Bereich der realistischen Ontologie und der Meinong'schen Zwischenpositionen weg in den Bereich einer rein logisch-semantischen Analyse des Antirealismus.

# 4 Modalmeinongianismus

## i. Eine modalmeinong'sche Ontologie

Der Meinongianismus wie Meinong selbst ihn vertreten hat sieht sich dem Problem der willkürlichen Aufteilung zwischen nuklearen und extranuklearen Prädikaten ausgesetzt. Nicht nur scheint diese Aufteilung *ad hoc* und einzig der Rettung der Theorie zu dienen, darüber hinaus ist auch fragwürdig, was es überhaupt bedeuten soll, dass ein Prädikat keine Existenzimplikationen hat. Sainsburys oben dargestellte Reaktion auf dieses Problem (RWR) ist die Aufgabe des Prinzips der Unabhängigkeit des Seins vom Sosein. Demnach hat das Nichtexistente keinerlei Eigenschaften. Damit wird die Meinong'sche Position von ihren ontologischen Implikationen befreit und auf eine Logik reduziert, die mit etwas weniger Existenzannahmen auskommt als klassische Logiken. Damit gehört Sainsburys Lösung allerdings in den Bereich des Antirealismus.

Prominent ist jedoch noch ein weiterer Meinong'scher Ansatz, der Meinongs ursprünglicher Idee näher bleibt. Hierbei wird die Rede über nichtexistente Entitäten genau wie beim Possibilismus mithilfe möglicher und unmöglicher Welten analysiert. Berto (2011) schlägt einen solchen *account* unter dem Namen *Modal Meinongian Metaphysics (MMM)* vor. Priest (2005) entwickelt einen entsprechenden *account* in Anlehnung an Routley (1980) unter dem von Routley geprägten Namen *Noneism*. Diese *account*s nehmen an, dass die Mengen an Eigenschaften, mithilfe derer anhand des Charakterisierungsprinzips nichtexistente Gegenstände individuiert werden, teilweise nicht von tatsächlichen, sondern von bloß möglichen Gegenständen erfüllt werden. „[G]iven any condition α[χ], some object is described by it. However, it has its characterizing properties, not necessarily at this world, but at *others*—at the worlds that make the characterization true" (Berto 2011, 323, seine Emphase). Ich spreche bezüglich dieses Ansatzes im Weiteren von *Modalmeinongianismus*.

Hiermit wird das Problem der willkürlichen Aufteilung nuklearer und extranuklearer Eigenschaften vermieden, weil die Existenzimplikation einiger Prädikate, die am trivialsten bei dem Prädikat *existieren* selbst auftritt, nicht mehr in der aktuellen Welt erfüllt sein muss:

> {goldenness, mountainhood, existence} works fine now, for we need not assume that an object so characterized, that is, an existent golden mountain, has its characterizing properties at the actual world. As far as we know, no golden mountain inhabits the actual world, but golden mountains are available at the worlds at which the stories we can tell on [*sic*] existent golden mountains hold. (Berto 2011, 324)

Die Verbindung des Meinongianismus mit einer Mögliche-Welten-Interpretation setzt genau wie der oben besprochene Possibilismus jedoch eine Theorie des Möglichen voraus. Die Rede von möglichen Welten ist eine schwer zu verstehende Metapher, solange das Wesen dieser Welten nicht weiter erhellt wird. Sowohl für Priest (2005) als auch Berto (2011) nimmt die Ontologie des Möglichen jedoch keinen großen Stellenwert in ihren modalmeinong'schen Theorien ein. Beide verwenden das Konzept der möglichen Welten in ganz erster Linie für semantisch-logische Analysen von Sprechweisen über und intentionale Gerichtetheit auf nichtexistente Entitäten. Priest nimmt an, sein Noneism und die Frage nach dem ontologischen Status möglicher Welten

> are compatible with any answer one might wish to give to this question. One might, for example, be a realist of Lewis's kind, and take worlds to be concrete objects of the same kind as ours, just not actual. Alternatively, one could take non-actual worlds to be abstract objects of some kind, such as sets of sentences (Priest 2005, 138).

Priest selbst schlägt vor, „to take all worlds other than the actual to be non-existent objects" (Priest 2005, 139). Priests Annahme, alle *account*s des Möglichen seien mit dem Noneismus kompatibel, ist jedoch falsch, wie ich in diesem Abschnitt zeigen möchte. Angenommen, das Mögliche sei keine eigenständige ontologische Klasse, sondern reduzibel auf tatsächliche Entitäten. Nach dieser aktualistischen Vorstellung existiert das Mögliche nicht in Form konkreter Objekte in einer anderen Welt. Anders als bei beispielsweise Lewis' Theorie des Möglichen ist ein möglicher Detektiv also nicht von der gleichen Art wie ein tatsächlicher Detektiv. Vielmehr gibt es für den Aktualisten diesen möglichen Detektiv gar nicht: Es *könnte* ihn geben. Was tatsächlich existiert, ist eine Entität ganz anderer Art, beispielsweise eine Menge von Propositionen, die mit Detektiven jedoch nichts gemein hat. Das gleiche gilt für Priests ontologische Annahme zu möglichen Welten. Hiernach ist das Mögliche nicht einmal reduzibel auf Tatsächliches anderer Art, sondern existiert überhaupt nicht. „Holmes and Zeus do not exist, but *they could have done*. There are possible worlds that realize the Holmes stories, and in those Holmes does exist" (Priest 2005, 136, meine Emphase).

Diese Position ist in ontologischer Hinsicht jedoch inkonsistent mit dem Noneismus. Was soll es heißen, dass etwas in einer nichtexistenten Welt existiert? [54] Wenn es sich bei einer möglichen Welt nicht um eine konkrete Entität handelt, sondern entweder um eine Menge von Propositionen oder selbst um eine nichtexistente Entität, in welchem Sinn *hat* diese Welt dann irgendwelche Eigenschaften, die die Behauptung rechtfertigen könnten,

[54] Auch Reicher bezeichnet die Position Priests, „dass fiktive Gegenstände in nichtexistierenden Welten existieren" als „schwer zu verstehen" (Reicher 2014, 172).

Holmes würde dort existieren? Was kann es bedeuten, dass der existierende goldene Berg nicht in unserer aber in einer anderen Welt existiert, golden und ein Berg ist, obwohl diese Welt selbst nichtexistent sein soll? Bestenfalls *hätten* diese Welten bestimmte Eigenschaften, *wenn* es sie gäbe, wie Priest selbst schreibt: „The worlds that realize the Holmes stories are replete with things that, *were they to exist*, would be standard physical objects“ (Priest 2005, 139, meine Emphase). Aber tatsächlich sind diese Dinge, inklusive Holmes, eben nach Priests eigener Annahme keine physikalischen Objekte, sondern sie *könnten* welche sein. Aber ein-physisches-Objekt-sein und ein-physisches-Objekt-sein-können sind sicherlich nicht die gleichen Eigenschaften. Die Eigenschaften, die Priests noneistische Objekte tragen, sind offensichtlich völlig anderer Art als die Eigenschaften, die tatsächlich existierende Objekte tragen. Das verursacht jedoch ein gewaltiges Problem für das Charakterisierungsprinzip: Der Eigenschaftenmenge {existent, golden, Berg} entspricht schließlich doch nichts. Vielmehr *könnte* dem bloß etwas entsprechen.

Zu einem ähnlichen Problem kommt auch Rapaport in seiner Meinong'schen Theorie durch den Vergleich zweier Sätze: „My gold ring is golden“ und „The golden mountain is golden“ (vgl. Rapaport 1978, 160). Im ersten Fall wird über ein existentes Objekt gesprochen, Rapaports Ring, im zweiten Fall über ein nichtexistentes Meinong'sches Objekt. Rapaport nimmt an, dass der Berg und der Ring in irgendwie unterschiedlicher Weise golden sein müssen, doch dass das Prädikat *golden* dennoch in beiden Fällen das gleiche bedeutet. Dass das Prädikat als solches hier mindestens der Bedeutung nach gleich sein muss, ergibt sich schon aus der Verständlichkeit des Begriffs. Castañeda formuliert das pointiert: „There is no learning one set of predicates and then learning the other. (I won't stop to consider the silly argument that dictionaries do not give both a fictional and a real meaning for color words.)“ (Castañeda 1979, 41f). Es scheint aber auch nicht richtig zu sein, dass etwas, das nicht existiert in der gleichen Weise golden sein kann wie mein tatsächlicher Ring am Finger; wie Priest in obigem Zitat ausdrückt *ist* das Mögliche eben nicht so-und-so, sondern *könnte* so-und-so sein.

Als Lösung für das Problem bietet sich die Strategie an, nicht davon auszugehen, dass die Prädikate irgendwie unterschiedlich sind, und es ein Set von tatsächlichen Eigenschaften und ein Set von möglichen Eigenschaften gibt, sondern dass Entitäten in verschiedenen Beziehungen zu Prädikaten stehen können. „There are *two* modes of predication“ (Rapaport 1978, 161, seine Emphase). Rapaport nennt diese Arten der Prädikation *constituency* und *exemplification* (vgl. Rapaport 1978, 162). Castañeda nimmt ebenfalls verschiedene Arten der Prädikation an und spricht von *internal* und *external* (vgl. Castañeda 1979, 57). Am wohl verbreitetsten ist die Begrifflichkeit Zaltas, der von

*encoding* und *exemplifying* spricht (vgl. Zalta 1983, 33). Diese Strategie wird nicht nur im Zusammenhang mit modalmeinong'schen Theorien diskutiert, sondern entstammt ursprünglich dem Realismus. Sie wird immer dort einschlägig, wo die angenommene Ontologie des Fiktiven im Widerspruch zu den Eigenschaften steht, die fiktiven Entitäten regelmäßig zugeschrieben werden; ein in den verschiedensten Theorien wiederkehrendes Problem, das Klauk als „problem of the wrong kind of object" (Klauk 2014b, 239ff) bezeichnet. Bekannt ist es bereits aus dem Kreationismus, wo auf das Problem reagiert werden musste, dass abstrakte Artefakte nicht die Eigenschaften tragen können, die werkintern von ihnen behauptet werden. Auch Zalta hält fiktive Entitäten für Abstrakta. Er verwendet die Unterscheidung zwischen *encoding* und *exemplifying*, um zu erklären, in welcher Beziehung Sherlock Holmes zu der Eigenschaft steht, ein Detektiv zu sein, die Abstrakta nicht tatsächlich haben können. Auch der eigentlich dem Kreationismus nahestehende van Inwagen verfolgt diese Strategie und nimmt an, dass Abstrakta, die nicht die Eigenschaft haben können, Detektive zu sein, diese Eigenschaft jedoch *halten* können, statt sie zu haben:

> I shall simply introduce the word "hold" as a term of art and say that, while [fictional character] Mrs. Gamp does not *have* the property of being fond of gin, she does *hold* it. […] There is an intimate relation that the main satiric villainess of *Martin Chuzzlewit* bears to the property *being fond of gin*. There is an intimate relation she bears to the property *being introduced in Chapter 19*. The latter, of course, is the relation called *having* in everyday speech; the former is obviously not the same as the latter (van Inwagen 1983, 75, seine Emphase).

Die zahlreichen genannten Unterscheidungen (haben/halten, *exemplifying*/*encoding* internes Prädikat/externes Prädikat, *constituency*/*exemplification*) unterscheiden sich alle dahingehend, wie sie von ihren Vertretern in ein logisches System übersetzt werden. Doch das Prinzip wiederholt sich; unterschieden wird zwischen zwei verschiedenen Beziehungen zwischen Entitäten und Eigenschaften. Dieser Kniff wird als *dual copula approach* bezeichnet. Diese Strategie erinnert an die von Meinong und Mally gemachte Unterscheidung zwischen extranuklearen und nuklearen, bzw. außerkonstitutorischen und konstitutorischen Eigenschaften. Hierbei wurde die Gesamtheit aller Prädikate in zwei Mengen aufgeteilt: solche, die Existenz implizieren und solche, die das nicht tun. Diese Strategie stieß jedoch berechtigter Weise auf Kritik, da diese Aufteilung einerseits völlig *ad hoc* zu sein scheint und außerdem die Intuition stark verbreitet ist, dass jedes Prädikat Existenz impliziert, sodass diese Unterscheidung schließlich genau die Frage aufwirft, deren Beantwortung Meinongs Theorie eigentlich dienen sollte, nämlich ob Sein und

Sosein unabhängig voneinander sind. Der „Castañeda-Rapaport-Zalta dual copula or dual modes of predication approach" (Jaquette, 1996, 17) verfolgt jedoch eine andere Strategie, die nicht auf die gleiche Weise willkürlich erscheint. Die Idee der *Dual-Copula*-Strategie ist es nicht, existenzimplizierende von anderen Prädikaten zu unterscheiden. Alle Prädikate sind diesbezüglich gleich zu behandeln. Der Unterschied besteht einzig in dem Verhältnis zwischen Objekt und Prädikat. Es ist nicht das Prädikat, das die Existenz des Objekts voraussetzt, sondern die Beziehung zwischen den Beiden. Eine Eigenschaft zu *haben*, ist es, was Existenz impliziert. Jedoch – so die Idee – kann ein Objekt auch in einem anderen Verhältnis zu Prädikaten stehen, das Existenz nicht voraussetzt. Auf diese Weise könnte auch das noneistische Verhältnis nichtexistenter Entitäten zu möglichen Prädikaten reinterpretiert werden.

Ob diese Strategie jedoch im Kontext des Modalmeinongianismus erfolgreicher ist als das willkürliche Aufteilen zwischen nuklearen und extranuklearen Prädikaten, scheint ontologisch sehr fragwürdig. Zunächst einmal müsste das Charakterisierungsprinzip dahingehend modifiziert werden, dass jedem Set von Eigenschaften eine existierende oder nichtexistierende Entität entspricht, die diese Eigenschaften entweder hat oder hält/exemplifiziert. Weiterhin wirkt diese neueingeführte Beziehung zwischen Objekten und Eigenschaften nicht weniger *ad hoc* als die Unterscheidung zwischen nuklearen und extranuklearen Eigenschaften, schließlich ist auch diese allein durch das Bestreben motiviert, eine sonst problematische Theorie zu retten, ohne dass es einen theorieunabhängigen weiteren Grund für sie gäbe. Es ist ja nicht so, dass uns das Halten/Exemplifizieren von Eigenschaften in irgendwelchen anderen Kontexten begegnete, oder zu einer im alltäglichen Sprechen und Verhalten ausgedrückten naiven Ontologie passen würde. Die Beziehung des Haltens/Exemplifizierens ist dementsprechend auch kaum verständlich; sie lässt sich ontologisch nicht sinnvoll weiter beschreiben, als zu behaupten, es sei eine Beziehung, die ähnlich zu der des Habens ist, aber ohne Existenzimplikation. Unklar ist jedoch, was das Ähnlichkeitskriterium eigentlich sein soll. Van Inwagen sagt zu der Beziehung des Haltens, „I cannot define it", behauptet aber zugleich: „But we all understand it well enough" (van Inwagen 1983, 75); eine Behauptung, die angesichts der völligen Unverständlichkeit dessen, was ontologisch mit dieser Beziehung ausgedrückt werden soll, wie ein rhetorisches Ablenkungsmanöver wirken muss.

Die *Dual-Copula*-Strategie kann dem Noneismus insofern auch nicht sinnvoll weiterhelfen. Die logisch-semantische Analyse der Eigenschaften nichtexistenter Entitäten anhand möglicher Welten sieht sich mit den dargestellten ontologischen

Implikationen des Noneismus konfrontiert, ohne dass sich eine offensichtliche Lösung anböte. Werden diese ontologischen Implikationen jedoch nicht einfach übergangen, so zeigt sich, dass das Charakterisierungsprinzip für die Analyse der Rede über nichtexistente Entitäten tatsächlich gar nicht zur Anwendung kommt. Dem Eigenschaftenset {existiert, golden, Berg} entspricht weiterhin keine Entität. In unserer Welt entspricht nichts diesem Set und andere Welten gibt es nicht, sofern diese selbst wiederum als nichtexistente Entitäten oder als reduzibel auf tatsächliche Entitäten ganz anderer Art interpretiert werden. Insofern irrt Priest, wenn er wie oben zitiert annimmt, der Noneismus könne mit jeder Theorie des Möglichen gleichermaßen verbunden werden. Tatsächlich macht die Annahme, das Nichtexistente habe in einer anderen Welt eine bestimmte Menge an Eigenschaften, im Rahmen des Noneismus allenfalls dann Sinn, wenn zugleich auch angenommen wird, in dieser anderen Welt existiert es konkret und in gleicher Weise, wie Dinge in dieser Welt existieren. Damit bietet sich einzig die Lewis'sche Position als Kandidatin an, die zu einer ontologisch mit dem Noneismus konsistenten Gesamtposition führen würde. Der Noneismus in Verbindung mit einer solchen nonaktualistischen Möglichkeitstheorie im Geiste Lewis sähe sich jedoch sofort wieder den oben dargestellten Problemen des Possibilismus ausgesetzt.

### ii. als Fiktivitätstheorie

Fiktive Entitäten, so sind MMM und der Noneismus sich einig, sind nichtexistente Entitäten, die jedoch in anderen möglichen Welten die Eigenschaften tragen, mit denen sie in den relevanten fiktionalen Werken beschrieben werden. Dieser modalmeinong'sche Ansatz unterscheidet sich vom klassischen Meinongianismus insofern, als dass das Charakterisierungsprinzip hier keine unkörperlichen notwendigen Entitäten ausgibt, die Teil unserer Welt sind, sondern konkrete mögliche Entitäten, die Teil einer anderen Welt sind. Zugleich entspricht diese Theorie jedoch nicht dem Possibilismus, da sie annimmt, dass diese möglichen Entitäten identisch sind mit nichtexistenten Entitäten unserer Welt. Die Kombination des Meinongianismus mit dem Possibilismus zum Modalmeinongianismus setzt, wie sich im Folgenden zeigen wird, eine gänzlich andere Analyse von Sprechweisen über Fiktives voraus als die beiden Ausgangstheorien. Priest schreibt

> It is tempting to suppose that fictional objects have the properties they are characterized as having. Thus, Holmes lives in Baker St […]. But the view should be resisted. For a start, such objects cannot actually have all the properties they are characterized as having. In the Doyle novels, for example, Holmes is certainly an existent detective. But he does not exist. (Priest 2005, 117)

Der Name *Sherlock* referiert in unserer Welt auf eine nichtexistente Entität und was nicht existiert, kann kein Detektiv sein. Der Satz *Sherlock ist ein Detektiv* ist insofern nicht unmittelbar wahr. „The objects of fiction […] have the properties they are characterized as having–and the consequences of these–not necessarily at the actual world, but at the worlds that realize the way the story, myth, etc., represents things to be" (Priest 2005, 117). Es ist dieser Umstand, der eine Aussage wie *Sherlock lebt in der Backer St.* adäquat werden lässt, und Priest nimmt an, dass solche Sätze elliptisch sind und in logischer Analyse mit einem vorangestellten Operator versehen werden müssen, sodass der Satz eigentlich zu verstehen ist als „In the way that Doyle represented things in the Holmes stories, Holmes lived in Baker St." (Priest 2005, 117 Fußnote 2).

Priest verwendet hier eine Doppelstrategie, die nicht auf den ersten Blick nachvollziehbar ist. Einerseits verweist er auf die Beschaffenheit Sherlock Holmes in einer möglichen Welt und andererseits auf die Art und Weise, wie Holmes in den relevanten fiktionalen Werken Doyles dargestellt wird. Dieser Umweg über die Beschreibung Holmes' im Werk ist jedoch notwendig. Das Charakterisierungsprinzip, anhand dessen die Entität (oder vielmehr die Entitätenmenge) Sherlock herausgepickt wird, muss zunächst festgelegt werden. Schließlich gibt es nicht nur mögliche Welten, in denen Sherlock so beschaffen ist, wie Doyle ihn beschreibt, sondern auch zahllose Welten, in denen Sherlock ganz anders beschaffen ist und beispielsweise nicht in der Baker Street lebt (zum Beispiel unsere eigene Welt, in der Sherlock laut MMM und Noneismus eine nichtexistente Entität ist!). Doch wenn jemand von Sherlock Holmes redet, so will er nicht über irgendeinen möglichen Holmes reden, sondern über den relevanten Doyle-Holmes. Der Verweis auf das Werk ist somit eine Abkürzung, um das Charakterisierungsprinzip auf die relevante Menge an möglichen Entitäten einzuschränken.

Wieso besteht dann aber überhaupt noch die Notwendigkeit, auf mögliche Welten zu verweisen? Reicht es zur Erläuterung der Aussage, Holmes lebe in der Baker Street, nicht aus, lediglich auf den Inhalt der relevanten Texte zu verweisen? Damit wird die Aussage unter einen intentionalen Operator gestellt, und ihr Wahrheitswert ist dann lediglich davon abhängig, ob der fragliche Gehalt tatsächlich so repräsentiert wird und nicht davon, ob der Gehalt selbst wahr ist. Intentionale Operatoren sind jedoch nur die halbe Miete. Ein Satz wie *Sherlock ist ein Detektiv* bereitet wie zuvor herausgestellt nicht nur Probleme bezüglich seines Wahrheitswertes, sondern auch bezüglich der Referenz und Bedeutung der Satzkonstituente *Sherlock*. Ein intentionaler Operator modifiziert die

Aussage dahingehend, dass sie nur ausdrückt, wie Sherlock *repräsentiert* wird.[55] Bspw. kann gesagt werden: *Ich glaube* (=der Operator), *dass Sherlock ein Detektiv ist*. Dieser Satz kann sicherlich wahr sein. Ebenso kann man sagen: *Doyle stellt es in seinem Werk so dar* (=der Operator), *dass Sherlock ein Detektiv ist*, oder: *Laut dem relevanten Werk* (=der Operator), *ist Sherlock ein Detektiv*. Auch diese Sätze sind sicherlich wahr. Es handelt sich hierbei um eine Paraphrasen-Strategie, bei der die problematische ursprüngliche Aussage mit einer weniger problematischen anderen Aussage vertauscht wird. Wie meine drei Beispiele zeigen, können intentionale Operatoren in ganz verschiedenen Formen auftreten. Gemeinsam haben diese, dass sie angeben, dass etwas auf eine bestimmte Weise *repräsentiert* wird. Der problematische Ausgangssatz wird damit zum Gehalt einer Repräsentation. Der Wahrheitswert der Paraphrase richtet sich dann danach, ob es tatsächlich eine entsprechende Repräsentation mit dem fraglichen Gehalt gibt, und nicht mehr danach, ob der Gehalt als solcher wahr ist. Genauso funktioniert auch Priests Paraphrase. Der Verweis auf die Art und Weise, wie Doyles Werk Holmes darstellt, verschiebt die Wahrheitsbedingungen der Aussage weg von den Eigenschaften Holmes hin auf Eigenschaften der Repräsentation. Doch das ist insofern nur die halbe Miete, als dass die Paraphrase allein das Problem der Wahrheit löst. Weiterhin fraglich bleibt, worauf sich die Konstituenten des Gehalts, hier insbesondere *Sherlock*, jeweils beziehen und was sie bedeuten.

Wenn ich beispielsweise sage, *Ich glaube, dass Sherlock ein Detektiv ist*, dann ist zwar der Wahrheitswert dieser Aussage allein davon abhängig, was meine Überzeugungen sind und nicht davon, wie die Welt ansonsten beschaffen ist. Aber es stellt sich trotzdem weiterhin die Frage, was genau der Gehalt meiner Überzeugung ist. Was bedeutet es, dass Sherlock ein Detektiv ist? Wie kann ich die Adäquatheit meiner Überzeugung bewerten? Um solche Fragen zu beantworten, bedarf es weiterhin Erklärungen zur Bedeutung des Namens Sherlock und zur ontologischen Beschaffenheit seines Referenzobjektes (sofern es eins gibt). Diese Erklärung wird mit Priests Verweis auf nichtexistente Entitäten und ihre Beschaffenheit in anderen möglichen Welten geliefert.

Auch Berto analysiert werkinterne und inhaltsangebende Rede wie Priest mit einer *According-to*-Paraphrase und dem Verweis auf das relevante fiktionale Werk, um das Charakterisierungsprinzip zu bestimmen:

---

[55] Eine hier nicht weiter relevante Frage ist, ob diese intentionalen Operatoren auch *intensionale* Operatoren sind. Da ich mich mit der semantischen Eigenschaft der Intensionalität im Weiteren nicht auseinandersetze, sondern auf die repräsentationale Eigenschaft der Intentionalität abstelle, gebrauche ich die ungebräuchlichere Wendung *intentionaler Operator*, so wie es auch Priest für „intentional verbs with sentential complements“ (Priest 2005, 7) tut.

> [I]nternal fictional discourse […] has to be (minimally) paraphrased. Sentences belonging to internal discourse are taken as true or false *according to* the fiction. […] The [characterization principle] is formulated with reference to the contexts, that is, the worlds, at which objects have the properties they are characterized as having by the stories describing them. (Berto 2011, 330, seine Emphase)

Priests und Bertos Vorschlag zum Verständnis inhaltsangebender und werkinterner Aussagen ist damit ganz ähnlich zur Analyse der *De-re*-Kreationisten. Auch hier wurde gleichermaßen eine Doppelstrategie in Anspruch genommen, indem Aussagen über (und intentionale Gerichtetheit auf) fiktive Entitäten an abstrakte Artefakte angeknüpft wurden, um Referenz und Bedeutung dieser Aussagen zu erklären. Darüber hinaus wurde jedoch auch eine *According-to*-Strategie ergänzend hinzugezogen, um den Wahrheitswert der Aussagen zu erläutern. Eine solche Doppelstrategie, wie sie auch Priest in Anspruch nimmt, weicht damit von der Analyse des Possibilismus und des klassischen Meinongianismus ab. Hier ist die Aussage, Holmes würde in der Baker Street wohnen, unmittelbar wahr, weil die mögliche oder nichtexistente Entität Holmes die entsprechende Eigenschaft hat.

Im *De-re*-Kreationismus werden Aussagen dieser Art mit dem Operator *according-to-the-story* erläutert und damit als Eigenschaftszuschreibungen an ein abstraktes Artefakt angeknüpft. Im Modalmeinongianismus werden diese unter einem intentionalen Operator stehenden Aussagen *de re* an ein nichtexistentes Objekt angeknüpft, was mit dem Verweis auf dessen Status in anderen möglichen Welten erläutert wird. Dabei findet aber anders als im Kreationismus keine bloße Eigenschafts*zuschreibung* statt, da das relevante nichtexistente Objekt die Eigenschaft in den jeweils einschlägigen Welten wirklich tragen soll.[56] Funktion und Bedeutung inhaltsangebender und werkinterner Aussagen lässt sich damit im Rahmen des Modalmeinongianismus grundsätzlich hinsichtlich der eingangs aufgeworfenen Probleme erläutern. Schwieriger ist jedoch die Analyse werkexterner Redeweisen.

Werkexterne Aussagen über Fiktives sind im Rahmen des Modalmeinongianismus *prima facie* problematischer als werkinterne und inhaltsangebende Aussagen, da hierbei fiktiven Entitäten Eigenschaften zugeschrieben werden, die nicht Teil der Beschreibungen der Entitäten durch fiktionale Texte sind, und deshalb auch nicht durch die anhand des Charakterisierungsprinzips bestimmten Entitäten anderer möglicher Welten realisiert werden. Etwa die Aussage

[56] Wenngleich das – wie oben herausgestellt – eine ontologische Verirrung ist.

(3) Hans Castorp ist eine fiktive Figur

ist keineswegs in den möglichen Welten wahr, in denen der *Zauberberg* realisiert ist, denn dort ist Castorp eben genau keine fiktive Figur. Ebensowenig ist diese Aussage *according to the story* wahr. Es scheint also, diese Eigenschaft kommt entweder in der tatsächlichen Welt der nichtexistenten Entität Hans Castorp zu, oder aber die Aussage ist nicht wahr, sondern muss mit einer anderen Paraphrase oder einem anderen Operator gelöst werden.

An dieser Stelle unterscheiden sich Bertos MMM und der Noneismus nach Priest. Berto geht von der ersten Variante aus. Er nimmt die klassische Meinong'sche Position ein, dass es Prädikate gibt, die keine Existenz voraussetzen und dementsprechend auch nichtexistenten Entitäten zukommen können. Hierzu sollen diejenigen Prädikate zählen, die in werkexterner Rede fiktiven Entitäten zugeschrieben werden, wie etwa fiktiv zu sein:

> Apparently true sentences belonging to external discourse, such as "Holmes is a fictional character", or "Holmes is a typical epitome of the Victorian age", need no paraphrase at all: they can be taken at face value, and they are literally true. They can be taken as such, for being a fictional character, or being an epitome, are not existence-entailing properties: Holmes, as a nonexistent object, can actually have them at this world. (Berto 2011, 330).

Diese Annahme ist nicht identisch mit der von Meinong selbst, da er wesentlich mehr Prädikate von Existenzimplikationen freispricht, aber der Unterschied ist rein quantitativer und nicht qualitativer Natur. Weiterhin gibt es kein Kriterium dafür, welche Eigenschaften in welche Kategorie fallen sollen, außer dass in höchstem Maße *ad hoc* genau die Prädikate als nicht existenzimplizierend genommen werden, die in werkexternen Aussagen ansonsten Probleme bereiten würden. Es gilt hier also weiterhin die Kritik, die bereits oben für Meinongs eigene Theorie hervorgebracht wurde (vgl. S. 117). Darüber hinaus scheint Bertos Annahme, dass ausgerechnet die Prädikate werkexterner Rede nicht existenzimplizierend sein sollen, völlig verfehlt, schließlich gehört gerade eine Vielzahl von ontologisierenden Aussagen in den Bereich werkexterner Rede, beispielsweise die Behauptung, es existiere eine literarische Figur Namens Sherlock Holmes, oder Doyle habe Sherlock Holmes erschaffen. Sicherlich ist mindestens letztere Aussage eine, von der auch Berto entweder annehmen muss, dass sie falsch ist, oder aber dass sie mit einer Paraphrase erklärt werden muss.

Priest geht hingegen den zweiten Lösungsweg und nimmt an, dass sich werkexterne Rede mit ontologisch unproblematischen Paraphrasen erläutern lässt. Zwar führt er nie

systematisch aus, wie werkexterne Rede im Gegensatz zu -interner analysiert werden muss (tatsächlich trifft er diese Unterscheidung gar nicht explizit). Aber er analysiert einige Beispiele, die weiteren Aufschluss geben. So beschäftigt er sich beispielsweise mit der Aussage „Doyle created Holmes when he wrote the stories in question“ (Priest 2005, 118). Entsprechend der Ontologie des Noneismus kommt er zu dem Ergebnis, dass diese Aussage unmöglich wahr sein kann. Stattdessen nimmt er an, die Aussage entspreche in etwa der Behauptung: „Doyle was the first to imagine Holmes“ (Priest 2005, 118). Hier wird wie bei seiner Analyse werkinterner Rede der Wahrheitswert der Aussage mithilfe eines intentionalen Operators auf einen repräsentationalen Zustand verschoben. Der Gehalt dieser Repräsentation umfasst zwar weiterhin Holmes, aber dies lässt sich wie oben mit Verweis auf das nichtexistente Objekt Holmes und dessen Eigenschaften in anderen möglichen Welten erklären.

Aber auch Priest kommt letztlich nicht ohne Prädikate aus, von denen er annehmen muss, dass sie keine Existenz implizieren. So hat nach der Paraphrase „Doyle was the first to imagine Holmes“ das nichtexistente Objekt Holmes offensichtlich in unserer Welt die Eigenschaft, Gegenstand intentionaler Gerichtetheit zu sein. Das gilt auch für seine Analysen werkinterner und inhaltsangebender Rede; andernfalls scheitert die ganze Erklärungsstrategie des Noneismus. Nur wenn die nichtexistenten Entitäten unserer Welt die Anknüpfungspunkte von Referenzen und Intentionalität sein können, lassen sich die entsprechenden Rätsel der Sprechweisen über Nichtexistentes mit Priests Vorschlag lösen. Priest geht auch davon aus, dass Doyle der erste war, „to give the character imagined that name, which we now use to refer to him“ (Priest 2005, 120). Die nichtexistente Entität Holmes ist also auch Träger eines Namens. Tatsächlich lässt Priest also Prädikate zu, die keine Existenz implizieren, und er tut dies auch ganz explizit: „Some predicates are existence-entailing in some arguments, but not others. Intentional predicates are a prime example of this. Thus, if *a* fears *b*, or thinks of *b*, or worships *b*, then *a* must exist but *b* may or may not” (Priest 2005, 60).

Tatsächlich ist diese Annahme für jede Meinong’sche Position notwendig, zeichnen sich diese doch gerade durch die Annahme aus, dass das Nichtexistente Gegenstand von Sprache und Gedanken sein kann. Die Annahme, dass intentionale Prädikate keine Existenz voraussetzen, sieht sich auch nicht dem *gerrymandering* Vorwurf ausgesetzt. Das Phänomen des scheinbar unproblematischen intentionalen Bezugs auf Nichtexistentes begegnet uns in einer Vielzahl von Kontexten, sodass von der Möglichkeit dieses Bezugs auszugehen, wie eine bloße Beschreibung anmutet und nicht wie der Versuch eine problematische Theorie zu retten. Auch ist mit der Eingrenzug auf

intentionale Prädikate erstmals ein klares Prinzip zur Unterscheidung von existenzimplizierenden und -nichtimplizierenden Prädikaten gegeben. Jedoch lässt sich diese Eingrenzung leider nicht durchhalten, wie Priest auch sofort zugibt: „It is clear, however, that some non-intentional predicates are not existence-entailing. Thus, logical predicates, such as identity, are not: even if *a* does not exist, it is still true that *a* is self-identical" (Priest 2005, 60). So fehlt auch Priest schließlich ein eindeutiges Unterscheidungsprinzip und er muss sich wie Parsons darauf zurückziehen zu sagen: „My aim here is not to enter into debates concerning this" (Priest 2005, 60).

So ergibt sich sowohl für MMM als auch für den Noneismus, dass werkexterne Rede zu verstehen ist als eine Mischung aus unproblematisch wahren Sätzen einerseits und Ellipsen, die mithilfe von intentionalen Operatoren analysiert werden müssen, andererseits. Die Aussage *Holmes heißt Holmes* ist schlicht wahr; *Holmes ist eine Kreation Doyles* muss hingegen mit einer Paraphrase analysiert werden. Beide Analysen setzen aber schließlich voraus, dass das Nichtexistente einige Eigenschaften tragen kann, deren Menge sich jedoch nach keinem klar formulierten Prinzip einzugrenzen lassen scheint.

### iii. und Literaturwissenschaft

Der Modalmeinongianismus kann in Verbindung mit einer Paraphrasen-Strategie Sprechweisen über und intentionale Gerichtetheit auf fiktive Entitäten erklären. Dabei wird jedoch eine Ontologie mit extrem fragwürdigen Implikationen vorausgesetzt, die bis an das Unverständliche grenzt, wenn beispielsweise angenommen wird, das Nichtexistente trüge in ebenfalls nichtexistenten anderen Welten die Eigenschaft der Existenz. Wird die Ontologie des Noneismus und MMM jedoch vertreten, so ergeben sich weiterhin Implikationen für bestimmte in der Literaturwissenschaft verbreitete Annahmen, die ebenfalls die ontologische Haltbarkeit des Modalmeinongianismus infrage stellen. Zugleich kann der Modalmeinongianismus jedoch eine Zahl von Phänomenen adäquat beschreiben, an denen zuvor besprochene Theorien gescheitert sind, was erklären mag, warum er weiterhin als Fiktivitätstheorie verbreitet ist.

Als ein zentrales Problem des nonaktualistischen Possibilismus wurde die Unmöglichkeit einer eindeutigen Individuation fiktiver Entitäten mangels ihrer hinreichenden Beschreibung erkannt (vgl. S. 83). Im aktualistischen Possibilismus tritt dieses Problem nicht gleichermaßen auf, da hier die verschiedenen möglichen Entitäten trotz ihrer qualitativen Unterschiedlichkeit numerisch identisch *qua* Stipulation sein sollen. Im klassischen Meinongianismus tritt das Problem ebenfalls nicht auf, da hier keine

vollständigen Entitäten erforderlich sind und die Beschreibungen also genau denjenigen nichtexistenten Entitäten entsprechen, die selbst das entsprechende unvollständige Set an Eigenschaften haben (vgl. S. 114). Ob das Individuationsproblem im Modalmeinongianismus vermieden werden kann, hängt davon ab, ob eine aktualistische oder eine nonaktualistische Möglichkeitstheorie hinzugezogen wird. Mit einer nonaktualistischen Theorie würde das Problem aus dem Possibilismus in den Modalmeinongianismus importiert.[57]

Ein Modalemeinongianismus, wie Priest ihn vertritt, in dem mögliche Welten selbst nicht existieren, vermeidet das Invidiuationsproblem jedoch genau wie der Aktualismus, da die zahlreichen verschiedenen möglichen Entitäten, die alle ihrer Beschaffenheit nach der Beschreibung eines Werkes entsprechen und somit nach dem Charakterisierungsprinzip identifiziert werden, jeweils numerisch identisch sind. Diese Vielzahl numerisch identischer möglicher Entitäten entspricht zudem auch einer nichtexistenten Entität in unserer Welt, an die sämtliche Referenzen angeschlossen werden können. Doch selbst wenn es anders als im Nonaktualismus damit nicht mehrere Entitäten gibt, die alle Sherlock sind, sondern aufgrund der Identität dieser vermeintlich verschiedenen Entitäten letztlich nur eine, bleibt doch unklar, was hier genau die Identitätsbedingungen für diese Entität sein sollen: „That an object has a certain identity is just how things are“ (Priest 2005, 90) ist als Antwort nicht besonders befriedigend, wenn von Entitäten, die qualitativ keinerlei Eigenschaften teilen, numerische Identität behauptet wird.

Dass eine Menge qualitativ unterschiedlicher möglicher Entitäten numerisch identisch sein soll, mag als ontologische Annahme insofern schwer verständlich sein. Sie löst aber die im klassischen Meinongianismus auftretenden Probleme der Transweltidentität und nachträglichen Erweiterung des Charakterisierungsprinzips durch Fortsetzungen (vgl. S. 118). Nach Meinongs Theorie und der Parsons’schen Anwendung entspricht dem Eigenschaftenset aus dem Charakterisierungsprinzip immer nur genau eine nichtexistente Entität. Bei Transweltidentitäten zwischen fiktiven Entitäten, die gänzlich unterschiedlichen Werken entspringen, kann nach dem klassischen Meinongianismus daher nicht tatsächlich von einer Identität der Figuren im ontologischen Sinne ausgegangen werden, da diese mit verschiedenen Charakterisierungsprinzipen identifiziert werden und somit auch verschiedene nichtexistente Entitäten ausgegeben werden. Dies resultiert wie oben herausgestellt nicht nur in dem Problem, dass der Sherlock Holmes Doyles nicht die gleiche Entität sein kann wie der Holmes der BBC-

[57] Insofern ist das Problem unvermeidlich, wenn man meiner obigen Annahme folgt, dass sich der Modalmeinongianismus nicht konsistent mit einem Aktualismus verbinden lässt.

Serie von 2011, sondern sogar in dem noch unintuitiveren Ergebnis, dass sich das Eigenschaftenset fiktiver Objekte nicht erweitern lässt, ohne dass sich auch die Referenz auf ein anderes Objekt verschiebt und somit der Holmes des ersten Bandes ontologisch verschieden von dem des zweiten ist. Priest teilt deshalb einen wesentlichen Punkt der Meinong'schen Theorie nicht: Er nimmt an, dass das Charakterisierungsprinzip nicht genau eine, meist unvollständige Entität ausgibt, sondern eine Vielzahl von Welten, in denen die fragliche Eigenschaftenmenge jeweils erfüllt ist. „When the first story […] was written, there were some worlds that realized that story […]. As more and more stories were written, the class of worlds gradually became further constrained by the representation (though never to a single world)" (Priest 2005, 120f). Weil jedoch, wie eben am Individuationsproblem dargestellt, all die durch das Charakterisierungsprinzip in verschiedenen Welten identifizierten Entitäten numerisch identisch sind, ändert sich zu keinem Zeitpunkt die Referenz von einer Entität auf eine andere. Die Menge an verschiedenen Holmes Figuren wird zwar kleiner, aber da diese trotz ihrer Unterschiedlichkeit alle numerisch die gleiche Entität sind, war in jedem Werk stets ebenso von der gleichen in unserer Welt nichtexistenten Entität die Rede.

Die Erweiterung des Charakterisierungsprinzips löst neben dem Problem der Transweltidentität auch das oben für den klassischen Meinongianismus identifizierte Problem der Sets identischer Gegenstände, wie es Parsons anhand der Geschichte vom Drachen Schaub und seinen zehn goldenen Ringen darstellt (vgl. S. 120). Demnach sind alle fiktiven Entitäten, die gleich beschrieben werden, auch die gleiche Entität, da nach dem klassischen Charakterisierungsprinzip jeder Kombination von Eigenschaften nur genau eine nichtexistente oder existente Entität entspricht.

Durch Priests Erweiterung des Charakterisierungsprinzips gibt dieses im Modalmeinongianismus jedoch anders als im klassischen Meinongianismus nicht nur genau die mögliche Entität aus, die der Eigenschaftenkombination exakt entspricht, sondern auch diejenigen möglichen Entitäten, die zwar die Eigenschaften der Beschreibung haben, aber darüber hinaus auch noch weitere Eigenschaften. Der klassische Meinong'sche Holmes beispielsweise hat weder die Eigenschaft, eine Tante zu haben, noch die Eigenschaft, keine Tante zu haben. Er ist unvollständig. In Priests Noneismus werden über das Charakterisierungsprinzip jedoch neben dem unmöglichen Holmes, der *weder* eine Tante *noch* keine Tante hat, außerdem auch der mögliche Holmes *ohne* Tante sowie der mögliche Holmes *mit* Tante ausgegeben. Durch diese Erweiterung des Charakterisierungsprinzips wird deshalb auch das Problem mit Schaubs Ringen vermieden. Zwar werden die zehn Ringe alle genau identisch beschrieben, aber anhand

dieser Beschreibung werden auch diejenigen möglichen Ringe Schaubs identifiziert, die zusätzlich noch weitere Eigenschaften haben. Anders als im klassischen Meinongianismus können die Ringe also qualitativ und numerisch verschieden sein und es ist nicht mehr notwendig, von dem ontologisch kontraintuitiven Ergebnis auszugehen, Schaub habe zehnmal den numerisch gleichen Ring.

Der Modalmeinongianismus präsentiert sich soweit also als erfolgreicher darin, sowohl Probleme des Possibilismus als auch solche des klassischen Meinongianismus zu vermeiden, wie sich an den Beispielen des Individuationsproblems, der Transweltidentität und dem Zusammenfall von qualitativer und numerischer Identität gezeigt hat. Einige andere Probleme der Ausgangstheorien bleiben jedoch bestehen, und auch neue treten hinzu. So sind etwa auch hier wie im Possibilismus Metalepsen ausgeschlossen, selbst wenn man die ontologischen Implikationen des Noneismus ignoriert und ihn als eine bloß logisch-semantische Interpretation der Sprechweisen über Fiktives versteht. Denn auch in einer Interpretation möglicher Welten als beispielsweise Sets von Sätzen kann es keinen Austausch zwischen diesen Welten geben: Entweder es handelt sich um zwei Sets oder um ein Set. Die in fiktionalen Werken mögliche Überschreitung von *per definitionem* kausal getrennten Welten lässt sich also auch hier nicht adäquat analysieren. Entweder die Welten waren tatsächlich nie getrennt, sondern in Wirklichkeit immer eine Welt, oder die Überschreitung kann nie stattgefunden haben. Beides ist als Beschreibung von Metalepsen jedoch inadäquat. Hier muss also abermals angenommen werden, einige inhaltsangebende Sprechweisen seien von der tatsächlichen Ontologie des Fiktiven entkoppelt.

Ein weiteres Rätsel wird durch das Charakterisierungsprinzip aufgegeben, wenn Streit über dessen Inhalt besteht. Das Prinzip identifiziert mögliche Entitäten anhand der Beschreibung der Entitäten im jeweils relevanten Werk. Doch diese Beschreibungen sind komplex und der Interpretation offen, sodass einige Uneinigkeit dazu bestehen kann, welche Eigenschaften eine fiktive Entität genau haben mag. Grundsätzlich ist dies eine Frage der hier nicht gegenständlichen Interpretationstheorie. Jedoch gibt die Offenheit von Interpretationen auch ein ontologisches Rätsel bezüglich der Individuation von Entitäten auf. Normalerweise würden zwei streitende Interpreten sich über die Eigenschaften der *Figur XY aus dem-und-dem Werk* streiten. Doch dabei wird zur Individuation auf externe Eigenschaften zurückgegriffen, um sich überhaupt darauf zu einigen, dass man über die gleiche Figur spricht: Man streitet sich beispielsweise über die Beschaffenheit von *Doyles Holmes-Figur*. Doch die Beschreibung, anhand derer Sherlock identifiziert werden kann (wenn auch in einer anderen Welt), darf nicht die Eigenschaft

beinhalten, von Doyle erschaffen worden zu sein, oder in irgendeiner anderen Weise von ihm abhängig zu sein. Andernfalls wird eine Welt herausgepickt, in der Doyle ein göttliches Wesen ist, das tatsächliche Personen erschaffen kann, und diese Welt entspricht sicherlich nicht den relevanten Erzählungen.[58] Teil des Charakterisierungsprinzips dürfen nur werkintern genannte Eigenschaften sein, jedoch keinerlei werkexterne Eigenschaften. Der Verweis auf die Gegebenheiten in anderen Welten hilft hier also nicht; Holmes Status als nichtexistente Entität ist völlig unabhängig von den Aktivitäten Doyles. Er hat nicht existiert, bevor Doyle irgendetwas getan hat, und er existiert auch hinterher nicht: „Doyle's activities did not determine Holmes's status" (Priest 2005, 120). Wenn aber manche Interpreten die fragliche Entität anhand des Charakterisierungsprinzips a[x] identifizieren, andere jedoch anhand von a[x*], so werden unterschiedliche nichtexistente Entitäten ausgegeben. Die normalerweise zur Verfügung stehende Möglichkeit, sich anhand werkexterner Eigenschaften über die Individuation der Entität zu einigen, steht hier jedoch nicht zur Verfügung, wird der Modalmeinongianismus ontologisch ernst genommen.

### iv. Zwischenkonklusion

Der Modalmeinongianismus kann eine ganze Reihe an Problemen sowohl des Possibilismus als auch des Meinongianismus vermeiden und zugleich die Rätsel der Referenz und intentionalen Gerichtetheit auf fiktive Entitäten erläutern. Erfolgreich ist er insbesondere als logisch-semantisches System zur Analyse der Rede über Fiktives.

Dieser Erfolg besteht jedoch nur solange die ontologischen Implikationen dieser Systeme nicht berücksichtigt werden. Werden die ontologischen Voraussetzungen dieser Logiken ernst genommen, wirft der Modalmeinongianismus mehr Fragen auf, als er beantwortet. Obwohl auch dann einige der Probleme seiner Väter, dem Possibilismus und klassischen Meinongianismus, vermieden werden können, so doch nur unter Schaffung neuer Probleme. Hierunter ist besonders herausstechend seine an das Unverständliche grenzende ontologische Zentralannahme. Demnach ist eine fiktive Entität eine nichtexistente Entität, die einer Vielzahl von qualitativ verschiedenen aber numerisch identischen möglichen Entitäten entspricht, die in anderen möglichen und unmöglichen Welten genau diejenigen Eigenschaften tragen, mit denen sie in den relevanten literarischen Werken beschrieben werden, inklusive der Eigenschaft der Existenz, obwohl die möglichen und unmöglichen Welten, in denen sie existieren, selbst nicht existent sind.

[58] Das Problem tritt damit nicht nur im Modalmeinongianismus, sondern auch im klassischen Meinongianismus auf, wo die werkexternen Eigenschaften ebenfalls nicht Teil des Charakterisierungsprinzips sein können, weil sie als extranuklear einzustufen sind.

Diese Annahme mag zwar, wie Priest und Berto es vormachen, in ein konsistentes logisches System überführt werden können. Als ontologische Position lässt sie sich jedoch, wie Reicher es tut, bestenfalls großzügig als „schwer zu verstehen“ (Reicher 2014, 172) bezeichnen.

Hinzunehmen wäre dieses ontologische Bild allenfalls, wenn es großen Erklärungswert für eine Vielzahl von Problemen bezüglich fiktiver Entitäten hätte. Doch der Erklärungswert, den der ontologische Teil des Modalmeinongianismus für die Rede über Fiktives trägt, ist minimal. Alle drei einleitend unterschiedenen Sprechweisen werden mit Paraphrasen analysiert, von denen die meisten mithilfe von intentionalen Operatoren funktionieren. Allein das Problem der intentionalen Gerichtetheit innerhalb dieser Operatoren wird durch den Verweis auf die Beschaffenheit des Nichtexistenten in anderen Welten erklärt. Genau wie im Realismus müssen auch im Modalmeinongianismus zahlreiche gebräuchliche Sprechweisen als von der eigentlichen Ontologie des Fiktiven entkoppelt verstanden werden. Genau wie bei den Theorien des Realismus fehlt es dann aber auch hier an einer zentralen Motivation und Grundlage zur Plausibilisierung dieser Position.

Der Modalmeinongianismus teilt insofern letztlich das zentrale Problem des klassischen Meinongianismus. Es fällt schwer, eine Interpretation des Modalmeinongianismus zu finden, die tatsächlich frei von positiven ontologischen Annahmen ist. Sobald solche Annahmen jedoch gemacht werden, wird diese Theorie immer inkompatibel mit einer Reihe von Sprechweisen über fiktive Entitäten, die dann mit einer alternativen Strategie als von der Ontologie des Fiktiven entkoppelt erklärt werden müssen. Wird eine solche Entkoppelung jedoch in die Theorie eingeführt, erscheint es sogleich als unnachvollziehbar, warum andere Sprechweisen gegenüber den entkoppelten ernst genommen werden sollten und warum die einen als Evidenz für die Theorie dienen und die anderen nicht.

Das Problem ist für den Modalmeinongianismus jedoch gegenüber dem klassischen Meinongianismus abgeschwächt. Probleme bereiten hier weiterhin vor allem werkexterne Sprechweisen, die teilweise damit erklärt werden müssen, dass nichtexistente Entitäten tatsächlich einige Eigenschaften tragen können. Jedoch ist mit Priests Antwort, dabei handele es sich in erster Linie um intentionale Eigenschaften, ein überzeugendes Kriterium gefunden, dem nicht der Vorwurf gemacht werden kann, *ad hoc* zu sein.

Insofern zeichnet sich ab, dass der Modalmeinongianismus (insbesondere Priests Noneismus) eine erfolgreiche Erklärung von Sprechweisen über Fiktives (und

Nichtexistentes im Allgemeinen) liefern könnte, wenn er erfolgreich von ontologischen Implikationen befreit werden könnte und insofern in einer antirealistischen Variante zu formulieren wäre. Priests eigener Vorschlag ist davon jedoch weit entfernt.

Soweit die ontologischen Annahmen des Modalmeinongianismus beibehalten werden, bleibt sein größtes Problem, dass diese Ontologie völlig unverständlich ist und darüber hinaus, auch wenn sie einige Probleme des klassischen Meinongianismus und des Possibilismus vermeiden kann, weiterhin im Konflikt zu gebräuchlichen Sprechweisen über das Fiktive steht, die insbesondere auch in literaturwissenschaftlichen Kontexten auftreten, wie sich am Beispiel der Metalepse zeigt.

# 5 Konklusion Meinongianismus

Meinong'sche Theorien zeigen, dass die Quine'schen Prinzipien der Metaontologie nicht notwendig oder natürlich sind, sondern sich grundsätzlich auch nachvollziehbare Ontologien formulieren lassen, die auf anderen Annahmen beruhen. Das betrifft insbesondere das Prinzip der ontologischen Festlegung: Quantifikation kann als bloß sprachlicher Vorgang ohne ontologische Existenzimplikationen verstanden werden. Diese Annahme lässt sich in unterschiedlichen logischen und semantischen Systemen ausbuchstabieren. Die Meinong'schen Varianten dieser Annahme teilen hierbei die kontraintuitive Vorstellung, dass auch das Nichtexistente Träger von Eigenschaften sein kann, entweder direkt oder über den Umweg möglicher Welten.

Wesentliches Problem der dargestellten Meinong'schen Theorien sind die ontologischen Restbestände ihrer Annahmen. Die grundsätzliche Idee, dass sich auch über Nichtexistentes wahrheitsgemäß sprechen lässt, ist zunächst ontologisch neutral und scheint der sprachlichen Evidenz zu entsprechen. Doch sowohl der klassische Meinongianismus als auch der Modalmeinongianismus machen darüber hinausgehende ontologische Annahmen, die sogleich zu Problemen führen, sowohl was die theorieinterne Plausibilität angeht als auch was ihren Erklärungswert für alltägliche und literaturwissenschaftliche Sprechweisen betrifft.

Die Kernannahme des Meinongianismus, es lasse sich wahrheitsgemäß über Nichtexistentes urteilen, steht programmatisch dem Prinzip der ontologischen Festlegung entgegen. Dass dann aus Sprechweisen über das Nichtexistente dennoch Konsequenzen für eine positiv bestimmte Ontologie des Nichtexistenten gezogen werden, scheint schon methodisch widersprüchlich.

> These various devices look like voodoo metaphysics. It is hard to escape the impression that they are tricks designed to camouflage a contradiction, tricks whereby ontological respectability is offered to King Lear and his cohorts with one hand only to be taken back with the other. (Walton 1990, 385)

Der Kern des Problems liegt in dem zugrunde liegenden Verständnis von *Wahrheit*. Die Urteile über das Fiktive sind letztlich deshalb wahr, weil sie der Beschaffenheit Meinong'scher Entitäten entsprechen, die entweder in dieser oder anderen Welten tatsächlich goldene Berge sein können. Dem scheint also ein korrespondenztheoretisches Verständnis von Wahrheit zu unterliegen, das jedoch seinem Wesen nach das Prinzip der ontologischen Festlegung voraussetzt.

„The basic idea of the correspondence theory is that what we believe or say is true if it corresponds to the way things actually are—to the facts“ (Glanzberg 2014, SEP). Nach der Korrespondenztheorie kann die Behauptung, Sherlock sei ein Detektiv, nur dann wörtlich wahr sein, wenn Sherlock ein Detektiv ist. Diese Analyse ist also darauf angewiesen, dass Etwas Sherlock ist und die Eigenschaft hat, ein Detektiv zu sein. Soll die Korrespondenztheorie aufrechterhalten werden und die Aussage wahr sein, muss es also entweder etwas geben, das Sherlock ist (das ist die Antwort des Realisten), oder etwas Nichtexistentes muss Sherlock und ein Detektiv sein können (das ist die Antwort des Meinongianers). So kommt das Nichtexistente zu Eigenschaften, die es im Fall des klassischen Meinongianismus in dieser Welt und im Fall des Modalmeinongianismus in einer anderen Welt trägt.

Sollen diese ontologischen Restbestände vermieden werden und die Behauptung, Sherlock sei ein Detektiv, dennoch wahr sein, so kann das Prinzip der ontologischen Festlegung nur gemeinsam mit der Korrespondenztheorie der Wahrheit aufgegeben werden; ein naheliegender und konsequenter weiterer Schritt, den die dargestellten Theorien jedoch nicht gehen. Alternativ lässt sich der in RWR vorgezeichnete Weg des Antirealismus beschreiten, der im folgenden Kapitel gegenständlich ist.

# IV Antirealismus

## 1 Einleitung

Antirealistische Theorien fiktiver Entitäten verneinen deren Existenz. Die Behauptung, Holmes sei ein Detektiv, kann nach diesem Bild also auf keine Entität referieren. Anders als der Meinongianer geht der Antirealist jedoch auch grundsätzlich davon aus, dass es keine nichtexistenten Gegenstände gibt, die Eigenschaften tragen könnten. Aussagen über fiktive Entitäten lassen sich insofern im Antirealismus weder durch Referenzen auf fiktive noch auf nichtexistente Entitäten erklären. Dies gilt unabhängig davon, ob eine solche Aussage als textinterne Aussage Teil des fiktionalen Sprechens ist, ob ein den Inhalt wiedergebender Leser sie ausspricht, oder ob sie als werkexterne Aussage in einem textanalytischen Kontext steht.

Die aus der Einleitung zum Kapitel *Realismus* bekannten Argumente für die Existenz des Fiktiven basieren in erster Linie auf sprachtheoretischen Erwägungen. Entsprechende Erwägungen nehmen im Diskurs der Antirealisten eine ganz andere Rolle ein. Hier werden sprachtheoretische Punkte nicht in erster Linie vorgebracht, um positiv einen Antirealismus zu begründen, sondern um negativ den Realismus anzugreifen, indem aufgezeigt wird, dass die vermeintlich problematischen, nur mit einem Realismus zu erklärenden sprachlichen Phänomene sehr wohl ohne die Annahme des Fiktiven erläutert werden können.

Nach einem sprachtheoretischen Argument, das regelmäßig vorgebracht wird, ist es schon begrifflich wahr, dass das Fiktive nicht existiert (vgl. Reicher 2014, 161). Positive Gründe, die für einen Antirealismus sprechen sollen, sind in der Regel jedoch nicht sprachtheoretischer Natur. Vor allem wird auf Intuitionen zum ontologischen Status des Fiktiven abgestellt. Diese Intuitionen sind zwar, wie in der Einleitung herausgestellt, nicht konsistent und können suggestiv mit widersprüchlichen Ergebnissen abgefragt werden. Aber der intuitive Reiz ist sicherlich groß, der Behauptung zuzustimmen, Fiktives existiere nicht. Das mag von der notorischen Abwesenheit fiktiver Entitäten herrühren, die uns außerhalb von Sprache und Gedanken nicht begegnen. Tatsächlich stellt auch das vermeintlich sprachtheoretische Argument, es sei schon begrifflich wahr, dass das Fiktive nicht existiere, letztlich auf eine Intuition ab, namentlich die Intuition, dass es sich bei dieser Behauptung um einen analytischen Satz handelt.

Der Antirealismus kann aufgrund der intuitiven Überzeugungskraft dieser Annahme komfortabel davon ausgehen, die naheliegendere Antwort zu haben und die Beweislast

dem Realisten zuschrieben. Das ist auch methodisch gerechtfertigt, ist es doch ein in der Ontologie verbreitetes Prinzip, dass im Streitfall die Beweislast bei demjenigen liegt, der die Existenz einer Entität behauptet. Die Theorie, die ein Phänomen mit weniger ontologischen Voraussetzungen erklären kann, gilt nach dem Prinzip der Sparsamkeit gemeinhin als die bessere. „Most philosophers believe that, other things being equal, simpler theories are better“ (Baker 2013, SEP). Was ontologische Annahmen angeht, wird dieses methodische Prinzip meist als *Ockhams Razor* bezeichnet und in etwa wie folgt formuliert: „Other things being equal, if $T_1$ is more ontologically parsimonious than $T_2$ then it is rational to prefer $T_1$ to $T_2$“ (Baker 2013, SEP).

Antirealistische Theorien sehen sich damit vor der Aufgabe, das literaturwissenschaftliche und alltägliche Sprechverhalten, aber auch das literarische Sprechen in fiktionalen Texten, das die Existenz fiktiver Entitäten vorauszusetzen scheint, auf eine Art zu erläutern, die scheinbare ontologische Festlegungen auf das Fiktive vermeidet. Zu kurz ist dabei die Antwort, alle Sprechweisen über Fiktives seien schlicht falsch. Hier ist eine Erklärung schuldig, warum sie mindestens adäquat und gebräuchlich sind. Nur dann besteht ernsthaft die Chance, dass die sparsamere antirealistische Theorie den gleichen Erklärungswert hat wie die realistische und insofern das Ockham’sche Kriterium „other things being equal“ erfüllt ist. Und mehr noch: Es reicht nicht aus, bloß Sprechweisen über Fiktives ohne ontologische Festlegungen zu erklären. Auch intentionale Gerichtetheit auf Fiktives mag erklärungsbedürftig sein.

> It would seem that real people can, and frequently do, have psychological attitudes toward merely fictional entities, despite the impossibility of physical intervention. Readers or spectators detest Iago, worry about Tom Sawyer, and Becky lost in the cave, pity Willy Loman, envy Superman (Walton 1978, 5f).

Dem Antirealisten stellen sich insofern die folgenden Fragen, die Gegenstand dieses Kapitels sind: Wenn ich über Sherlock Holmes rede, Angst vor Dracula habe, hoffe, dass Harry Potter gegen Voldemort gewinnt und überzeugt bin, dass Hans Castorp sieben Jahre in Davos war, wie sind diese Phänomene zu erklären, ohne die Existenz des Fiktiven vorauszusetzen? Und was für eine Eigenschaft bezeichnet der Begriff der *Fiktivität* überhaupt, wenn es nichts Fiktives gibt? Der Antirealismus bezüglich fiktiver Entitäten bedeutet notwendig, dass Fiktivität keine eigenständige ontologische Kategorie mehr bezeichnet. Was fiktiv ist, existiert nicht. Aber nicht alles, was nicht existiert, ist auch fiktiv. Insofern ist Fiktivität nicht einmal identisch mit dem ontologischen Status der Nichtexistenz. Was ist der Unterschied zwischen fiktiven Entitäten, die nicht existieren und anderen Entitäten, die nicht existieren? *Fiktivität* bezeichnet offenbar einen

Spezialfall nichtexistenter Entitäten, namentlich solche nichtexistenten Entitäten, die in fiktionalen Werken auftauchen. Der Begriff *Fiktivität* scheint also abhängig zu sein vom Begriff *Fiktionalität*, der dementsprechend in diesem Kapitel eine größere Rolle spielt als bisher. Insbesondere zwei von oben bereits oberflächlich bekannte Strategien, die Rätsel des Fiktiven antirealistisch zu lösen, werde ich im Folgenden untersuchen: Die Verwendung von Paraphrasen und intentionalen Operatoren.

# 2 Paraphrasen

## i. Einleitung

Eine naheliegende Antwort auf das Problem der Rede über fiktive Entitäten ist es, die problematischen Sprechweisen mit unproblematischen Alternativen zu erklären. Diese Strategie ist bereits aus dem Realismus hinreichend bekannt, denn auch dort kommen immer wieder Aussagen vor, die sich mit den jeweils vorgeschlagenen ontologischen Theorien nicht konsolidieren lassen und deshalb eine alternative Strategie zu ihrer Erklärung nötig machen. Besonders häufig zur Anwendung kommt dabei die *According-to*-Strategie, mit der insbesondere inhaltsangebende Sätze analysiert werden. Beispielsweise stößt wie gesehen der Kreationismus auf das Problem, dass entsprechend seiner Ontologie eine fiktive Entität kein Detektiv sein kann. Hier bedarf es daher einer zusätzlichen Strategie, um die Adäquatheit der Aussage *Sherlock ist ein Detektiv* zu erklären. Die Annahme, bei der Aussage handele es sich um eine Ellipse, bei der der vorangestellte Operator *according to the story* unter den Tisch gefallen ist, liefert eine solche Erklärung. Die problematische Aussage ist demnach durch eine eigentlich gemeinte andere Aussage zu ersetzen, die ohne die fragwürdige Prädikation auskommt. Die *According-to*-Strategie findet sich in einer Vielzahl von Fiktivitätstheorien, unabhängig von ihren sehr unterschiedlichen ontologischen Ausgangspositionen.

Diese Strategie zur Erklärung (in erster Linie) inhaltsangebender Sprechweisen wird immer dort gebraucht, wo die vermeintlich tatsächliche Ontologie fiktiver Entitäten im Widerspruch zu gebräuchlichen Sprechweisen über diese steht. Dementsprechend ist sie auch für den Antirealismus einschlägig, bei dem so gut wie alle Sprechweisen *prima facie* im Widerspruch zur Ontologie des Fiktiven stehen, indem sie scheinbar voraussetzen, dass diese überhaupt eine positive Ontologie haben, obwohl nach der zentralen Annahme des Antirealismus tatsächlich keine solche gegeben sein kann. Auch hier mag es daher hilfreich sein, inhaltsangebende Aussagen über fiktive Entitäten mithilfe einer *According-to*-Strategie zu analysieren.

Obwohl diese Strategie an vielen Stellen zur Anwendung kommt, gibt es jedoch unterschiedliche Auffassungen dazu, wie sich die unproblematischen *According-to*-Aussagen zu den problematischen alltäglichen Sprechweisen verhalten. So nimmt beispielsweise Sainsbury an, inhaltsangebende Aussagen ließen sich als wahre Behauptungen verstehen, wenn man annimmt, sie seien „(implicitly) prefixed by an object language operator from the family ‘According to fiction’“ (Sainsbury 2005, 203). Hier bezeichnet Sainsbury den Operator als *implicit*. Er scheint also davon auszugehen,

dass die gebräuchliche Aussage *Sherlock ist ein Detektiv* tatsächlich elliptisch ist und der Operator also mitgedacht werden soll. Werkexterne Aussagen behandelt er jedoch anders: „We have to say that the problematic apparent truths are really falsehoods, though we can normally without much effort find literal truths which the falsehoods can be regarded as failed attempts to state“ (Sainsbury 2005, 208). In diesem zweiten Zitat ist nicht mehr die Rede von einer Ellipse. Stattdessen scheint es hier Sainsburys Annahme zu sein, dass die problematische Aussage falsch ist und eigentlich etwas anderes gesagt werden sollte. Dementsprechend ist die Lösung hier, die Aussage durch eine andere zu ersetzen, die einer hypothetischen eigentlichen Intention entspricht, oder sie als solche zu paraphrasieren.[59]

Die unterschiedlichen Beziehungen zwischen der ursprünglichen und der alternativen Aussage werden im Diskurs nicht einheitlich bezeichnet. Unabhängig von den Namen, die hierfür verwendet werden, ist aber darauf hinzuweisen, dass es sich um verschiedene Fälle mit ganz unterschiedlichen methodischen Voraussetzungen handelt. Sie unterscheiden sich insofern, als dass für den ersten Fall (ich nenne ihn *Ellipse*) angenommen wird, dass die elliptische und die ausformulierte Variante bedeutungsgleich sind und ein Sprecher, wenn er sagt, Holmes sei ein Detektiv, also eine wahre (wenngleich elliptische) Aussage macht, die der ausformulierten Variante in ihrer Bedeutung und ihren Wahrheitsbedingungen entspricht. „The problematic sentence is true, but is equivalent in truth conditions to a sentence which lacks its apparent ontological commitment” (Sainsbury 2010, 117).[60] Wird die Formulierung mit *According-to*-Operator jedoch als Paraphrase oder Ersatz verstanden, so ist die ursprüngliche Aussage als falsch einzustufen und davon auszugehen, dass damit *eigentlich etwas anderes gesagt werden sollte*. Dieser Unterschied ist insofern relevant, als dass die zweite Interpretation der *According-to*-Strategie davon ausgeht, dass die ursprüngliche Sprechweise einen Irrtum des Sprechers ausdrückt, dass dieser eigentlich etwas anderes meinte, oder sagen wollte, oder meinen sollte, wie sich durch Sainsburys oben zitierte Formulierung „failed attempts“ ausdrückt. „[T]he problematic sentence does not have to be accepted as true. In its place, we can supply a sentence which serves all the purposes of the original but lacks the problematic commitment” (Sainsbury 2010, 119).

[59] Gelegentlich wird im Diskurs auch zwischen Paraphrase und Ersatz als verschiedenen Interpretationen dieser Strategie unterschieden (vgl. Sainsbury 2010 117ff). Demnach sollen Paraphrasen die gleichen Wahrheitsbedingungen haben wie ihre Ursprungsformulierungen, während dies für Ersatz nicht gilt.

[60] Abweichend von meiner eigenen Nomenklatur nennt Sainsbury diesen Fall jedoch *Paraphrase*, was im Diskurs in seiner Gesamtheit als idiosynkratisch bezeichnet werden muss.

Die beiden unterschiedenen Fälle stellen auch verschiedene Anforderungen daran, wann eine alternative Formulierung adäquat anstelle der ursprünglichen verwendet werden kann. Soll es sich um einen Fall von ausbuchstabierter Ellipse handeln, so sollte der Sprecher zustimmen, dass seine Äußerung und die längere Ausformulierung identisch sind, dass die Variante ohne die Ellipse das ist, was er auch gesagt hat, dass seine Äußerung immer dann wahr ist, wenn die Ausformulierung wahr ist etc. Im zweiten Fall ist die Anforderung nicht so hoch. Hier müsste der Sprecher lediglich zustimmen, dass die Paraphrase dem entspricht, was er gemeint hat oder sagen wollte, und dass seine eigene Äußerung strenggenommen nicht richtig war; „we are happier to assert it than the original, or we agree it's 'strictly speaking' more accurate, or that 'it's all we really meant'" (Sainsbury 2010, 120). Methodisch ist die zweite Annahme – Sprechweisen über Fiktives müssen mithilfe von Paraphrasen erklärt werden – problematischer als die erste, unterstellt sie doch den Sprechern, permanent daran zu scheitern zu sagen, was sie eigentlich meinen. Dennoch ist diese Annahme wohl die einzige der beiden, die zur Klärung des Problems der Rede über fiktive Entitäten infrage kommt. Wie sich unten noch zeigen wird, sind die vorgeschlagenen Alternativformulierungen häufig so komplex und teilweise schwer verständlich, dass die Annahme, diese seien in Bedeutung und Wahrheitsbedingungen identisch mit den Ursprungsformulierungen, völlig unhaltbar ist.

Die Paraphrasen-Strategie, wenngleich weniger voraussetzungsreich als die Ellipsen-Strategie, hat jedoch auch ihre Beschränkungen. Die vorgeschlagene Paraphrase muss dem Sprecher so einleuchtend und verständlich sein, dass er mindestens nach Aufklärung über die Beweggründe der Paraphrasierung sagen können sollte, die Paraphrase sei streng genommen richtiger als seine ursprüngliche Aussage. Diese Anforderung ergibt sich aus der Quine'schen Metaontologie und seinem Prinzip der ontologischen Festlegung. Demnach sind wir auf die Existenz genau der Entitäten festgelegt, über die wir auf eine Weise wahre Aussagen machen, die in logischer Notation eine Existenzquantifikation beinhält, die sich nicht eliminieren lässt. Dabei kann jedoch natürlich nur die Elimination adäquat sein, trotz derer mit der Alternativformulierung weiterhin alles das ausgedrückt wird, was wir sagen wollten. Die ontologische Festlegung lässt sich nicht sinnvoll loswerden, indem wir die problematische Aussage einfach vermeiden, obwohl wir sie weiterhin für wahr halten, sondern nur, indem wir eine Reformulierung finden, die alles ausdrückt, was das Original ausdrücken sollte, eine Alternative die „serves all the same purposes as what it replaces" (Sainsbury 210, 120). Berto formuliert diese Anforderung als *acceptability constraint*: „[W]hen revisions are needed, competent speakers should be capable of *accepting* the proposed paraphrase of their literal discourse, once the

accompanying theoretical explanation of the paraphrase has been provided“ (Berto 2011, 314, seine Emphase).

Eine Paraphrase muss insofern im Licht des *acceptability constraints* dem Sprecher der Originalbehauptung nicht *intuitiv* einleuchtend sein; vielmehr sind Paraphrasenaccounts regelmäßig darum bemüht, durch Erklärung ihrer theoretischen Annahmen Überzeugungsarbeit dafür zu leisten, dass die Paraphrasen adäquate Wiedergaben dessen sind, was eigentlich gesagt werden wollte oder sollte. So meint etwa Rami zur Rolle von Intuitionen in Paraphrasen-*Accounts*:

> [T]ruth-value intuitions can be deceptive. For one thing, they can be wrong. For another thing, they can be right, but misleading. They need not necessarily concern the literal semantic content of a sentence. Rather they can be intuitions about the truth-value content that is only pragmatically conveyed by a sentence relative to certain contexts of its use. (Rami 2014, 282)

Die Wahrheitswert-Intuitionen eines Sprechers haben demnach ohnehin nur eingeschränkten Wert, weil er sich über das Verhältnis seiner Intuitionen zu seiner Aussage täuschen kann. Beispielsweise könnte er meinen, sie beträfen den semantischen Gehalt seiner Aussage, obwohl sie tatsächlich den pragmatischen Gehalt betreffen. Ebenso könnte man dem Sprecher zu zeigen versuchen, dass seine Wahrheitswert-Intuitionen in Wirklichkeit der vorgeschlagenen Paraphrase entsprechen, und nicht dem, was er tatsächlich gesagt hat. Egal welchen Wert und welche methodische Rolle man Intuitionen bei der Formulierung von Paraphrasen zuweist, muss jedoch grundsätzlich der Anspruch bestehen, das *acceptability constraint* zu erfüllen, indem der Sprecher von der Adäquatheit der Paraphrase überzeugt wird. Dabei können aber unterschiedliche Anforderungen daran gestellt werden, wie viel theoretische Überzeugungsarbeit notwendig sein darf, damit das *acceptabilitiy constraint* noch eingehalten ist. Im Folgenden werde ich einige Vorschläge für Paraphrasen-Strategien untersuchen, an denen sich zeigen wird, dass die Anforderung des *acceptability constraints* methodisch problematischer ist, als es zunächst den Anschein hat.

### ii. als Fiktivitätstheorie

Fiktive Entitäten gibt es nicht. So lautet die grundsätzliche Annahme des Antirealismus. Nach dem Prinzip der Paraphrasen-Strategie können unsere vermeintlichen Sprech- und Denkweisen über das Fiktive ohne existenzielle Implikationen verstanden werden, indem sie adäquat reformuliert werden. Erklärungen werkexterner und inhaltsangebender Redeweisen mithilfe von Paraphrasen sind bereits aus den oben besprochenen

Fiktivitästheorien als Strategie bekannt. Beispielsweise werden externe Sprechweisen im Possibilismus und Meinongianismus auf diese Weise erläutert, während die gleiche Strategie im Fall des Kreationismus für inhaltsangebende Rede zur Anwendung kommt. Zahlreiche Kreationisten – sowohl aus der *De-re-* als auch aus der *De-dicto*-Strömung – schlagen jeweils mit allenfalls kleinen Unterschieden vor, eine *According-to*-Paraphrase für Aussagen wie *Sherlock ist ein Detektiv* zu verwenden. Wie gesehen ist für Kripke eine solche Aussage „a form of ellipsis in which a statement φ is used with truth conditions appropriate to 'the story says that φ', or 'the story implies in some sense that φ'" (Kripke 2013, 79), und Thomasson erklärt solche Sätze als „to speak within the fictional context, about what is true according to the story" (Thomasson 1999, 105). Diese Strategie, die für werkexterne Aussagen wesentlich komplizierter ist, kommt für inhaltsangebende Aussagen ganz natürlich zur Anwendung. Es ist daher auch nicht überraschend, dass selbst einige Realisten diese Strategie für inhaltsangebende Rede instrumentalisieren.

> The realist concedes, however, that the anti-realist has at her disposal a way of interpreting such statements that avoids any such ontological commitment: any inclination we have to suppose that sentences like ['Scarlett O'Hara is a woman'] are true is to be explained by the fact that we implicitly understand them as elliptical for longer sentences explicitly about a fiction. We assent to their truth because the context of utterance is such that they can only be interpreted as sentences beginning with a silent sentential operator, *'According to such and such fiction,'* or something of the sort (Brock 2002, 5).

Dabei ist jedoch weiterhin zu beachten, dass diese Strategie nicht im Rahmen aller Fiktionalitätstheorien, d.i. Analysen werkinterner Rede, zum Einsatz kommen kann. Bereits mehrfach betont wurde, dass *laut einer Geschichte* nur dann etwas der Fall sein kann, wenn in fiktionaler Rede überhaupt Behauptungen gemacht werden. Unter einem Fiktionalitätsverständnis wie es schon Sidney hatte, wonach „the poet [...] nothing affirms" (Sidney 1595, 517), ist eine *According-to*-Strategie deshalb nicht einschlägig. Dies gilt wie bereits besprochen beispielsweise auch für Searles und Kripkes pragmatische Annahmen zu fiktionaler Rede, da laut Beiden hier nur so getan wird, als würden Behauptungen gemacht. Dementsprechend ist dann die Aussage, laut der Geschichte sei Sherlock ein Detektiv, nicht wahr, da die Geschichte gar nichts über Sherlock aussagt.

Dieses Spannungsverhältnis zwischen der Analyse werkinterner und inhaltsangebender Rede kommt wie gesehen dadurch zustande, dass die beiden Diskursbereiche mit ganz unterschiedlichen Strategien erklärt werden, der eine mithilfe von *pretense* und der andere mithilfe eines vorangestellten Operators. Werkinterne Rede über fiktive Entitäten,

d.i. in der Regel fiktionale Rede, wird jedoch in den seltensten Fällen mit einer Paraphrasen-Strategie erklärt. Im Gegensatz zu inhaltsangebender und werkexterner Rede wird werkinterne Rede in den bisher dargestellten Theorien entweder schlicht als wahre Rede über ontologisch exotische Gegenstände oder mithilfe von *pretense* erläutert. Werkinterne Rede wird also in diesen Fällen mit einer von den anderen beiden Diskursbereichen abweichenden Analyse erklärt, die keine Paraphrasen-Strategie zur Anwendung bringt und die häufig mit einer Fiktionalitätstheorie zusammenfällt. Eine Möglichkeit, dieses Spannungsverhältnis aufzulösen, besteht dementsprechend darin, auch werkinterne Rede mit einer Paraphrasen-Strategie zu analysieren.

Einer der wenigen Vorschläge zur Behandlung werkinterner Rede mit einer Paraphrasen-Strategie kommt von Clark (1980). Er nimmt an, „works of fiction which are written or spoken […] consist of sentences and phrases which are best understood to express implicit imperatives […] and that is why they have no truth value" (Clark 1980, 342). Fiktionale Aussagen, die *prima facie* hauptsächlich aus Behauptungen bestehen, müssen demnach mithilfe einer Paraphrasen-Strategie erklärt werden, die alle werkinternen Sätze in Imperative umformt. Diese Paraphrasen sollen nach Clark etwa so aussehen: „Think what the world would be like, contrary to the way that it actually is, if" (Clark 1980, 342), und das ganze Werk umfassen. Der Vorschlag Clarks hat dabei den großen Vorteil, dass er eine einheitliche Analyse werkinterner und inhaltsangebender Rede erlaubt.

> A sentence such as
>
> (6) Mrs. Gamp is an old woman.
>
> must be understood to contain an implicit reference to Dickens' story, and thus to contain an implicit psychological reference, allowing it to be paraphrased as follows:
>
> (7) In Dickens' story *Martin Chuzzlewit*, one is instructed to think what the world would be like if it contained a person named Mrs. Gamp and who was an old woman. (Clark 1980, 344)

Nach dieser Analyse kann also die werkinterne Aussage als Imperativ paraphrasiert werden, und die entsprechende inhaltsangebende Aussage als Angabe darüber, welche Imperative das relevante Werk beinhält. Dieser Vorschlag vermeidet die Probleme, die durch eine uneinheitliche Analyse werkinterner und inhaltsangebender Rede entstehen können.

Auch die Annahme Clarks, dass werkinterne Rede als Imperativ verstanden werden muss, macht zwar eine einfache *According-to*-Analyse inhaltsangebender Rede unmöglich, da Imperative keine Behauptungen sind. Aus der Aufforderung *Stell Dir vor, es gäbe einen Detektiv Sherlock* folgt nicht die Behauptung *Laut der Aufforderung gibt es einen*

*Detektiv Sherlock*. Für Clark entsteht hieraus jedoch kein Problem. Er verwendet wie gezeigt keine *According-to*-Analyse für inhaltsangebende Rede, sondern eine alternative Paraphrase, nach der mit inhaltsangebenden Aussagen angegeben wird, wozu das relevante Werk seine Leser auffordert. Der große Vorteil einer einheitlichen Analyse wird jedoch dadurch geschmälert, dass Clark hierfür die so weit verbreitete und intuitiv so naheliegende Analyse inhaltsangebender Rede als *laut der Geschichte* ablehnen muss.

Soll die *According-to*-Strategie beibehalten werden, so ist wie betont zu beachten, dass diese nur dort konsistent zur Anwendung kommt, wo auch angenommen wird, dass werkintern tatsächlich Behauptungen gemacht werden, auf die sich mit dem *According-to*-Operator bezogen werden kann. Demnach setzt diese Strategie voraus, dass fiktionale werkinterne Rede über Fiktives (1) Aussagen macht, und (2) dass diese nicht wahr sind. Bestünde die Möglichkeit der Wahrheit fiktionaler Aussagen über Fiktives, so wäre die *According-to*-Strategie überflüssig, weil die inhaltsangebenden Sätze dann ebenso unproblematisch wahre Aussagen über Fiktives machen könnten. So müsste also angenommen werden, dass Doyle tatsächlich behauptet hat, Sherlock sei ein Detektiv, und dass diese Behauptung nicht wahr ist. Die Paraphrasen-Behandlung inhaltsangebender Rede führte dann dazu, dass meine eigene Behauptung, Sherlock sei ein Detektiv, im Gegensatz zu der werkinternen Behauptung Doyles wahr ist.

Diese Beschreibung mag zunächst merkwürdig anmuten, aber tatsächlich entspricht sie doch einer sehr landläufigen Auffassung des Phänomens Fiktion, namentlich dass der Inhalt von Fiktionen unwahr ist, wir uns aber wahrheitsgemäß über diesen Inhalt unterhalten, wenn wir alltagssprachlich über fiktive Entitäten aus fiktionalen Werken reden. Demnach hätte Rowling in ihren Werken nie wahrheitsgemäß behauptet, Harry Potter sei ein Zauberer, aber wenn ich das sage, dann ist es richtig. In einem solchen Rahmen ist der Operator also verwendbar und auch erfolgreich in dem, was er leisten soll. Inhaltsangebende Aussagen sind damit in ihren Wahrheitsbedingungen ohne ontologische Festlegungen mit Verweis auf den (falschen) Inhalt des relevanten Werks zu erklären. Ontologische Probleme sind damit vermieden.

Die Paraphrasen-Strategie, die für inhaltsangebende Rede so natürlich zur Anwendung kommt, bereitet jedoch größere Probleme für werkexterne Aussagen. *Laut der relevanten Geschichte* ist Sherlock Holmes jedenfalls keine fiktive Figur, sondern eine normale Person. Eine Paraphrasen-Strategie mit *According-to*-Operator funktioniert offensichtlich für werkexterne Aussagen regelmäßig nicht. „The anti-realist cannot paraphrase away critical statements in *exactly the same way* she paraphrases fictional statements“ (Brock

2002, 7, seine Emphase). Sollen werkexterne Aussagen ebenso wie inhaltsangebende mit Paraphrasen erklärt werden, so müssen diese also *anders* aussehen als die für inhaltsangebende Aussagen so regelmäßig verwendete *According-to*-Paraphrase. Bekannt ist eine Anwendung der Paraphrasen-Strategie auf werkexterne Aussagen bereits aus dem Possibilismus (vgl. S. 76ff) und Meinongianismus (vgl. S. 113ff). Auch unter Antirealisten werden entsprechende Paraphrasen an unzähligen Stellen vorgeschlagen und diskutiert.[61]

Diese Behandlungen sind selten systematisch. Häufig wird eine Vielzahl von verschiedenen Aussagen auf ihre Paraphrasierbarkeit hin untersucht, deren Auswahlkriterien nicht völlig deutlich sind. Es ist dementsprechend nicht einfach, Aussagen zu finden, die von verschiedenen Personen gleichermaßen zur Illustration ihrer Analyse paraphrasiert werden. Exemplarisch vergleiche man die folgenden drei Paraphrasen zu jeweils der Aussage *X ist ein fiktionales/imaginäres Y*:

(1) *X (Scarlett O'Hara) is a fictional character* = „Scarlett O'Hara does not exist but there is some fiction according to which Scarlett O'Hara exists" (Brock 2002, 7).[62]

(2) *X (Gregor Samsa) ist ein fiktionaler*[63] *Handlungsreisender* = „Gregor Samsa existiert nicht, es gibt ein fiktionales Werk, nämlich F, für das gilt: Wäre das in F Erzählte wahr, dann wäre Gregor Samsa ein Handlungsreisender (gewesen)" (Beyer 2004, 181).

(3) *X (Mr. Pickwick) is an imaginary entitiy* = „'Mr. Pickwick' is a pseudo-designation" (Ryle 1933, 28).

Diese drei zwar verschiedenen aber doch hinreichend ähnlichen Ausgangssätze werden hier mit drei völlig unterschiedlichen Paraphrasen behandelt. Der Vorschlag Brocks (1) paraphrasiert die Aussage analog zu inhaltsangebenden Aussagen mit einer modifizierten *According-to*-Paraphrase, Beyers Vorschlag (2) sieht ein kontrafaktisches Konditional vor und Ryles Paraphrase (3) stellt einen funktionalen Aspekt des (vermeintlichen) Namens der fiktiven Entität in den Mittelpunkt.

Die Unterschiedlichkeit der Analysen steht in auffälligem Kontrast zu den Paraphrasen-Strategien, die für inhaltsangebende Aussagen zur Anwendung kommen. Dort besteht ein

[61] Beispielsweise bei Künne (2007), Beyer (2004), Brock (2002), Clark (1980), Ryle (1933).

[62] Das ist nicht Brocks eigener Vorschlag, sondern eine mögliche Paraphrase, die er als „reasonable" bezeichnet.

[63] Beyer unterscheidet nicht zwischen *fiktiv* und *fiktional*, daher hier die Verwendung letzteren Adjektivs.

bemerkenswert breiter Konsens darüber, entsprechende Aussagen mit einer Variante der *According-to*-Paraphrase zu analysieren. Bei werkexternen Aussagen bricht dieser Konsens jedoch zusammen. Hier gibt es fast so viele verschiedene Vorschläge wie Personen, die sich zu dem Thema äußern. Methodisch lässt dieser Umstand daran zweifeln, dass mithilfe der Paraphrasen tatsächlich aufgedeckt wird, was „eigentlich gesagt“ werden sollte, oder was mit den originalen Aussagen „tatsächlich gemeint“ war. Das *acceptability constraint* scheint hier stark strapaziert zu werden.

Diese Unterschiedlichkeit der Analysen, so ist häufig der Vorwurf, manifestiert sich auch jeweils theorieintern. Verschiedene Aussagen werden demnach mit immer neuen Varianten von Paraphrasen analysiert, die häufig keinem einheitlichen System folgen, eine „series of ad hoc tinkerings“ (Thomasson 1999, 99). Dieser Vorwurf der theorieinternen Uneinheitlichkeit der Analysen ist jedoch zu einem gewissen Grad ungerechtfertigt. Zwar besteht wie gezeigt tatsächlich eine teils fragwürdige Inkompatibilität was die Analysestrategien von inhaltsangebender und werkexterner Rede auf der einen und werkinterner Rede auf der anderen Seite angeht. Doch die Analysestrategien bezüglich werkexterner und inhaltsangebender Rede sind regelmäßig völlig einheitliche Systeme, denen der Vorwurf, jeder Satz habe seine ganz eigene Paraphrasen-Strategie, nicht gerechtfertigt gemacht werden kann. So analysiert beispielsweise Beyer (2004) sämtliche dieser Sprechweisen mithilfe kontrafaktischer Konditionale, die darauf abstellen, wie die Welt wäre, wenn der Inhalt der relevanten Fiktion verwirklicht wäre. Auch Künne (2007) analysiert alle Sprechweisen einheitlich mithilfe einer Frege’schen Interpretation des Fiktionsoperators „Der (kontextuell relevanten) fiktionalen Geschichte zufolge“ (Künne 2007, 59). Obgleich diese Strategien jeweils völlig einheitlich zur Anwendung kommen, lässt sich der Vorwurf der Willkürlichkeit dennoch nicht vollkommen abweisen, da es in den genannten Beispielen stets an einer Herleitung für eine Universalformel der Paraphrasierung fehlt; das Vorgehen ist rein exemplarisch. So gibt Künne zu:

> [I]ch habe natürlich nicht gezeigt, daß *alle* Sätze „über fiktive Gegenstände“ mithilfe meiner Frege-inspirierten Strategie wegparaphrasiert werden können. Bestenfalls habe ich gezeigt, daß es immer noch eine offene Frage ist, ob wir als philosophische Genießer der Fiktion unserem analytischen Großvater Gottlob Frege den Rücken zukehren müssen. (Künne 2007, 71, seine Emphase)

Den verschiedenen besprochenen realistischen Theorien fällt es leichter, generalisierte Aussagen darüber zu treffen, wie Sprechweisen über Fiktives zu behandeln sind. Im Kreationismus beispielsweise sind alle diese Aussagen entweder als *according to the*

*story* zu bewerten, oder aber im Fall werkexterner Rede als wörtlich zu verstehen. Es braucht nicht für jeden Beispielsatz neuerliche Überlegungen dazu, wie die vorgeschlagene Strategie im Einzelfall genau zur Anwendung kommt, kein „ad hoc tinkering“ ist nötig. Bei einer antirealistischen Paraphrasen-Strategie besteht jedoch regelmäßig die Gefahr, dass ein neuer komplizierter Satz auftaucht, für den auch eine neue komplizierte Paraphrase gefunden werden muss. Einen seltenen systematischen Vorschlag für eine Paraphrasen-Strategie, der diese Gefahr ausschließt, macht Brock (2002).

Er schlägt eine systematische Behandlung werkexterner Aussagen vor, die er „fictionalism about fictional characters“ nennt (Brock 2002, 9). Brocks Idee ist es, werkexterne Aussagen mit dem elliptischen Operator „*according to the realist's hypothesis, P*“ zu analysieren (Brock 2002, 9, seine Kursivierung). „So, for example, we might take [Scarlett O'Hara is a fictional character] quite straightforwardly as elliptical for the longer sentence 'according to the realist's hypothesis, Scarlett O'Hara is a fictional character'“ (Brock 2002, 9). Die Idee hierbei ist es, werkexterne Aussagen mit dem gleichen Prinzip wie inhaltsangebende zu behandeln. Inhaltsangebende Aussagen beziehen sich mit einem elliptischen Operator darauf, was laut der relevanten fiktionalen Geschichte der Fall ist; werkexterne Aussagen beziehen sich mit einem elliptischen Operator darauf, was laut der relevanten realistischen Theorie der Fall ist, die selbst als eine Art fiktionale Geschichte verstanden werden kann. Welche realistische Theorie hier genau eingesetzt wird, sei dahingestellt; „the fictionalist is free to choose from among them“ (Brock 2002, 12).

Brocks Vorschlag besticht damit durch die Einheitlichkeit der Analyse sämtlicher Sprechweisen und er inkorporiert einige Vorteile realistischer Theorien elegant in seine antirealistische Paraphrasen-Strategie, namentlich besteht hier nicht die Notwendigkeit, für jeden neu auftretenden problematischen werkexternen Satz eine neue komplizierte Paraphrase zu finden, da diese Aussagen immer gleichermaßen mit Verweis darauf gelöst werden können, wie die Aussage in der jeweils zur Anwendung kommenden realistischen Theorie zu behandeln ist, wo werkexterne Aussagen in der Regel wesentlich unproblematischer sind als im Antirealismus. Dieser Vorteil des Brock'schen Fiktionalismus wird geschmälert durch die eklatante Verletzung des oben formulierten *acceptability constraints*. Eine Paraphrase, die auf eine philosophische Theorie der Ontologie verweist, scheitert schon daran, für die meisten Personen überhaupt verständlich zu sein, geschweige denn werden viele Leute zustimmen, damit sei ausgedrückt, was sie eigentlich meinten.

### iii. und Literaturwissenschaft

Die Ontologie des Fiktiven spielt im Antirealismus eine ganz andere Rolle für gebräuchliche Sprechweisen über fiktive Entitäten als im Realismus. Wenn ich eine Behauptung über eine tatsächlich existierende Sache mache, so kann die Wahrheit meiner Behauptung von der Beschaffenheit der Sache abhängen: Meine Behauptung, Schnee sei weiß, ist wahr, wenn Schnee weiß ist. Ebenso kann die Beschaffenheit des Fiktiven sich auf die Wahrheit von Behauptungen über fiktive Entitäten auswirken. Wie sich oben in den Abschnitten zum Realismus und Meinongianismus gezeigt hat, stehen zwar die ontologischen Positionen zum Fiktiven in einem Spannungsverhältnis zu einer Reihe von gebräuchlichen Sprechweisen über das Fiktive, aber bei allen diesen Theorien ist es jeweils Teil ihrer Motivation, zumindest einige gebräuchliche Sprechweisen als unproblematisch wahre Aussagen zu analysieren, die insofern zur tatsächlichen Beschaffenheit des Fiktiven korrespondieren.

Im Antirealismus ist das naturgemäß nicht so. Hier steht von vornherein fest, dass es keine positiv bestimmbare Ontologie des Fiktiven geben soll und dementsprechend jede Sprechweise, die scheinbar von Fiktivem handelt, dieser ontologischen Annahme entgegensteht. Es gibt dementsprechend anders als im Realismus keinen privilegierten Diskursbereich, der im Ganzen als weitgehend unproblematisch eingestuft werden kann. Zugleich gibt es jedoch auch keinen herausstechend problematischen Diskursbereich, der im Gegensatz zu den privilegierten Sprechweisen in auffälligem Konflikt zur angenommenen Ontologie steht. Das Auseinanderfallen von gebräuchlichen Sprechweisen über das Fiktive und ihrer Ontologie wird hier gewissermaßen durchgezogen, sodass keine dieser Sprechweisen grundsätzlich problematischer oder weniger problematisch erscheint. Ontologisierende Sprechweisen über fiktive Entitäten, insbesondere auch die der Literaturwissenschaft, sind im Antirealismus von der tatsächlichen Ontologie des Fiktiven stets entkoppelt.

Antirealistische Theorien des Fiktiven stehen insofern in erster Linie vor der Aufgabe, diese Entkoppelung zu erklären, indem verständlich gemacht wird, warum wir scheinbar systematisch falsche Behauptungen über nichtexistente Entitäten machen und wieso diese uns dennoch als wahr oder zumindest adäquat erscheinen. Anders als bei realistischen Theorien lässt sich also hier nicht sinnvoll speziell danach fragen, ob die angenommene Ontologie Probleme bezüglich bestimmter gebräuchlicher Sprechweisen über Fiktives bereitet, weil ohnehin fest steht, dass die Ontologie des Fiktiven keine Relevanz für diese Sprechweisen hat, die darüber hinaus geht, dass es sich nicht um Rede handeln kann, die referentiell auf Fiktives bezogen ist. Aufgrund dieser prinzipiellen Entkoppelung von

ontologischen Annahmen und Sprechweisen im Antirealismus bleibt vor allem die Frage zu beantworten, ob die zur Erklärung dieser Entkoppelung vorgeschlagene Strategie tatsächlich adäquat beschreiben kann, was in literaturwissenschaftlichen und anderen Diskursen vonstattengeht, wenn vermeintlich über Fiktives gesprochen wird.

Für die Paraphrasen-Strategie stellt sich insofern die Frage, ob alle gebräuchlichen Sprechweisen über Fiktives tatsächlich adäquat mit einer ontologisch neutralen Paraphrase eingefangen werden können. Zumindest für inhaltsangebende Aussagen lässt sich wohl feststellen, dass diese mithilfe eines *According-to*-Operators regelmäßig erfolgreich beschrieben werden können. Probleme entstehen dann, wenn sich für eine bestimmte Aussage keine Paraphrase finden lässt. In diesem Fall könnte die entsprechende Sprechweise über Fiktives nicht erklärt werden und müsste entweder als unverständlich aufgegeben werden, oder an dieser Stelle die Paraphrasen-Strategie selbst infrage gestellt werden. Die Gefahr hierfür besteht insbesondere bei werkexternen Aussagen, da inhaltsangebende mit der *According-to*-Paraphrase grundsätzlich erfolgreich erfasst werden können und werkinterne Aussagen in der Regel ohnehin nicht mit einer Paraphrasen-Strategie analysiert werden. Sofern sich jedoch für jede werkexterne Aussage eine adäquate Paraphrase finden lassen sollte, die sämtliche ontologischen Festlegungen auf fiktive Entitäten aus der Aussage eliminieren kann, bestehen keine Limitationen für Sprechweisen über das Fiktive, die aus dieser Fiktivitätstheorien folgen würden. Ob sich jedoch immer eine solche Paraphrase finden lässt ist umstritten. Beyer nimmt an,

> [n]icht nur ontologische, sondern auch unifiktionale, multifiktionale, transfiktionale und wirkungsgeschichtliche Metaaussagen lassen sich so paraphrasieren, dass ihr vermeintlicher Bezug auf fiktionale Gegenstände sich als bloßer Schein entpuppt. Wir können die Frage […] nach der Existenz fiktionaler Gegenstände daher getrost im Sinne des Antirealisten beantworten: Nein, solche Gegenstände gibt es nicht. (Beyer 2004, 184)

Währenddessen kommen insbesondere Realisten zahlreich zu dem Ergebnis, dass sie viele der vorgeschlagenen Paraphrasen inadäquat finden und deshalb nicht davon ausgehen, dass diese Strategie Erfolg haben kann. So schreibt etwa van Inwagen zum Formulieren adäquater Paraphrasen: „I do not myself see any way of doing this, but perhaps someone cleverer than I will think of some way“ (van Inwagen 1977, 305).

Die Implikationen der Paraphrasen-Strategie scheinen sich jedenfalls für die Literaturwissenschaft in diesem Disput zu erschöpfen. Entweder die Strategie funktioniert grundsätzlich, oder sie ist unzureichend. Angenommen, es findet sich im Diskurs der

Literaturwissenschaft eine gebräuchliche werkexterne Aussage, von der sich alle einig sind, dass sie keinesfalls mit einer Paraphrase beschrieben werden kann. Welche Implikation hätte das für diese Sprechweise und die Paraphrasen-Strategie? Sicherlich wäre das Ergebnis hier, genau wie oben bei den konkreten Beispielen bezüglich realistischer Theorien, dass die fiktionstheoretischen Annahmen nicht ausreichen, um das Phänomen zu beschreiben. Keinesfalls könnte aufgrund solcher fiktionstheoretischer Erwägungen bezüglich der gebräuchlichen Sprechweise behauptet werden, ihre Beschreibung des Fiktiven sei inadäquat und müsse aufgegeben werden, weil sie sich nicht mit einer existenzannahmenfreien Paraphrase wiedergeben lässt. Die Theorie muss im Einklang mit der sprachlichen Evidenz stehen. Kann eine gebräuchliche Sprechweise nicht mit einer Fiktionstheorie erklärt werden, so fällt dies auf die Theorie zurück, hat aber keine Bedeutung für die Sprechweise. Dass dem so ist, zeigt sich auch an den verwendeten Strategien im Diskurs: Versuche, verschiedene Paraphrasen für problematische Sätze mit vermeintlichen Bezügen auf fiktive Entitäten vorzuschlagen, ziehen sich nie auf die Position zurück, dass bestimmte Sprechweisen, für die sich keine Paraphrase finden lässt, aufgegeben werden sollten. Die Adäquatheit der literaturwissenschaftlichen und alltagssprachlichen Sprechweisen wird zu Recht nicht infrage gestellt. Unabhängig davon, ob diese Strategie also letztlich aufgeht oder nicht, kann sie zu keiner Limitation literaturwissenschaftlicher oder alltäglicher Beschreibungen fiktiver Entitäten führen.

Der antirealistische Vorschlag, problematische Sprechweisen über Fiktives mit einer Paraphrase zu behandeln, scheint insofern was das Konfliktpotential zwischen ontologischen Annahmen und gebräuchlichen Sprechweisen angeht erfolgreicher zu sein als die alternativen realistischen Strategien. Bei diesen ergab sich immer wieder das Problem, dass die ontologischen Annahmen zum Wesen des Fiktiven zu Beschränkungen darin führen, was für Eigenschaften die Entitäten tatsächlich tragen können, weshalb immer noch zusätzlich eine Paraphrasen-Strategie nötig wurde, um bestimmte Aussagen zu erklären. Dieses Problem tritt wie herausgestellt selbst innerhalb derjenigen privilegierten Diskursbereiche auf, die von den realistischen Strategien als unproblematisch und wörtlich wahr eingestuft werden. Insofern ist die antirealistische Paraphrasen-Strategie erfolgreicher, als dass sie mit einer Erklärung weniger auskommt. Die im Realismus ebenso für jeden Diskursbereich notwendigen Paraphrasen werden hier auf alle Sprechweisen ausgedehnt und dafür die sehr voraussetzungsreichen ontologischen Annahmen der Realisten vermieden.

Die Paraphrasen-Strategie im Allgemeinen verspricht jedoch mehr Erfolg als die *According-to*-Paraphrase im Speziellen. Das *According-to*-Bild bindet die literaturwissenschaftlichen und alltäglichen Sprechweisen sehr eng an den Text. Hier kann nur adäquat behauptet werden, was laut dem Text der Fall ist. Damit werden nicht nur interpretatorische Probleme in die Analyse von inhaltsangebenden und werkexternen Aussagen inkorporiert, sondern es limitiert zudem noch die Möglichkeiten zur Erklärung werkinterner Rede im Rahmen von Fiktionalitätstheorien, da die *According-to*-Paraphrase es notwendig macht, werkinterne Rede als behauptend zu verstehen.

### iv. Zwischenkonklusion

Großer Vorteil der Paraphrasen-Strategie, insbesondere aus Sicht des Antirealisten, aber auch aus generellen Sparsamkeitserwägungen heraus, ist die Elimination ontologischer Festlegungen auf fiktive Entitäten in allen drei unterschiedenen Diskursbereichen. Dabei scheint die Strategie jedoch nicht für alle drei Bereiche gleichermaßen erfolgreich zu sein. Insbesondere die Behandlung inhaltsangebender Rede als Aussagen darüber, was laut dem relevanten Werk der Fall ist, ist intuitiv plausibel und besteht den Test des *acceptability constraints*. Zu beachten ist jedoch grundsätzlich, dass Analysen der drei Diskursbereiche in Kompatibilitätsprobleme geraten können, wie sie sich auch für den Kreationismus schon zeigten. Die *According-to*-Behandlung inhaltsangebender Rede setzt eine bestimmte Auffassung werkinterner Rede voraus, namentlich, dass diese tatsächliche Behauptungen macht, laut denen etwas der Fall ist. Insofern besteht hier eine Inkompatibilität zu solchen Fiktionalitätstheorien, die davon ausgehen, dass werkinterne Rede nicht ernst gemeint ist und daher gar keine Behauptungen macht. Dies ist jedoch kein grundsätzliches Problem für die Paraphrasen-Strategie, da sich problemlos kompatible Behandlungen aller drei Diskursbereiche finden lassen. So kann schlicht angenommen werden, werkinterne Rede bestünde aus normalen, regelmäßig unwahren Behauptungen, oder es könnte beispielsweise Clarks Vorschlag gefolgt werden und werkinterne Rede als Reihe von Imperativen analysiert werden, wobei inhaltsangebende Rede dann paraphrasiert werden muss, nicht als was laut dem Werk der Fall ist, sondern als was laut dem Werk getan werden soll, nämlich sich etwas vorzustellen.

Eine Paraphrasen-Behandlung von Sprechweisen über das Fiktive scheint also grundsätzlich erfolgreich darin sein zu können, ontologische Festlegungen zu eliminieren. Überzeugen kann dieser Ansatz letztlich aber trotzdem nicht. Im Raum steht weiterhin der Vorwurf, die vorgeschlagenen Paraphrasen seien *ad hoc*, insbesondere was die Analyse werkexterner Rede angeht. Schwerwiegender sind jedoch die erheblichen

methodischen Bedenken angesichts des von Berto formulierten *acceptability constraints* insbesondere bezüglich der Paraphrasen werkexterner Aussagen. Es scheint angesichts der teilweise recht komplexen Paraphrasen äußert fragwürdig, ob diese als genauere Formulierung dessen, was „eigentlich gemeint“ war, akzeptiert werden können. Kann ein komplexes kontrafaktisches Konditional mit Verweis auf ein fiktionales Werk unter expliziter Abstreitung einer Existenzimplikation tatsächlich adäquat wiedergeben, was ich eigentlich damit meinte, wenn ich sage, Sherlock sei ein Detektiv?

Diese Frage läuft auf die allgemeinere Frage hinaus, was die Adäquatheitsbedingungen für Paraphrasen sind. Können tatsächlich alle ontologischen Festlegungen auf Fiktives vermieden werden? Womöglich schon. Doch das reicht bei weitem nicht aus, um eine erfolgreiche antirealistische Theorie des Fiktiven zu haben. Auch gezeigt werden muss, dass damit *adäquat* paraphrasiert wird, was an den jeweiligen Stellen gesagt wurde und gesagt werden sollte. Womöglich könnte ich auch alle Sprechweisen über Gesetze wegparaphrasieren, aber habe ich dann gezeigt, dass es keine Gesetze gibt, beziehungsweise dass wir ontologisch nicht auf die Existenz von Gesetzen festgelegt sind? Womöglich zeigen die Paraphrasen nur, dass wir nicht über fiktives Reden *müssen*, aber fraglich ist doch, *ob* wir über Fiktives reden und reden wollen. Es schwingt hier eine normative Komponente mit: Der Realist nimmt nicht nur an, dass wir ontologisch auf Fiktives festgelegt sind, er nimmt auch regelmäßig an, dass wir es sein sollten, weil ontologisch neutrale Paraphrasen an dem vorbeigehen, was an ihrer Stelle eigentlich gesagt werden sollte.

Letztlich lässt sich hier auf beiden Seiten der Vorwurf erheben, es handele sich um einen Fall von *begging the question*. Die Frage, ob die Paraphrasen adäquat sind, hängt genau davon ab, ob wir Realisten sind oder nicht. Der Realist würde die Adäquatheit natürlich abstreiten, weil er davon ausgeht, dass wir über wirklich existierende Entitäten sprechen und sprechen wollen und die Paraphrasen das fälschlich unterschlagen. Der Antirealist behauptet das Gegenteil. Der bloße Umstand, dass es Formulierungen gibt, die die Existenz des Fiktiven nicht voraussetzen und die den gebräuchlichen Sprechweisen *prima facie* ähnlich sind, zeigt nicht an, welche der Ausgangspositionen die richtige ist, da die Frage, ob diese Formulierungen adäquat sind, und also gerechtfertigt als erfolgreiche Paraphrasen eingestuft werden können, gerade davon abhängt, ob man Realist ist oder nicht. „Die vorgeschlagene Paraphrase mag Anti-Realisten adäquat erscheinen, aber aus realistischer Sicht ist sie sicher kein Ersatz für den paraphrasierten Satz“ (Reicher 2014, 170), bemängelt dementsprechend auch Reicher. Im Licht des Quine’schen Prinzips der ontologischen Festlegung betrachtet, können die Paraphrasen insofern nichts zu der Frage

beitragen, ob unsere Sprechweisen auf Existenzquantifikationen hinauslaufen oder nicht, weil die Frage, ob wir uns bei der Rede über Fiktives auf Entitäten festlegen, geklärt werden muss, bevor entschieden werden kann, ob die Paraphrasen adäquat sind oder nicht.

Doch selbst wenn diese Frage zugunsten der Antirealisten geklärt werden könnte und eine erfolgreiche und adäquate Paraphrasen-Strategie für alle Sprechweisen über Fiktives gefunden würde, bleibt problematisch, dass diese Strategie bestenfalls sprachliches Verhalten erklären könnte. Sie hat jedoch praktisch keinen Erklärungswert für nichtsprachliche Phänomene, in denen fiktive Entitäten eine Rolle spielen. Keine noch so elaborierte Paraphrase kann erklären, warum jemand Angst vor Dracula haben kann; allenfalls für den Satz *X hat Angst vor Dracula* kann womöglich eine Alternative geliefert werden, die die Existenz des Fiktiven nicht voraussetzt, aber damit ändert sich natürlich nichts an dem emotionalen Phänomen und seiner scheinbaren Gerichtetheit auf eine Entität. Um dieses grundsätzlichere Problem der intentionalen Gerichtetheit auf Fiktives loszuwerden, bedarf es weiterer Erklärungen. Es könnte etwa abgestritten werden, dass die Angst tatsächlich auf eine Entität gerichtet ist und das Phänomen insofern als Quasi-Angst eingestuft werden.[64] Dann stellt sich aber die Frage, warum die gleiche Strategie nicht auch schon für die Sprechweisen angewendet wird, und auch diese als nur Quasi-Sprechweisen verstanden werden. Dieser Strategie wird im folgenden Abschnitt nachgegangen.

[64] Vgl. etwa Walton 1978.

# 3 Pretense, Imagination, Make-Believe

Die im vorigen Abschnitt dargestellten Ansätze nähern sich dem Problem fiktiver Entitäten auf einer rein logisch-semantischen Ebene. Problematisch bei diesem Ansatz ist, dass damit in der Konsequenz auch allein sprachliche Probleme des größeren Phänomenkomplexes, sich zu fiktiven Entitäten zu verhalten, gelöst werden können. Eine Paraphrasen-Strategie trägt wenig zur Erhellung dazu bei, warum ich mich vor Dracula zu fürchten scheine. Erfolgreicher auf diesem Gebiet sind Theorien, die nicht nur sprachliches Verhalten berücksichtigen, sondern von umfassenderen Verhaltenspraktiken bezüglich fiktiver Entitäten ausgehen. Eine solche Theorie könnte beispielsweise annehmen, alle Verhaltensweisen zu fiktiven Entitäten, sprachliche wie nichtsprachliche, sind Teil eines komplexen Als-ob-Spiels, bei dem der Spieler nur so tut, als würde er sich auf etwas Fiktives beziehen. Hierzu mehr in diesem Abschnitt.

### i. Begriffsklärung

Die drei zentralen Begriffe dieses Debattenabschnitts werden sehr uneinheitlich verwendet. Teilweise werden sie als synonym betrachtet, an anderen Stellen für unterschiedlich erachtet, und häufig einfach verwendet, ohne dass auf ihre Bedeutung eingegangen würde. So meint beispielsweise Sainsbury: „Pretending, imagining, and making believe are similar but distinct activities“ (Sainsbury 2010, 10), während Friend schreibt: „there is considerable consensus that (1) [a specification of what it means to treat a work as fiction] involves make-believe or (in this debate, equivalently) imagining“ (Friend 2008, 151). Hinzu kommt, dass die Begriffe uneinheitlich ins Deutsche übertragen werden, wo sie ohnehin teilweise keine Entsprechung finden. Es scheint daher notwendig, zunächst auf diese drei Konzepte einzugehen und herauszuarbeiten, worin ihre möglichen Unterschiede und Gemeinsamkeiten liegen, um ihre Verwendung im Diskurs schließlich richtig verstehen und bewerten zu können. Zur Minderung des Übertragungsproblems ins Deutsche werde ich häufig der englischen Verwendung folgen und die Begriffe in ihrem natürlichen grammatischen Umfeld betrachten. Dabei ist stets zu beachten, dass es an dieser Stelle nicht darum geht, die Begriffe zu definieren oder eine bestimmte Verwendungsweise festzulegen, sondern aufzuzeigen, dass die Begriffe im Diskurs mit unterschiedlichen Bedeutungen verwendet werden, keiner von denen ich mich an dieser Stelle automatisch anschließe.

## Pretense

Das Konzept *pretense* ist bereits in Zusammenhang mit den Annahmen der kreationistischen Theorien Kripkes, Searles und Thomassons aufgetaucht (siehe S. 36ff). In Kripkes und Searles Fall ging es um vorgegebene (*pretended*) Sprechakte und Referenzen, bei Thomasson um vorgegebene Eigenschaften fiktiver Entitäten. Diese beiden unterschiedlichen Fälle markieren bereits die zwei wesentlichen grammatischen Umfelder, in denen das Verb *to pretend* stehen kann. Im Falle der Searle/Kripke-Theorien folgt ein Infinitiv: *pretend to refer/pretend to make an assertion*. In Thomassons Fall folgt ein dass-Nebensatz: *pretend that Holmes is a detective*. Auf Basis dieser Unterscheidung könnte man annehmen, dass Vorgänge, die mit der Infinitivkonstruktion bezeichnet werden, ein äußeres Verhalten fordern, während die Nebensatzkonstruktion ein inneres Kontemplieren einer Situation bezeichnet. Der Frage, ob sich entsprechend zwei verschiedene *Pretense*-Phänomene unterscheiden lassen, soll gleich nachgegangen werden. Zuvor sei jedoch betont, dass die entsprechende grammatische Unterscheidung bestenfalls Hinweise auf zwei *Pretense*-Arten geben kann, diese jedoch keinesfalls scharf sprachlich unterscheidet. Die Behauptung, für das eine Phänomen würde jeweils die eine Konstruktion und für das andere jeweils die andere verwendet, ist korpusanalytisch unhaltbarer Sprachnormativismus. Rufe ich in eine Gruppe von Kindern die Aufforderung *Let's pretend that we are elephants*!, werden die Kinder nicht aufgrund der Nebensatzkonstruktion beginnen, im Stillen innerlich eine kontrafaktische Situation zu kontemplieren. Vielmehr wird auch hier ein äußeres, elefantenartiges Verhalten gezeigt werden. Ob und welches zusätzliche innere Verhalten hinzutritt, kann hier genauso gefragt werden, wie bei der Anweisung *Let's pretend to be an elephant*. Eine rein grammatische Analyse der Begriffsverwendung kann den Unterschied der *Pretense*-Arten daher nicht genau herausstellen.

Wie gestaltet sich also der Unterschied zwischen innerem und äußerem *pretense*? Ein rein innerliches *pretense* ist nicht leicht zu finden: Versucht man beispielsweise, der Anweisung nachzukommen *Tu so, als würdest du kopfrechnen*, so wird man vielleicht eine Denkerpose einnehmen, oder so tun, als würde man seine Finger als Additionshilfe gebrauchen. Würde jedoch gar kein äußeres Verhalten an den Tag gelegt, wie es bei echtem Kopfrechnen der Fall sein mag, so scheint die Anweisung nicht erfüllt. Man vergleiche diesen Fall mit der Rolle, die *pretense* in der oben dargestellten Theorie Searles spielt. Hier wird eine intentionale Einstellung vorgegeben. Die Autorin einer Fiktion tut laut Searle so, als habe sie die intentionalen Einstellungen, die mit bestimmten Sprechakten einhergehen. Hier scheint also ein innerer Vorgang vorgegeben zu werden.

Doch tatsächlich geschieht dies wie im Kopfrechenbeispiel, indem ein äußerer kommunikativer Vorgang vollzogen wird, von dem sich auf den vorgegebenen intentionalen Zustand schließen lässt. Dieser Fall ist also auch kein Beispiel für rein innerliches *pretense*.

Zu suchen ist nach einem inneren Vorgang, der nicht nach außen kommuniziert wird und dennoch nur vorgegeben ist. Möglich scheint dies für den Fall von *pretended beliefs* (vorgegebenen Überzeugungen) zu sein. Beispielsweise könnte ich tatsächlich glauben, dass wenn p dann q, und dass nicht p. Aus diesen beiden Überzeugungen kann ich keine Schlüsse darauf ziehen, ob q der Fall ist oder nicht. Wenn ich nun jedoch so tue, als würde ich auch p glauben, so könnte ich auf q schließen. Hier liegt ein rein inneres *pretense* vor. Doch hat diese Form des *pretense* weiterhin große Ähnlichkeit mit dem äußeren. Auch hier kommt es ganz wesentlich auf ein Verhalten an, und nicht bloß auf eine Vorstellung. Das So-tun-als-ob-p realisiert sich darin, dass ich den Schluss q ziehe, obwohl ich p eigentlich nicht glaube. Das So-tun-als-ob besteht also auch hier in einem aktiven Verhalten, an dem sich das *pretense* ablesen lässt, wenngleich dieses Verhalten hier nur für mich selbst erkennbar ist.

Es scheint also schließlich der Fall zu sein, dass *pretense* auch eine gedankliche Operation sein kann, die auf die Konsequenzen kontrafaktischer Situationen abstellt. In dem Fall folgen beide Formen des *pretense*, das äußere wie das innere, einer Was-wäre-wenn-Frage und fordern die Umsetzung der Antwort. Was wäre, wenn ich ein Elefant wäre? Ich würde so-und-so machen. Was wäre, wenn ich p glauben würde? Ich würde dies-und-das daraus schließen. Doch was ist mit dem Thomasson'schen Fall, so zu tun, als sei Holmes ein Detektiv? Wenn Holmes ein Detektiv wäre, wie würde ich mich dann verhalten? Ich könnte beispielsweise alle meine sonstigen Überzeugungen, die sich allgemein auf Detektive erstrecken, heranziehen, um gemeinsam mit dieser *Pretense*-Annahme Schlüsse zu ziehen. Ob Thomasson dabei ein solches Verhalten im Sinn hat, sei dahingestellt. Es lässt sich jedenfalls feststellen, dass sich die Verwendung des Begriffs *pretense* mit Anschluss einer dass-Nebensatzkonstruktion genauso wie die Verwendung mit angeschlossenem Infinitiv als Bezeichnung für ein kontrafaktisches Verhalten verstehen lässt. Dabei lassen sich äußere kontrafaktische Verhalten unproblematisch mit beiden Konstruktionen beschreiben: *pretend to be an elephant/pretend that you are an elephant*. Inneres kontrafaktisches Verhalten lässt sich jedoch ebenfalls mit beiden Konstruktionen beschreiben, soweit ein Verb innerer Vorgänge zur Hilfe genommen wird: *pretend that Holmes is a detective* wird so beispielsweise zu *pretend to believe that Holmes is a detective*.

Zu bemerken ist hierbei noch, dass das jeweilige Verhalten zunächst keinen bestimmten Zweck fordert. Häufig wird *pretense* alltagssprachlich für Fälle des Täuschens verwendet, also für ein Szenario, in dem jemand sich verhält, als sei etwas der Fall, um seinen Gegenüber zu veranlassen zu glauben, dass die Sache tatsächlich der Fall sei. Hierbei ist eine weitere intentionale Einstellung dazugekommen, die die Funktion des Verhaltens für den Akteur bestimmt. Man bemerke jedoch, dass diese Funktionseinstellung nicht nötig war, um das Verhalten als *pretense* einzustufen. Ein Sich-verhalten-als-ob kann auch als solches kommuniziert werden und also ganz ohne Täuschungsabsicht auftreten.

Diese kurze Beschreibung von alltagssprachlichen Verwendungen des Begriffs *pretense* scheint eine recht einheitliche Bedeutung an den Tag zu legen, die unabhängig von der unterscheidbaren grammatischen Umgebung ist. Namentlich ist *pretense* demnach kontrafaktisches inneres oder äußeres Verhalten. Diese kurzen Erwägungen möchte ich im Weiteren um die aktuell dominanten wissenschaftlichen Strömungen zum *pretense* ergänzen und vergleichen, ob sich hier ein ähnlich einheitliches Bild herausstellt. Drei wesentliche Strömungen sind dabei zurzeit zu erkennen:[65]

**(1) Metarepräsentationale Theorien**: Das metarepräsentationale Verständnis von *pretense* entstammt als Theorie den Kognitionswissenschaften, ist aber für das Verständnis des Begriffs im philosophischen Kontext der Fiktionstheorie dennoch hilfreich. Prominent vertreten wird es insbesondere von Alan Leslie (1987). Leslie entwickelt eine umfassende Theorie kognitiver Prozesse, deren genauer Inhalt hier nicht gegenständlich sein soll. Relevant für meinen Kontext ist Leslies grundlegende Idee zu Repräsentationen, die sich tatsächlich auch als Theorie propositionaler Einstellungen verstehen lässt. Propositionen – in Ausblendung der umfangreichen philosophischen Debatte zu diesem Thema – sind Gehalte von Sätzen, das, was mit den Sätzen ausgedrückt wird. So sollen beispielsweise die Sätze einer Übersetzung die gleichen Propositionen ausdrücken wie die des Originals, sodass die Propositionen etwas anderes sind als die bloßen Sätze, die sich lautlich und syntaktisch unterscheiden. Wenn jemand einen solchen propositionalen Gehalt rezipiert, so nimmt er in der Regel eine bestimmte Haltung hierzu ein: „A *propositional attitude* […] is the mental state of having some attitude, stance, take, or opinion about a proposition“ (Schwitzgebel 2014, SEP, seine Kursivierung). Typische propositionale Einstellungen sind beispielswiese Glauben, Zweifeln, Hoffen. Der gleiche propositionale Gehalt kann dabei Gegenstand mehrerer propositionaler Einstellungen sein. So kann ich glauben, dass es heute mein

[65] Vgl. Liao und Gendler 2011.

Lieblingsessen geben wird und zugleich auch hoffen, dass dem so ist. Hier scheint es also jeweils zweimal denselben Gehalt zu geben, der unter unterschiedlichen Vorzeichen repräsentiert wird. Dieses „Zweikomponenten-Prinzip“ propositionaler Einstellungen wird im Weiteren häufiger Bezugspunkt sein.

Leslies Theorie zu Repräsentationen weicht von diesem verbreiteten Bild propositionaler Einstellungen etwas ab, funktioniert jedoch sehr ähnlich. Ausgangspunkt seiner Annahmen ist seine Idee von „primären Repräsentationen“:

> The basic evolutionary and ecological point of internal representation must be to represent aspects of the world in an accurate, faithful, and literal way, in so far as this is possible for a given organism. Such a basic capacity for representation can be called a capacity for primary representation. Primary representation is thus defined in terms of its direct semantic relation with the world. Its being literal and “sober” in representing the world determines its usefulness relative to the needs of the organism. (Leslie 1987, 414)

Leslie nimmt hier einen basalen Mechanismus des Repräsentierens an, der für alle Organismen ähnlich funktionieren soll. Die Umwelt wird demnach gewissermaßen unmittelbar durch sensorische Wahrnehmung in interne Repräsentationen übersetzt. Ziel dieser Repräsentationen ist es, in einem bestimmten möglichst direkten Verhältnis zur Umwelt zu stehen, namentlich diese in der für den jeweiligen Organismus einschlägigen Weise adäquat darzustellen. In diesem Fall repräsentieren die Organismen also einen Gehalt, der nicht durch irgendeinen Operator im Sinne einer propositionalen Einstellung modifiziert wird. Der Inhalt von *Pretense*-Annahmen funktioniert jedoch offensichtlich nicht so. Diese geben nicht die Umwelt wieder, und schon gar nicht „literal“, wie es die primären Repräsentationen tun sollen. Es muss sich hierbei wohl um Repräsentationen anderer Art handeln.

> Pretend representations [...] are in effect not representations of the world but representations of representations. For this reason I shall call them second order or, borrowing a term from Pylyshyn (1978), metarepresentations. Its [*sic*] reference, truth, and existence relations are suspended while it appears in this context. Using an appropriately mechanistic metaphor, one can say that the metarepresentational context decouples the primary expression from its normal input-output relations. Meanwhile the original primary representation, a copy of which was raised to a second order, continues with its definite and literal reference, truth, and existence relations. It is free to continue exerting whatever influence it would normally have on ongoing processes. (Leslie 1987, 417)

Wenn ich also den Computer vor mir wahrnehme, habe ich eine primäre Repräsentation, beispielsweise des Inhalts „da ist ein Computer“.[66] Wenn ich nun so tue (*pretend*), als handele es sich dabei um ein Raumschiff, so wird nach Leslies Bild die ursprüngliche primäre Repräsentation mit einem modifizierten Inhalt metarepräsentiert und mit dem Label PRETENSE als solche markiert. Diese zweite Metarepräsentation ist anders als erstere nicht mehr mit Eigenschaften der Außenwelt verbunden, sodass sie eine grundsätzlich andere funktionale Rolle einnimmt, als dies für die primäre Repräsentation der Fall ist. Die *Pretense*-Repräsentation und die ursprüngliche Repräsentation unterscheiden sich insofern auf zweierlei Weise; zum einen handelt es sich bei dem *pretense* um eine Repräsentation einer Repräsentation, zum anderen nimmt diese Metarepräsentation funktional eine andere Rolle ein. Insofern hat Leslies Vorstellung von *pretense* Ähnlichkeit mit den oben dargestellten Annahmen zu propositionalen Einstellungen, als dass hier ein Gehalt mit dem Vorzeichen PRETENSE repräsentiert wird und dieser vorangestellte Operator die *funktionale Rolle* der Repräsentation modifiziert, die hier nicht mehr die Aufgabe hat, die Umwelt wiederzuspiegeln. „Metarepresentational accounts maintain that *pretense* involves representing the contents of the pretend episode as *pretense*, and thus holds that those who engage in *pretense* behavior must possess a concept of *pretense*“ (Gendler 2013, SEP).

**(2) Behavioristische Theorien:** Anders als die metarepräsentationale Theorie Leslies betonen behavioristische Theorien das *Verhalten* von Personen, die eine Form des *pretense* zeigen. „Behaviorist views claim that what is central to *pretense* is behavioral: behaving ‘as-if’ a scenario obtains (or rather, behaving in a way that would be appropriate if that scenario obtained)“ (Liao und Gendler 2011, WIREs). Im Falle der zuvor dargestellten Annahme Leslies bedarf es eines solchen Verhaltens nicht. Sein *Pretense*-Begriff stellt auf ein rein mental-kognitives Phänomen ab, das sich nicht in einem Verhalten realisieren muss, nicht einmal in einem bloß inneren, gedanklichen Verhalten. Behavioristische Theorien stehen jedoch nicht in Opposition zu metarepräsentationalen, vielmehr sind sie eine Erweiterung. Auch behavioristische Theorien können annehmen, dass es dem Als-ob-Verhalten vorausgehend zunächst der mentalen Repräsentation eines Gehaltes bedarf. Dies muss nicht, kann aber so geschehen, wie Leslie es beschreibt. Jedoch handelt es sich bei dieser Repräsentation dann noch nicht um *pretense*, sondern bestenfalls um eine notwendige Bedingung für *pretense*. Für einen behavioristischen

[66] Dahingestellt sei hier die Frage, ob eine solche unmittelbare Repräsentation der Umwelt die Form eines propositionalen Gehaltes hat, sprich, ob unsere Wahrnehmung von vornherein propositional strukturiert ist. Vgl. hierzu die Dreyfus-McDowell-Debatte (Schear 2013).

*Pretense*-Begriff gilt: „Perhaps the most obvious fact about pretense is that pretenders actually do things, i.e. they engage in actions that are appropriate to the pretense“ (Nichols und Stich 2000, 119). Erst ein solches Verhalten, das womöglich auf einem bestimmten kognitiven Phänomen beruhen mag, ist es, was für den Behavioristen als *pretense* bezeichnet werden kann. Ob es sich dabei um eine definitorische Festlegung handelt, oder ob hierbei angenommen wird, es sei eine begriffliche Wahrheit, dass *pretense* ein Verhalten hervorbringt, unterscheidet sich von *account* zu *account*. Bei Nichols und Stich scheint es sich um letzteres zu handeln.

Der paradigmatische Fall eines solchen *pretense* besteht in einem äußeren Als-ob-Verhalten. Nichols und Stich diskutieren verschiedene solcher Fälle, beispielsweise das Telefonieren mit einer Banane. Jedoch, auch wenn sie den Fall nicht explizit untersuchen, lässt ihre allgemeine Beschreibung des Phänomens auch inneres Verhalten als *pretense* zu:

> To pretend that p is (at least to a rough first approximation) to behave in a way that is similar to the way one would (or might) behave if p were the case. (See Lillard, 1994, p. 213 for a similar treatment.) Thus, a person who wants to pretend that p wants to behave more or less as he would if p were the case. (Nichols und Stich 2000, 128)

Ein behavioristischer *account*, der von einem solchen Verhalten-als-ob-Bild des *pretense* ausgeht, passt grundsätzlich auch zu rein gedanklichen Operationen. Beispielsweise könnte jemand gedanklich bestimmte Schlüsse ziehen, wenn er so tut, als würde er eine Prämisse glauben. *Pretense* nach dem behavioristischen Bild setzt jedoch, egal ob inneres oder äußeres Verhalten an den Tag gelegt werden soll, zunächst die (irgendwie geartete) Fähigkeit voraus, kontrafaktisch von p auszugehen. Diese kontrafaktische Annahme wird dann als Ausgangspunkt genommen, um ein Verhalten an den Tag zu legen, das ähnlich zu dem Verhalten ist, das an den Tag gelegt würde, wäre p tatsächlich und nicht nur kontrafaktisch der Fall. Der behavioristische *Pretense*-Begriff unterscheidet sich insofern von dem metarepräsentationalen, als dass dort schon das kontrafaktische Annehmen von p als *pretense* bezeichnet werden kann, während der behavioristische Begriff notwendig davon ausgeht, dass diese kontrafaktische Annahme außerdem noch ein Verhalten steuert.

**(3) Intentionalistische Theorien:** „Intentionalist views attempt to strike a balance between metarepresentationalist views and behaviorist views. On such accounts, when people pretend they do not merely behave-as-if: they act-as-if“ (Liao und Gendler 2011, WIREs). Wie nach dem behavioristischen Bild auch wird hier die Notwendigkeit eines Verhaltens betont. *Pretense* ist demnach mit einer Aktivität verbunden. Eine größere

Rolle spielt hier jedoch das intentionale Gerichtetsein auf die Aktivität als *Pretense*-Verhalten. Dies wird durch die Gegenüberstellung von *behave* und *act* betont. Die Person verhält sich nicht nur so, als ob etwas der Fall wäre, sie handelt, d.h. sie verhält sich bewusst und absichtlich so. Notwendig ist dabei jedoch nicht, dass die betreffende Person über den Begriff *pretense* verfügt, um sich entsprechend verhalten zu können, aber sie muss eine bestimmte intentionale Einstellung zu ihrem Als-ob-Handeln haben, sodass nicht nur der Inhalt der *Pretense*-Prämisse als *pretense* metarepräsentiert wird, sondern auch das resultierende Verhalten selbst.[67] Der Unterschied zwischen behavioralen und intentionalistischen Theorien ist nicht immer klar auszumachen, und die Einordnung von Vertretern in die eine oder andere Kategorie scheint gelegentlich nur daran zu liegen, wie explizit die Vertreter ihre Annahmen zum intentionalen Unterbau des Verhaltens zum Ausdruck bringen und nicht davon, welche Annahmen sie tatsächlich machen.

Die theoretischen Bestimmungen von *pretense* weichen insbesondere im Fall der metarepräsentationalen Theorie Leslies von meinen obigen Erwägungen zur alltagssprachlichen Verwendung des Begriffs ab. Leslies Theorie betont den Aspekt des Verhaltens überhaupt nicht. Was jedoch bei den wissenschaftlichen Bestimmungen beachtet werden muss, ist, dass sie nicht versuchen (dies gilt insbesondere für Leslie) den Begriff *pretense* zu explizieren, sondern ein unabhängig von dem Begriff ausgemachtes Phänomen zu beschreiben, das sie dann als *pretense* bezeichnen. Würden Nichols und Stich Leslies Theorie vorwerfen, dass er den wichtigen Aspekt des Verhaltens übersehen habe, so wäre dies eine völlig verfehlte Kritik, die darauf hinausliefe, ihm zu sagen, er hätte lieber ein anderes Phänomen beschreiben sollen. Allenfalls lässt sich Leslie vorwerfen, er habe ein ungünstiges Label für das von ihm beschriebene Phänomen gewählt und hätte es lieber nicht *pretense* nennen sollen. Was der aktuelle Abschnitt zum *Pretense*-Begriff jedoch herausstellen soll, ist genau dies: Der Begriff findet keine einheitliche, auf ein bestimmtes Phänomen beschränkte Verwendung. Theoretische Ausführungen zu *pretense* zielen nicht alle auf das gleiche Phänomen ab, sondern es werden ganz unterschiedliche Phänomene unter diesem Begriff behandelt.

Zurück zum Elefanten: Versuche ich, so zu tun, als sei ich ein Elefant, was muss dann nach den drei Theorien jeweils der Fall sein? Nach der metarepräsentationalen Theorie würde es ausreichen, dass ich kontrafaktisch mein Elefant-Sein annehme und dies als kontrafaktisch metarepräsentiere. Für die behaviorale Theorie kommt es in erster Linie darauf an, dass ich mich Elefanten-ähnlich verhalte, und für die intentionalistische

[67] Vgl. für eine solche Theorie Rakoczy et al. (2004).

Theorie müsste ich mich Elefanten-ähnlich verhalten, weil ich kontrafaktisch mein Elefant-Sein annehme und sowohl das eine als auch das andere absichtlich tun. Die beiden letzteren Theorien passen recht gut zu meinen obigen Ausführungen zur alltagssprachlichen Verwendung des Begriffs *pretense*, da sie gleichermaßen ein kontrafaktisches Verhalten betonen. Leslies Theorie fällt wie erwähnt im Licht der alltagssprachlichen Begriffsverwendung etwas aus dem Rahmen.

Offenbar werden in den Theorien Leslies, und Nichols' und Stichs verwandte aber unterschiedliche Phänomene thematisiert. Unterscheiden lässt sich zwischen einem kontrafaktischen Verhalten und dem bewussten Unterhalten kontrafaktischer Propositionen. Ersteres kann möglicherweise durch letzteres motiviert sein, doch die Fähigkeit, bewusst kontrafaktische Propositionen zu unterhalten, ist sicherlich grundsätzlich von einem damit einhergehenden Verhalten unabhängig. Für meine Zwecke ist im Weiteren völlig unerheblich, welches dieser zwei Phänomene als *pretense* bezeichnet wird. Wichtig ist das Bewusstsein, dass (1) es diese zwei verschiedenen Phänomene zu geben scheint und, dass (2) der Begriff *pretense* offensichtlich nicht einheitlich für nur eines dieser Phänomene verwendet wird, sondern für beide. Dies gilt nicht nur für die Kognitionswissenschaften und die Psychologie. Auch innerhalb des Fiktionstheoriediskurses setzt sich diese uneinheitliche Verwendung fort. Es bedarf deshalb bei der Rezeption des Diskurses stets des Bewusstseins um diese zwei unterschiedlichen Phänomene, damit die jeweils aktuelle Begriffsverwendung richtig eingeordnet werden kann.

### Imagination

Auch mit *imagination* wird eine Vielzahl verschiedener mentaler Zustände und/oder Fähigkeiten belegt, was eine Begriffsexplikation erschwert. Die Beteuerung dieser Schwierigkeit oder sogar Unmöglichkeit einer vernünftigen Kategorisierung oder umfassenden Erläuterung der verschiedenen Verwendungsweisen des Begriffs *imagination* wird im Rahmen konventionalisierter Apologien zahlreichen Auseinandersetzungen mit dem Thema vorangestellt (vgl. Gendler 2013, SEP). Stevenson (2003) unternimmt einen solchen Kategorisierungsversuch, wenn er zwölf Arten des Imaginierens unterscheidet, die von sehr umfassenden mentalen Vorgängen zu wesentlich spezifischeren reichen. Der breiteste Imaginationsbegriff für Stevenson bezeichnet die Fähigkeit, „to think of (conceive of, or represent) anything at all" (Stevenson 2003, 245). Imagination in diesem Sinne fällt also zusammen mit Intentionalität, „the whole representational power of the human mind" (Stevenson 2003, 246). In diesem sehr breiten

Sinne wäre Imagination als die Gesamtheit gedanklicher, repräsentationaler Fähigkeiten der Überbegriff zu *pretense*. Doch ist diese ausufernde Verwendung eher ungebräuchlich und provoziert die Frage nach ihrem Nutzen. Die Möglichkeit, Imagination als Intentionalität zu verstehen, weist jedoch darauf hin, wie sehr der Imaginationsbegriff verbunden ist mit repräsentationalen Fähigkeiten. Ganz anders als der Begriff *pretense*, für den häufig eine Verhaltenskomponente besonders stark gemacht wird, hat Imagination zunächst nichts mit solchen Verhaltenskonsequenzen aus einer Repräsentation zu tun. Imagination ist völlig auf die Repräsentation eines Inhalts selbst ausgerichtet und nicht auf ein äußeres Verhalten oder auf Konsequenzen aus diesem Inhalt.

Grammatisch lässt sich *to imagine* in drei Umgebungen stellen: *imagine that* (propositionale Imagination), *imagine something* (quasi-sensorische Imagination) und *imagine x-ing* (Aktivitätsimagination). So kann ich mir (1) vorstellen, dass ich ein Elefant bin, (2) einen Elefanten vorstellen, und (3) vorstellen, ein Elefant zu sein. Wie im Fall der obigen Ausführungen zum *pretense* gilt auch hier, dass die Verbindung von grammatischen Konstruktionen mit unterschiedlichen Phänomenen normativ und nicht deskriptiv ist. So kann eine Anweisung, die ihrer Form nach aussieht wie eine Aktivitätsimagination, bspw. *Stell dir vor, einen Elefanten zu sehen*, zur gleichen Imagination führen wie die Anweisung *Stell dir einen Elefanten vor*. Anhand der grammatischen Form lassen sich stipulativ drei Imaginationsarten unterscheiden, aber dass alltagssprachlich die drei grammatischen Umgebungen jeweils sauber einem der drei Imaginationsphänomene zugeordnet wären, ist als Behauptung unhaltbar.

Ganz anders als der *Pretense*-Begriff scheint der Imaginationsbegriff normalerweise keine Verhaltenskomponente zu haben. Selbst die Aktivitätsimagination (3) fordert kein äußeres Verhalten, sondern alle drei Formen des Imaginierens scheinen rein innerliche Vorgänge des Vorstellens zu sein. *To pretend to be an elephant* und *to imagine that you are an elephant* sind radikal verschiedene Operationen, jedenfalls soweit *pretense* im Sinne der behavioristischen oder intentionalistischen Theorien verstanden wird. Imagination, anders als *pretense*, bleibt eine rein mental-repräsentierende Operation. Die drei grammatischen Umgebungen des Verbs *imaginieren* suggerieren aber unterschiedliche Arten mentaler Vorgänge. Sich vorzustellen, *dass etwas der Fall sei*, ist womöglich eine völlig andere repräsentationale Fähigkeit, als sich *Etwas* vorzustellen.

Unterschiedliche Imaginationsbegriffe drehen genau an dieser Stellschraube: Immer geht es um die Repräsentation eines Inhalts, allein die Form der Repräsentation ist dabei variabel. Beispielsweise gelangt man zu einem alltagssprachlich naheliegenden

Imaginationsbegriff, indem die Repräsentationsform auf bildliches Vorstellen beschränkt wird. Imaginieren wäre dann das Sich-geistig-vor-Augen-führen einer Sache. Dies ließe sich weiter einschränken, indem nur bestimmte Objekte oder Situationen als unter den Imaginationsbegriff fallend zugelassen würden, beispielsweise solche, die nicht existieren bzw. der Fall sind. In diesem Fall würde, um den Imaginationsbegriff zu bestimmen, nicht nur die Art der Repräsentation eingeschränkt, sondern auch der Inhalt der Repräsentation. Wenn hingegen alle Formen der Repräsentation und sämtliche Inhalte für den Begriff zugelassen werden, so gelangt man zu dem sehr weiten Imaginationsbegriff, den Stevenson als „the whole representational power of the human mind“ (Stevenson 2003, 246) bezeichnet.

Diese beiden Stellschrauben machen auch das Erstellen einer umfassenden Taxonomie der Verwendungsweisen des Imaginationsbegriffs so schwierig. Die gesamte jahrtausendlange Diskussion zur Frage, welche Arten mentaler Repräsentation es gibt und wie diese mit ontologischen Status von intentionalen und nicht-intentionalen Gegenständen zusammenhängen, wird hier mit aufgerufen. Es sei jedoch zumindest auf zwei Arten der Imagination etwas näher eingegangen, die in der folgenden Diskussion von besonderer Bedeutung sind, namentlich die quasi-sensorische Imagination und die propositionale Imagination.

**(1) Propositionale Imagination** ist strukturell verwandt mit Überzeugungen (*belief*s). Glauben, dass ich ein Elefant bin, und mir vorstellen, dass ich ein Elefant bin, hat den gleichen propositionalen Gehalt.

> To a reasonable approximation, then, to believe that P is to regard P as literally true (for complications with this account, see Velleman 2000), whereas to imagine that P is to regard P as fictional or make-believe or pretend, regardless of whether P actually obtains. [...I]t appears that the in-principle domain over which both belief and (propositional) imagination range is the same: roughly, the domain of all understandable propositions. (Gendler 2013, SEP)

Nach diesem Bild sind Überzeugungen und Imaginationen also in Bezug auf ihren Gehalt prinzipiell das gleiche; der Unterschied liegt in der Art der Repräsentation des Inhalts. Diese Struktur ist bereits von oben bekannt (vgl. S. 166): Es entspricht dem Verhältnis von propositionaler Einstellung zu propositionalem Gehalt.

Nach einem funktionalistischen Bild kognitiver Prozesse lassen sich verschiedene „Boxen“ unterscheiden, in denen propositionale Gehalte abgelegt und dann verarbeitet werden, darunter am prominentesten die *Belief*-Box. Bin ich beispielsweise überzeugt,

dass p, so ist der Gehalt *p* in meiner *Belief*-Box abgelegt und unterliegt damit verschiedenen kognitiven Funktionen, die auf diesen Gehalt angewandt werden können, beispielsweise die Funktion, Schlussfolgerungen zu ziehen. „Positing a 'box' in which a certain category of mental states are [*sic*] located is simply a way of depicting the fact that those states share an important cluster of causal properties that are not shared by other types of states in the system" (Nichols und Stich 2000, 121). Es handelt sich bei der Rede von Boxen also um eine Metapher, die auf funktionale Einheiten abzielt und nicht etwa um topologische, sodass entsprechende Hirnregionen ausgemacht werden könnten. Einer propositionalen Einstellung entspricht dabei jeweils ein solches Bündel von Funktionen, das als *Box* bezeichnet wird. Nach diesem Bild funktionaler Einheiten werden regelmäßig auch spezielle Boxen postuliert, in denen imaginative Inhalte abgelegt werden. Nichols und Stich nehmen beispielsweise eine „Possible World Box" an.

> Like the Belief Box and the Desire Box, the Possible World Box contains representation tokens. However, the functional role of these tokens, their pattern of interaction with other components of the mind, is quite different from the functional role of either beliefs or desires. Their job is not to represent the world as it is or as we'd like it to be, but rather to represent what the world would be like given some set of assumptions that we may neither believe to be true nor want to be true. (Nichols und Stich 2000, 122)

Nach diesem Bild gibt es also unterschiedliche kognitive Prozesse zur Repräsentation und Verarbeitung von Propositionen, deren Unterschied sich allgemeinsprachlich darin manifestiert, mit welchen propositionalen Einstellungswörtern wir den jeweiligen Inhalt bezeichnen. *Ich glaube p* lässt sich somit auch ausdrücken als *Der propositionale Gehalt p unterliegt bei mir den kognitiven Funktionen φ*, wobei φ die Menge an Funktionen ist, die auf den Inhalt von Überzeugungen angewendet werden können. Neben solchen *Believe*-Funktionen stehen nach dem Nichols/Stich-Bild entsprechend die Imaginationsfunktionen, die auf Inhalte der Possible World Box (PWB) angewandt werden. Eine Proposition zu imaginieren, heißt somit, dass der Inhalt der Proposition eine bestimmte funktionale Rolle einnimmt. Zu glauben, dass ich ein Elefant bin, hat deshalb andere Konsequenzen für meine sonstigen Überzeugungen und Verhaltensweisen, als zu imaginieren, dass ich ein Elefant bin, obwohl der propositionale Gehalt jeweils der gleiche ist.

Propositionale Imagination nach diesem Bild erinnert an das im vorigen Abschnitt beschriebene metarepräsentationale *pretense*. Nichols und Stich sehen die Verwandtschaft zu solchen *Pretense*-Konzeptionen ebenfalls: „In our theory the PWB also plays a central role in pretense. It is the workspace in which the representations that

specify what is going on in a pretense episode are housed“ (Nichols und Stich 2000, 122). Der behavioristische *Pretense*-Begriff von Nichols und Stich richtet sich also auf ein Verhalten, das wiederum auf einer Proposition im Sinne der propositionalen Imagination beruht. Insofern bezeichnen die Begriffe *imagination* und *pretense* für Nichols und Stich zwar nicht das selbe, aber doch eng verwandte Phänomene. Es lässt sich hier feststellen, dass es auch im Fiktionstheoriediskurs Fälle geben könnte, in denen die Rede von *pretense* und von *imagination* das gleiche, oder doch sehr ähnliche Phänomene meinen könnte.

**(2) Quasi-sensorische Imagination** oder „[t]he ability to entertain mental images“ (Stevenson 2003, 243) ist anders als propositionale Imagination ein Konzept, das jedem unmittelbar verständlich ist, der über die entsprechende Fähigkeit verfügt. „To have a (merely) mental image is to have a perception-like experience triggered by something other than the appropriate external stimulus“ (Gendler 2013, SEP). Es ist die Fähigkeit, sich etwas geistig vor Augen zu führen. Zwar ist innerhalb der Kognitions- und Neurowissenschaften umstritten, ob der entsprechende mentale Vorgang tatsächlich als analog zum Sehen verstanden werden sollte, oder ob es sich dabei vielmehr um ein begriffliches Vor-Augen-führen handelt, das damit funktional in die Nähe von propositionaler Imagination gerückt würde (vgl. Nigel 2014, SEP). Dennoch ist der *quasi-sensorische* Eindruck nicht zu leugnen, auf den Gendler abstellt: Diese Form der Imagination ist introspektiv wahrnehmungsähnlich, unabhängig davon, welche Prozesse ihr genau unterliegen. Dies gilt nicht nur für bildliche Imagination. Auch andere sensuelle Eindrücke lassen sich so imaginieren. Insbesondere bei der Imagination von akustischen Wahrnehmungen lässt sich die introspektive Ähnlichkeit zu der tatsächlichen Wahrnehmung nicht von der Hand weisen; man denke etwa an Ohrwürmer.

Der dritte oben unterschiedene Fall der Aktivitätsimagination, obwohl er grammatisch anders ausgedrückt werden kann, scheint dabei ganz ähnlich zu funktionieren. *To imagine x-ing* hat ebenfalls eine quasi-sensorische Komponente, was besonders bei Gefühlsverben offensichtlich wird. Alvin Goldman beschreibt den Fall für „imagine feeling elated“ als

> to conjure up a state that feels, phenomenologically, rather like a trace or tincture of elation. [...] When I imagine feeling elated, I do not merely suppose that I am elated; rather, I enact, or try to enact, elation itself. Thus, we might call this type of imagination “enactment imagination.” (Goldman 2006, 47)

Goldman nimmt an, dass bei dieser Form der Imagination ein mentaler Zustand herbeigeführt werden soll, der der tatsächlichen Erfahrung ähnlich ist. Für den Fall

bildlicher Imagination lassen sich hierbei zahlreiche Hinweise finden. Die schon erwähnte quasi-sensorische oder introspektiv-phänomenale Ähnlichkeit zwischen tatsächlichen und nur vorgestellten Eindrücken ist jedem zugänglich, doch auch eine neurologisch-funktionale Ähnlichkeit wird von diversen Studien nahegelegt. So zeigt sich beispielsweise, dass Hörer einer Geschichte die genannten Richtungsangaben mit ihren Augenbewegungen nachvollziehen (Spivey et al. 2000); beim tatsächlichen Anschauen geometrischer Strukturen und dem bloßen Vorstellen der gleichen Struktur sind sich die Augenbewegungen so ähnlich, dass Brandt und Stark zu dem Schluss kommen, die Bewegungen „reflect the content of the visualized scene“ (Brandt und Stark 1997, 27). Auch gibt es Überschneidungen neuronaler Aktivität bei visuellen Stimuli und bildlicher Imagination (O’Craven und Kanwisher 2000). All dies zeigt die große Ähnlichkeit von Wahrnehmung und Imagination.

Die Evidenz ist insofern umfassend, dass quasi-sensorische Imagination und propositionale Imagination sich nicht nur begrifflich und introspektiv-phänomenal unterscheiden lassen, sondern auch kognitive Unterschiede bestehen: „Imagery and propositional imagination now appear as two distinct imaginative modes“ (Currie und Ichino 2013, 322). Es ist das erste Phänomen, *imagery* oder quasi-sensorische Imagination, das meistens gemeint zu sein scheint, wenn jemand dazu auffordert, sich etwas vorzustellen. Dieses unter *Imagination* gefasste Phänomen entspricht keiner der oben dargestellten Verwendungsweisen des Begriffs *pretense*. Während die propositionale Imagination und das metarepräsentationale Verständnis von *pretense* scheinbar auf das gleiche oder ein sehr ähnliches Phänomen abstellen, handelt es sich bei der quasi-sensorischen Imagination um ein ganz anderes, zusätzliches Phänomen. Das kann jedoch natürlich nicht heißen, dass diese unterscheidbaren Phänomene nicht regelmäßig zusammen auftreten können und beispielsweise eine komplexe Situation teilweise propositional und teilweise quasi-sensorisch imaginiert wird.

Herausgestellt werden soll, wie wichtig es ist, auf die Phänomene und nicht bloß die Begriffe abzustellen, wenn unterschiedliche Ausführungen zum Thema Imagination oder *pretense* miteinander verglichen werden. Wenn beispielsweise Ryle schreibt:

> All imagining is imagining *that* something is the case. The correct form of reply to the question What are you imagining? would be to state a complete proposition, prefaced by a “that.” It would be incorrect to reply by naming or describing a thing. That is, imagining is in this respect analogous to knowing, believing, opining and guessing, and not to seeing, fearing, hitting, making or begetting. (Ryle 1933, 29f, seine Emphase)

dann macht er deutlich, dass er den Begriff *imagination* hier für propositionale Imagination reserviert und quasi-sensorische Imagination gerade ausschließt. Entsprechend kann Ryle Imagination auch als ein Phänomen verstehen, das dem *pretense* ähnlich ist und zu dem Ergebnis kommen: „There is not much difference between a child playing at being a pirate, and one fancying that he is a pirate“ (Ryle 1949, 264). Möchte sich also jemand mit Ryles Imaginationsbegriff auseinandersetzen, so wäre es inadäquat, irgendeinen anderen weiteren oder engeren Imaginationsbegriff vorauszusetzen, auch wenn dieser der alltagssprachlichen Verwendung näher sein mag. Dies tut beispielsweise White, wenn er sich verwundert darüber äußert, dass Ryle Imagination als eine Form von *pretense* versteht (vgl. White 1988, 307ff).

Doch Whites Unverständnis rührt daher, dass er selbst einen behavioristischen *Pretense*-Begriff und einen quasi-sensorischen Imaginationsbegriff voraussetzt. „For what we produce in pretending that p is some behaviour like that appropriate to p, whereas what we produce in imagining that p is some thought or some imagery like p“ (White 1988, 302). Werden die Begriffe jeweils auf diese zwei unterschiedlichen Phänomene beschränkt, so handelt es sich trivialer Weise nicht um die gleiche Sache, und die Begriffe sind dann auch nicht synonym oder untereinander austauschbar oder das eine ein Unterfall des anderen. Eine solche Zusammenstellung der Begriffe scheint aber, wie im Falle Ryles, völlig nachvollziehbar, wenn beispielsweise ein metarepräsentationaler *Pretense*-Begriff sowie ein propositionaler Imaginationsbegriff herangezogen werden. Der Knackpunkt ist hier abermals, dass White und Ryle nicht wirklich über die Begriffe reden, sondern über die Phänomene, die sie mit den Begriffen verbunden haben, White aber nicht dazu bereit scheint, sich zu fragen, ob Ryle womöglich mit den gleichen Worten über eine andere Sache spricht.

Mit Blick auf die alltagssprachliche und theoretische Begriffsverwendung von sowohl *pretense* als auch *imagination* bildet sich also ein Muster heraus: Es lassen sich bisher mindestens drei Phänomene unterscheiden, namentlich (1) das Unterhalten von Propositionen mit einer bestimmten kognitiv-funktionalen Rolle, (2) das kontrafaktische Sich-verhalten-als-ob, und (3) das quasi-sensorische innere Vorstellen. Die drei Phänomene werden dabei jeweils mal als *pretense* und mal als *imagination* bezeichnet und stehen damit stets in der Gefahr, verwechselt zu werden, wenn Personen mit unterschiedlichen Begriff-Phänomen-Verbindungen sich aufeinander beziehen. Dieses Muster setzt sich auch für den Begriff *make-believe* fort.

**Make-Believe**

Anders als *pretense* und *imagination* hat *make-believe* keine deutsche Entsprechung. Alltagssprachlich bezeichnet dieser Begriff im Englischen ein bestimmtes Verhalten (insbesondere von Kindern) beim Spielen. Auch wenn es den Begriff im Deutschen nicht gibt, tritt dennoch das gleiche Phänomen auf: Ein paradigmatischer Fall ist das sogenannte *Haus-Spielen*. Hierbei nehmen beispielsweise einige Kinder die Rollen der Eltern und andere die Rolle der Kinder ein und stellen so Alltagssituationen nach. Dabei können Gegenstände als das Spiel unterstützende Requisiten dienen, so beispielsweise wenn Stücke von Plastik-Gemüseimitationen als Essen dienen. In solchen *Make-Believe*-Spielen wird also eine kontrafaktische Situation angenommen und alle beteiligten Spieler verhalten sich, als sei diese tatsächlich aktuell, wobei sie selbst auch Teil dieser Spielwelt sind. *Make-believe* ist seiner Alltagsverwendung nach also Fantasie in Aktion. Berühmt dargestellt wird dies in J. M. Barries Peter-Pan-Geschichten, wo die Kinder in der Lage scheinen, ihre *Make-Believe*-Situationen zu tatsächlichen Situation werden zu lassen. In einer allegorischen Lesart dieses Textes wird die Fähigkeit von Kindern gezeigt, durch ihre Vorstellungskraft werden zu lassen, woran sie glauben, etwas sozusagen „herbei zu fantasieren“. Der Begriff *make-believe* im Kontext von Fiktionstheorien orientiert sich zwar an dieser Alltagsverwendung, weicht jedoch häufig stark davon ab.

Am stärksten ausgeprägt ist die Verbindung zwischen dem alltagssprachlichen und dem theoretischen Begriff bei Walton (1990). Wenn Walton diesen Begriff im Rahmen seiner Theorie künstlerischer Repräsentation verwendet, so soll die Assoziation mit dem Spiel von Kindern nicht nur hintergründig sein, sondern betonen, dass sein *Make-Believe*-Begriff grundlegend auf dieses Spielverhalten abstellt. „Games of *make-believe* are one species of imaginative activity; specifically, they are exercises of the imagination involving *props*“ (Walton 1990, 12, seine Emphase). Nach dieser Walton’schen Bestimmung sind *Make-Believe*-Spiele also ein Unterfall des übergeordneten Begriffs *imagination*, namentlich solche Fälle von Imagination, die mit dem Verwenden von *props* einhergehen. Um Waltons *Make-Believe*-Begriff verstehen zu können, müssen also zunächst diese beiden anderen Begriffe, *prop* und *imagination*, beleuchtet werden.

„A prop is something which, by virtue of conditional *principles of generation*, mandates imaginings“ (Walton 1990, 69, seine Kursivierung). *Props* lassen sich am besten anhand eines Beispiels einführen. Der Begriff entstammt abermals dem *Make-Believe*-Spiel von Kindern. Spielen die Kinder beispielsweise Arzt, so könnten sie ein weißes Hemd ihrer Eltern nehmen und als Kittel verwenden. Dieses Hemd wäre dann ein *prop* in ihrem Arzt-Spiel, indem es Teil der imaginierten Situation ist, dass das Hemd ein Arztkittel sei.

Dieses Imaginationsverhalten ist jedoch nicht frei. Die Kinder haben sich in ihrem Spiel darauf geeignigt, dass das Hemd ein Kittel sei, und damit festgelegt, welche Imagination von dem *prop* gefordert wird. Zieht ein Kind das Hemd aus, so gilt innerhalb des Spiels in Übereinstimmung mit der zuvor festgelegten Regel, dass die Ärztin ihren Kittel ausgezogen habe. Solche Regeln, die das Imaginationsspiel leiten, sind es, was Walton „conditional principles of generation“ nennt: Wenn-dann-Regeln, die verbunden mit einem *prop* innerhalb des Spiel-Kontextes einen bestimmten Imaginationsinhalt fordern oder „generieren“. Wenn Walton von *make-believe* spricht, so meint er diesen Spezialfall von durch *props* regelgeleiteter Imagination.

Allerdings ist der Einsatz von *props*, wie ihn Walton in dem obigen Zitat als wesentlich für das Vorliegen von *make-believe* darstellt, nach seinen eigenen Ausführungen nicht notwendig für regelgeleitetes Imaginieren. Hierfür zieht Walton das Beispiel eines absichtlichen Tagtraums heran. „Fred decides to imagine retiring to southern France“ (Walton 1990, 44). Auch diese Art des Vorstellens ist regelbasiert, da Fred sich die entsprechende Regel selbst gesetzt hat, doch gibt es dabei kein *prop*. Anders gelagert ist der Fall beim Träumen. Hier soll es der Traum selbst sein, der als *prop* eine Imagination steuert. Walton bezeichnet diesen Fall als „internal prop“ (vgl. Walton 1990, 49f). Walton möchte jedoch nur solche Fälle unter *make-believe* fassen, bei denen eine Imagination durch externe *props* gesteuert wird, also durch Gegenstände. Dementsprechend bestimmt er *make-believe* schließlich als „the use of (external) props in imaginative activities“ (Walton 1990, 67). Hieran wird ganz deutlich, warum Walton in Anlehnung an die Alltagsverwendung des Begriffs *make-believe* häufig von „*games* of make believe“ spricht. Es ist einerseits die Regelbasiertheit, die dieser Form der Imagination ihren Spielcharakter verleiht, andererseits aber auch, dass hierbei ein äußeres Verhalten in Interaktion mit *props* an den Tag gelegt wird.

Waltons Imaginationsbegriff ist schwieriger zu bestimmen als sein Verständnis von *props*. Er selbst stellt fest, dass eine genaue Bestimmung des Phänomens zwar wünschenswert wäre, er sich dazu aber nicht in der Lage sieht. Stattdessen soll ein „intuitive understanding of what it is to imagine, sharpened somewhat by the observations of this chapter“ (Walton 1990, 19) ausreichen. Diese Observationen richten sich auf einige positiv bestimmte Eigenschaften von Imagination. Zunächst betont Walton aber negativ, was er für ein falsches Verständnis von Imagination hält, das er als „promising but inadequate“ (Walton 1990, 19) bezeichnet: „To imagine that *p*, it might be said, is to entertain the proposition that *p*“ (Walton 1990, 19). Walton stört an diesem Bild, dass es viel zu viele Propositionen zulässt und schließlich praktisch alles unter den

Imaginationsbegriff fällt, so wie es auch für den weitesten der von Stevenson unterschiedenen Verwendungsweisen von *imagination* der Fall ist. Er nimmt an, dass noch mindestens eine Bedingung hinzukommen muss, damit das Unterhalten einer Proposition als Imagination qualifiziert: „Imagining (propositional imagining), like (propositional) believing or desiring, is *doing* something *with* a proposition one has in mind“ (Walton 1990, 20, seine Emphase).

Leider sagt Walton nichts dazu, welche Aktivitäten er sich hierunter vorstellt. Wohl lässt sich Walton jedoch unterstellen, dass er Imagination als propositionale Einstellung versteht, schließlich stellt er es in obigem Zitat in eine Reihe mit „believing or desiring“. Drei positive Eigenschaften von Imagination stellt Walton jedoch heraus, die das Phänomen zumindest etwas umreißen. (1) Imagination kann durch „prompter“ (vgl. Walton 1990, 21ff) ausgelöst werden. Hierbei handelt es sich um (in erster Linie) Gegenstände, die uns unwillkürlich dazu anregen, uns etwas vorzustellen, häufig indem sie der vorgestellten Sache ähneln. Die oben schon eingeführten *props* können solche *prompter* sein. (2) Imagination kann Objektbezogen sein. Man kann sich von einer Sache – zum Beispiel einem *prompter* – vorstellen, er sei etwas anderes. Nach Waltons Beispiel stellt sich ein Kind, das mit einer Puppe spielt, dabei nicht einfach ein Baby vor, sondern stellt sich *von der Puppe* vor, es sei ein Baby. Dies nennt er *imagination de re* (vgl. Walton 1990, 25), was obigen Ausführungen zur Objektimagination entspricht. (3) Vorstellungen kann man auch bezüglich seiner selbst haben. Dann ist man *de re* Objekt der Vorstellung. Daneben nimmt Walton jedoch auch noch eine Vorstellung *de se* (von sich) an, bei der man nicht Objekt der Vorstellung ist. „I am inclined to think that imagining is *essentially* self-referential in a certain way“ (Walton 1990, 28, seine Emphase). Der paradigmatische Fall einer *De-se*-Imagination ist „[i]magining from the inside […] a form of self-imagining characteristically described as imagining *doing* or *experiencing* something“ (Walton 1990, 29). Diese Form der Imagination, nimmt Walton an, sei in keinem *de re* Sinne über einen selbst; vielmehr ist es eine andere Art der Selbstbezüglichkeit, die rein darin besteht, dass bei der Vorstellung kein Zweifel besteht, dass man selbst es ist, der die vorgestellten Eindrücke hat und damit einhergehend auch in der Vorstellung das epistemische Zentrum der Wahrnehmung ist. Es handelt sich dabei also weniger um einen semantischen Teil des vorgestellten Inhalts als vielmehr eine introspektiv-phänomenale Qualität des Vorstellens selbst.

Waltons *Make-Believe*-Begriff, bestehend aus den Elementen der Imagination und ihrer regelgeleiteten Steuerung durch ein *prop*, weist damit Elemente aller bisher in diesem Abschnitt unterschiedenen Phänomene auf. Das *Make-Believe*-Verhalten hat eine

behavioristische Komponente, indem es notwendig auf die Befolgung der *prop*-gesteuerten Regeln abstellt, wobei dieses Verhalten auch ein rein internes Vorstellungsverhalten sein kann. Dieses Vorstellen basiert auf dem Unterhalten von Propositionen, soll aber darüber hinausgehen, indem mit diesen Propositionen „etwas gemacht“ werden muss. Außerdem hat dieses Vorstellen eine phänomenale Komponente, indem es *de se* mit einer Art reduziertem Selbstbildnis, „a ‘bare Cartesian I’“ (Walton 1990, 32) einhergeht.

Weniger komplex ist der *Make-Believe*-Begriff Curries, den er in seinem im gleichen Jahr wie Waltons Werk erschienenem *The Nature of Fiction* (1990) verwendet. Currie betont für seine Verwendung von *make-believe*, dass es ihm ganz im Gegensatz zu Walton gerade nicht um die ausgelebten Fantasien des Kinderspiels geht, sondern dass er unter *make-believe* eine propositionale Einstellung versteht. „I think of make-believe as itself an attitude we take to propositions. We can believe that *P*, desire that *P*, and make believe that *P*. [...] I do not think of make-believe as a ‘qualitative’ or ‘phenomenological’ state“ (Currie 1990, 20f). Curries Verwendung dieses Begriffs beschränkt sich damit auf einen Teilaspekt des Begriffs von Walton. Es ist das bloße Unterhalten von Propositionen mit einer bestimmten Einstellung, das hier *make-believe* genannt wird, unabhängig von irgendeinem damit einhergehenden Verhalten, einer Steuerung durch *props*, oder einer introspektiven Selbstreferenzialität der Vorstellung. Curries Begriff zielt damit auf das oben als „propositionale Imagination“ ausgemachte Phänomen ab.

Unter dem Begriff *make-believe* finden sich also abermals die drei unterschiedenen Phänomene; bei Currie die propositionale Einstellung und bei Walton alle drei in Verbindung. Damit ist auch gezeigt, dass sich die Verwendung der drei untersuchten Begriffe noch schwieriger gestaltet als befürchtet. Es lassen sich nicht nur einige Phänomene unterscheiden, auf die sich die Begriffe jeweils wechselnd beziehen können, sondern wie Waltons Verwendung zeigt, können die Phänomene auch gleichzeitig auftreten und die Begriffe zur Bezeichnung solcher Sammelphänomene verwendet werden.

## Zwischenkonklusion

> [I]magination and pretense are closely tied. Just how closely is to some extent a terminological matter. Some (following Ryle 1949) speak of imagination and pretense interchangeably; others take imagination to be more *mentalistic* and pretense more *behavioral*. (Liao und Gendler 2011, WIREs, ihre Emphase)

Es ist hier letztlich nicht ausschlaggebend, welche kognitiven Prozesse, Verhaltensweisen, introspektiven Zustände oder funktionalen Einheiten welchem Begriff zugeordnet werden. Relevant für den Kontext dieser Arbeit ist es, die unterschiedlichen Begriffsverwendungen im Diskurs erkennen und richtig zuordnen zu können, um festzustellen, wo unter Verwendung des gleichen Begriffs tatsächlich über unterschiedliche Phänomene gesprochen wird und wo andersherum mit unterschiedlichen Begriffen die gleiche Sache gemeint ist. Dies ist nur möglich, wenn sich die Phänomene identifizieren und unterscheiden lassen, auf die sich die Begriffe jeweils beziehen sollen. Hierbei lassen sich unter Berücksichtigung der obigen Ausführungen drei grob umrissene Phänomene erkennen, denen sich die Begriffe jeweils zuordnen lassen: (1) das gedankliche Herbeiführen introspektiv-phänomenaler Eindrücke (=quasi-sensorisches Bild); (2) das Unterhalten von Propositionen mit einer bestimmten *belief*-ähnlichen propositionalen Einstellung (=propositionales Bild); und (3) das Sich-verhalten als ob eine kontrafaktische Situation tatsächlich bestünde (=behaviorales Bild).

Allen drei Phänomenen werden an unterschiedlichen Stellen im Diskurs alle drei Begriffe jeweils zugeordnet. Quantitativ am häufigsten wird Fall (1) wohl mit *imagination* bezeichnet, (2) mit *make-believe* und (3) mit *pretense*. Bei der Rezeption von Texten aus dem Fiktionstheoriediskurs ist jedoch stets höchste Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, wie die entsprechenden Begriffe tatsächlich benutzt werden, da potentiell alle drei jeweils mit allen drei Bedeutungen daherkommen können und sich auch innerhalb des Diskurses immer wieder entsprechend auftretende Missverständnisse beobachten lassen. Ich möchte, um der Verwechslungsgefahr entgegenzuwirken, im Folgenden auf die drei soeben unterschiedenen Phänomene abstellen und nicht auf die Begriffe, mit denen diese belegt werden.

### ii. als Fiktivitätstheorie

Nachdem im vorigen Abschnitt das relevante intentionale Vokabular eingeführt wurde, gilt es nun zu verdeutlichen, welche Rolle die unterschiedenen Phänomene im Rahmen einer Fiktivitätstheorie spielen können. Fraglich ist also weiterhin, wie sich die vermeintliche Rede über fiktive Entitäten erklären lässt. Im Rahmen dieses Kapitels bedeutet das im Speziellen, dass hierbei nicht von einer positiv bestimmbaren, d.i. realistischen Ontologie des Fiktiven ausgegangen werden darf, und im Rahmen dieses Abschnittes, dass eine solche Erklärung auf einem der soeben identifizierten Phänomene basieren sollte.

Dabei lässt sich eins der drei ausgemachten Phänomene als Kandidat für eine erfolgreiche Erklärung aussortieren: quasi-sensorische Vorstellungen. Solche Vorstellungen, etwa in Form bildlicher Imagination, sind zum einen in keiner Weise exklusiv mit fiktionalen Texten oder dem Phänomen fiktiver Entitäten verbunden. Zahlreiche nichtfiktionale Texte eignen sich in gleichem Maße und laden auch gleichermaßen dazu ein, quasi-sensorische Imagination hervorzurufen, wie es fiktionale Texte tun. Und zugleich gibt es fiktionale Texte, die sich solchen Vorstellungen beharrlich sperren, deren fiktives Personal beispielsweise Eigenschaften aufweist, die wir uns unmöglich bildlich oder sonst sensorisch vorstellen können, etwa Vierdimensionalität. Zum anderen können solche Vorstellungen, selbst wenn es sie für alle fiktiven Entitäten gäbe, die ontologischen Implikationen gebräuchlicher Sprechweisen über das Fiktive nicht erklären. Meine bildliche Vorstellung von Sherlock Holmes ist genauso wenig ein Detektiv, wie die fiktive Entität ein Detektiv ist. Hinzu kommt nun jedoch erschwerend, dass ich scheinbar eine bildliche Vorstellung *von etwas* habe, namentlich Sherlock Holmes, was die ontologischen Probleme eher vergrößert als verkleinert.

Sicherlich ist es zwar trotzdem so, dass quasi-sensorische Vorstellungen bei fiktionalen Texten häufig als Effekt intendiert sind und auch tatsächlich häufiger auftreten als bei nichtfiktionalen Texten. Womöglich handelt es sich sogar um eine paradigmatische Eigenschaft fiktionaler Texte. Es darf daher keinesfalls von der Behauptung, quasi-sensorische Zustände können weder Fiktionalität noch Fiktivität erklären, auf die Behauptung geschlossen werden, dass diese nicht eine gewichtige Rolle in den Rezeptionserfahrungen von Fiktionen spielen können. Es gilt jedoch zu betonen, dass es sich bei diesen Vorstellungen ähnlich den sprachlichen Phänomenen bezüglich fiktiver Entitäten um eine weitere Instanziierung des gleichen ontologischen Problems handelt, namentlich dass wir scheinbar auf verschiedenste Weisen auf fiktive Entitäten Bezug nehmen können. Selbst wenn man die verbreitete Annahme teilt, dass solche rein intentionalen Bezugnahmen wie im Falle einer Vorstellung keine ontologischen Implikationen haben, so bleibt dennoch das Problem bestehen, dass diese Vorstellungen nicht sinnvoll als Referenzobjekte für die untersuchten sprachlichen Probleme dienen können. Ich konzentriere mich daher im Weiteren auf die anderen zwei als für den Diskurs wesentlich identifizierten Phänomene: das propositionale Vorstellen (propositionales Bild) und das Als-ob-Verhalten (behavioristisches Bild).

Diese werden im Rahmen einer Fiktivitätstheorie auf verschiedene Weisen instrumentalisiert: (1) auf Seiten der Autoren, also zur Erläuterung werkinterner Rede und (2) auf Seiten der Rezipienten, also zur Analyse von inhaltsangebender und werkexterner

Rede. Dabei lässt sich der erste Fall, werkinterne Rede, noch in zwei unterschiedliche Varianten unterteilen. Zum einen wird angenommen, Autoren selbst würden eines dieser zwei Phänomene an den Tag legen, wenn sie werkintern über fiktive Entitäten sprechen. Zum anderen wird angenommen, Autoren würden bezüglich werkinterner Rede intendieren, dass ihre Leser eines dieser Phänomene im Rezeptionsverhalten aufzeigen. Insofern wird werkinterne Rede hier, wie Clark es in Form einer Paraphrasen-Strategie tut, als eine Art von Imperativ verstanden.

Die unterschiedenen Phänomene kommen jedoch, wie sich sogleich zeigen wird, im Fiktionstheoriediskurs nicht zur Analyse aller drei Diskursbereiche gleichermaßen häufig und erfolgreich zur Anwendung. Werkinterne Rede wird ganz regelmäßig entweder als bloß vorgegebene Als-ob-Behauptungen beschrieben (etwa bei Searle) oder aber als Anweisung an die Rezipienten, eine bestimmte Rezeptionshaltung einzunehmen (so etwa bei Currie). Hier findet sich also insbesondere das behaviorale Bild zur Erläuterung wieder, sowie die auch von Clark benutzte Lösung, werkinterne Rede nicht als behauptend, sondern als imperativ zu verstehen. Die Analyse inhaltsangebender und werkexterner Rede versteht das Verhalten der Sprecher demgegenüber häufig als auf einer *Make-Believe*-Einstellung basierend, also im Rahmen des propositionalen Bildes (so etwa bei Walton).

Bezüglich antirealistischer Erklärungen werkinterner Rede über Fiktives ist auffällig, dass die Probleme der Fiktivität hier regelmäßig mit einer Strategie erklärt werden, die eigentlich zur Erläuterung des Phänomens der Fiktionalität gedacht ist. Antirealistische Theorien zum Wesen des Fiktiven unterscheiden sich nicht nur in ihren ontologischen Annahmen fundamental von den oben besprochenen realistischen Theorien. Auch das Verhältnis von Fiktivität zur Eigenschaft der Fiktionalität ist hier grundsätzlich von anderer Natur. Bei den obigen realistischen und Meinong'schen Theorien kann die Rede über Fiktives grundsätzlich mit Referenzen auf Entitäten von besonderer ontologischer Beschaffenheit erklärt werden. Dies gilt für alle drei unterschiedenen Diskursbereiche, also auch für die werkinterne fiktionale Rede. Zwar geschieht dies nicht immer, beispielsweise analysieren wie gesehen Searle und Kripke werkinterne Rede als *pretense* und nicht als referentielle Rede, die sich auf ontologisch besondere Entitäten bezieht. Aber grundsätzlich steht eine solche Erklärung dem Realisten und Meinongianer offen. Von dieser Möglichkeit machen wie herausgestellt der *De-re*-Kreationismus ebenso wie der Possibilismus und klassische Meinongianismus gebrauch. Realisten und Meinongianer *können* also die werkinterne Rede über Fiktives mit Verweis auf entsprechende fiktive Entitäten erklären, wenngleich dies nicht notwendig ist. Dem

Antirealisten steht dieser Weg entsprechend seiner zentralen Annahme, dass das Fiktive nicht existiert und nicht Gegenstand von Referenzen sein kann, offensichtlich nicht offen.

Die Möglichkeit des Realismus, auch werkinterne Rede über Fiktives mit dem Verweis auf fiktive Entitäten zu analysieren, trennt potentiell die Felder der Fiktivitätstheorie und der Fiktionalitätstheorie voneinander. Beispielsweise kann der nonaktualistische Possibilismus werkinterne Referenzen, Prädikationen und Quantifikationen bezüglich fiktiver Entitäten erfolgreich mit seiner ontologischen Theorie von fiktiven Entitäten als konkret existierenden möglichen Entitäten erklären, doch mit dieser Erklärung wurde nichts über die Frage gesagt, was die werkinterne Rede *fiktional* sein lässt. Bezug auf bloß mögliche Entitäten wird auch in vielen anderen Aussagen genommen, die nicht fiktional sind, sodass solche Referenzen als hinreichende Bedingung für Fiktionalität keinesfalls infrage kommen, und auch notwendig scheinen sie angesichts der Möglichkeit, fiktionale Werke über tatsächlich existierende Personen zu schreiben, nicht zu sein. An diesem Beispiel zeigt sich, dass Realisten und Meinongianer das Phänomen der Fiktivität ontologisch erklären können, ganz ohne sich mit der Frage auseinandersetzen zu müssen, was die Fiktionalität werkinterner Rede ausmacht. Und selbst wenn diese Frage dennoch auftaucht, steht hier dem Realisten und Meinongianer eine Möglichkeit offen, die dem Antirealisten nicht offen stehen: Fiktionalität könnte in Abhängigkeit von Fiktivität als die Eigenschaft eines Textes bestimmt werden, in bestimmter Weise von fiktiven Entitäten zu handeln. Es ließe sich etwa im Rahmen des Kreationismus versuchen, Fiktionalität als die Eigenschaft von Texten zu bestimmen, fiktive Entitäten hervorzubringen. Im Realismus und Meinongianismus gibt es dementsprechend sowohl die Möglichkeit, Fiktivität als ontologische Kategorie gänzlich unabhängig von Fiktionalität zu verstehen, als auch die Möglichkeit, Fiktionalität in Abhängigkeit von Fiktivität zu bestimmen.

Für Antirealisten bestehen diese beiden Möglichkeiten nicht. Fiktivität lässt sich aufgrund der Nichtexistenz des Fiktiven nicht mit einer positiven Ontologie beschreiben und es kann dementsprechend auch keine ontologische Theorie das Phänomen Fiktivität isoliert erklären. Doch nicht alles, was nicht existiert, würde der Antirealist auch als *fiktiv* bezeichnen. Vielmehr muss es sich dabei um einen ganz bestimmten Fall davon handeln, Nichtexistentes zu beschreiben und sich zu ihm zu verhalten. Naheliegender Weise werden nichtexistente Entitäten dann als *fiktiv* bezeichnet, wenn sie einem fiktionalen Werk entspringen. Fiktionalität kann im Antirealismus somit nicht mit Fiktivität erklärt werden, aber Fiktivität wird regelmäßig als abhängig von Fiktionalität verstanden.

Insofern ist das Verhältnis zwischen Fiktivität und Fiktionalität im Antirealismus enger als im Realismus, und insbesondere im Kontext werkinterner Rede ist die Annahme naheliegend, dass das Phänomen der Fiktionalität einen wesentlichen Beitrag zur Erklärung der vermeintlichen Bezugnahmen auf nichtexistente fiktive Entitäten leisten kann. Dementsprechend spielen Fiktionalitätstheorien bei der Erklärung werkinterner Bezugnahmen auf Fiktives in diesem Abschnitt eine prominentere Rolle als bisher.

### Werkinterne Rede

Im Rahmen von Fiktionalitätstheorien werden die oben ausgemachten Phänomene auf zweierlei Arten instrumentalisiert, die, obwohl sie in erster Linie Fiktionalität erklären sollen, zugleich auch die mich hier beschäftigenden Probleme der Rede über Fiktives im Kontext werkinterner Rede miterklären können. Demnach ist fiktionale Rede entweder (1) Rede, bei der Autoren eines der oben identifizierten behavioralen oder propositionalen Phänomene zeigen, oder (2) Rede, die als Imperativ, Aufforderung oder Anleitung an ihre Rezipienten verstanden werden kann, eines dieser Phänomene an den Tag zu legen. Im Fiktionstheoriediskurs sind dabei zwei Varianten dieser beiden Möglichkeiten besonders prominent diskutiert worden. Demnach ist fiktionale Rede entweder bloß vorgegebene Rede im Sinne des behavioralen Bildes, oder aber solche Rede, von der autorenseitig beabsichtigt wird, sie möge im Sinne des propositionalen Bildes mit einer bestimmten Einstellung rezipiert werden. Beide diese Annahmen zur Fiktionalität erklären, wie sich zeigen wird, auch die vermeintlich problematischen ontologischen Implikationen werkinterner Rede über fiktive Entitäten.

**(1) Behaviorales Bild:** Das behaviorale Bild nach obigen Ausführungen bezeichnet das Phänomen eines Als-ob-Verhaltens, bei dem eine Person sich verhält, als sei eine kontrafaktische Situation tatsächlich gegeben. Beispielsweise könnte ich mich in Übereinstimmung mit der kontrafaktischen Annahme verhalten, dass ich ein Elefant sei. Dann würde ich womöglich aus meinen Armen einen Rüssel formen und Elefantentöne von mir geben. Inwiefern könnte ein solches Als-ob-Verhalten zur Erläuterung des Phänomens der Fiktionalität herangezogen werden? Im Fiktionstheoriediskurs breit diskutiert ist die Idee, fiktionale Rede von Autoren als bloß vorgegebene Behauptungen oder Sprechakte zu verstehen. Diese Idee ist bereits aus einem anderen Kontext von oben bekannt, namentlich aus den Fiktivitätstheorien Searles und Kripkes. Beide nehmen an, dass Autoren fiktive Entitäten ins Dasein bringen, indem sie sich so verhalten, als ob sie über diese sprechen oder auf diese referieren würden. Searle nimmt ein solches Als-ob-Verhalten jedoch nicht nur als Existenzbedingung für fiktive Entitäten an, sondern er

analysiert fiktionale Rede selbst mit diesem Als-ob-Verhalten. Ausgangspunkt seiner ontologischen Annahmen zu fiktiven Entitäten, sprich seiner Fiktivitätstheorie, ist somit eine Fiktionalitätstheorie, die zunächst erläutert, was fiktionale Rede von nichtfiktionaler Rede unterscheidet. Er nimmt an, Fiktionalität zeichne sich durch bloß vorgegebene Sprechakte, also Als-ob-Sprechakte, aus.

Die auf Austin (1962) zurückgehende Sprechakttheorie Searles nimmt an, dass sich eine Reihe sprachlicher Handlungen unterscheiden lassen, die mit dem Äußern von Sätzen ausgeführt werden können. Hierunter am prominentesten sind Assertive oder Behauptungen. „The point or purpose of the members of the assertive class is to commit the speaker […] to something's being the case, to the truth of the expressed proposition" (Searle 1979, 12). Damit eine Äußerung ein Assertiv sein kann, muss sie diese Bedingung erfüllen und den Sprecher also auf die Wahrheit seiner Behauptung festlegen. Dabei kommt es nicht darauf an, ob die Aussage tatsächlich wahr ist, sondern darauf, dass der Sprecher sich dazu verpflichtet, ihren Inhalt für wahr zu halten. Die Aussage soll insofern in Korrespondenz dazu stehen, wie die Welt beschaffen ist, oder wie Searle es nennt, „[t]he direction of fit is words to the world" (Searle 1979, 12), womit ausgedrückt ist, dass die Aussage der Intention des Sprechers nach abbilden soll, wie die Welt tatsächlich beschaffen ist.

Searle vergleicht zur Motivation seiner Fiktionalitätstheorie solche Assertive oder Behauptungssätze aus nichtfiktionalen und fiktionalen Kontexten. Dabei kommt er zu dem Schluss, dass die wesentliche funktionale Rolle, die Assertive als Sprechakt spielen sollen, in fiktionalen Kontexten nicht erfüllt wird. Eine Autorin möchte sich nicht auf die Wahrheit ihrer fiktionalen Behauptungen festlegen lassen; die vermeintlichen Behauptungen haben keine Wort-auf-Welt-Ausrichtung. Searle fragt sich dementsprechend: „[H]ow can it be an assertion since it complies with none of the rules peculiar to assertions?" (Searle 1975, 323). Seine naheliegende Antwort auf diese Frage ist: Es handelt sich nicht um eine Behauptung, sondern um etwas, das ähnlich aussieht. Demnach ist die Autorin „pretending, one could say, to make an assertion, or acting as if she were making an assertion, or going through the motions of making an assertion, or imitating the making of an assertion" (Searle 1975, 324). Dieses Als-ob-Verhalten, so nimmt Searle an, besteht darin, tatsächlich Sätze zu äußern, dies jedoch mit der Intention zu tun, in Übereinstimmung mit einer etablierten Konvention nicht nach den normalen Sprechaktregeln auf den Inhalt der Sätze festgelegt zu sein.

> [T]he pretended performances of illocutionary acts which constitute the writing of fiction consist in actually performing utterance acts with the intention of invoking the horizontal conventions that suspend the normal illocutionary commitments of the utterances (Searle 1975, 327).

Mit Searles Metapher ausgedrückt, wird im Fall fiktionaler Behauptungen also die Wort-auf-Welt-Ausrichtung der Aussage durchtrennt, indem eine Konvention in Anspruch genommen wird, die es der Sprecherin ermöglicht, sich nicht auf den Inhalt ihrer vermeintlichen Behauptung festzulegen. So bleibt dann eine Äußerung übrig, die auf ihrer Oberfläche aussieht wie ein Assertiv, aber tatsächlich nicht so funktioniert. Dementsprechend liegt für Searle das wesentliche Kriterium dafür, ob ein Text fiktional ist oder nicht, in der Intention seiner Autorin, die entsprechende Konvention in Anspruch zu nehmen oder nicht.[68] An seiner äußeren Form kann die Fiktionalität eines Textes demnach nicht erkannt werden. Es ist allein das innere Verhalten von Autoren, das hier ausschlaggebend ist.

Dieses Verständnis davon, was das Wesen fiktionaler Rede ausmacht, steht in Tradition der schon zuvor zitierten Beobachtung Sir Philipp Sidneys: „[T]he poet [...] nothing affirms, and therefore never lieth“ (Sidney 1595, 517). Werkinterne Aussagen über fiktive Entitäten sind demnach als referenziell und existenzquantifikatorisch unproblematisch zu verstehen, da sie gar nicht tatsächlich *über* irgendetwas sind; vielmehr handelt es sich bloß um Als-ob-Behauptungen, „nicht-behauptende Rede, die keinen Anspruch auf Referenzialisierbarkeit oder Erfülltheit erhebt“ (Gabriel 1975, 28) und insofern weder irgendwelche ontologischen Festlegungen nach sich ziehen soll, noch im Sinne einer Korrespondenztheorie wahrheitswertfähig ist.

Searles Theorie fiktionaler Rede wird vielfach dafür kritisiert, das Phänomen inadäquat zu beschreiben. Bloß vorgegebene Assertive seien keinesfalls eine hinreichende Bedingung zur Bestimmung des Begriffs *Fiktion*. Das zeige sich daran, dass das Äußern von bloß vorgegebenen Sprechakten auch in anderen Kontexten auftrete, beispielsweise beim Nachmachen einer anderen Person.[69] Dieser Kritik, wenngleich angebracht, lässt sich womöglich unter Hinzunahme weiterer Bedingungen begegnen, sodass ein hinreichendes Bündel an Bedingungen entsteht. In diesem Fall könnte Searles Annahme weiterhin zentral für die Erklärung des Phänomens Fiktionalität sein. Relevanter für meine Zwecke, eine Erklärung für die ontologischen Implikationen werkinterner Rede

[68] Eine inhaltlich weitgehend deckungsgleiche, obwohl unabhängig entwickelte Theorie vertritt Gabriel (1975), der von fiktionaler Rede annimmt, sie „is not following the rules for assertions“ (Gabriel 1979, 249).
[69] So beispielsweise Currie 1990, 17; Davies 2007, 41; Gertken und Köppe 2009, 244.

über Fiktives zu finden, ist die Frage, ob Searles Bedingung notwendig ist, denn solange diese Bedingung immer erfüllt sein muss, ist auch das Problem der vermeintlichen Rede über Fiktives immer gelöst. Problematisch wäre es also, wenn sich seine Bedingung als nicht notwendig herausstellt und es also Fiktionen gäbe, die aus ernstgemeinten, also genuinen Sprechakten bestünden. Dann kehren die Probleme der Referenz, Prädikation und Existenzquantifikation zurück.

Mindestens lässt sich beobachten, dass es einzelne Sätze und Passagen in fiktionalen Texten gibt, die ernstgemeint scheinen, beispielsweise allgemeine Betrachtungen über Menschen und ihre Verhaltensweisen im Abstrakten, oder auch geographische Beschreibungen von tatsächlich existierenden Orten. Im Fiktionstheoriediskurs wird als Beispiel für eine solche ernstgemeinte Behauptung regelmäßig der erste Satz aus Tolstois *Anna Karenina* zitiert: „Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich, jede unglückliche Familie ist unglücklich auf ihre Weise.“ (Tolstoi 1878, 7). Hier liegt die Annahme nahe, dass diese Aussage eine tatsächliche Behauptung mit Anspruch auf Wahrheit machen soll. Es handelt sich um die vorangestellte Quintessenz des Folgenden, die abstrakte Wahrheit, die man aus dem Folgenden mitnehmen soll. Auch ist dieser Aussage deutlich ein anderer Status zugewiesen als dem Folgenden, indem sie grammatisch durch das Präsens vom im erzählerischen Präteritum folgenden weiteren Text unterschieden wird. Hier scheint also in einem fiktionalen Werk eine ernstgemeinte und nicht bloß vorgegebene Behauptung zu stehen.

Diese Beobachtung ist jedoch für Searle nicht sonderlich problematisch. Womöglich können insgesamt als fiktional eingestufte Werke einige eingestreute nichtfiktionale Aussagen beinhalten. Möglicherweise kommt es nur auf eine hinreichende Anzahl von fiktionalen Sätzen an, die das Gesamtwerk fiktional sein lassen, das dann selbst aus einer Mischung von Sätzen mit verschiedenen fiktionalen Status bestehen kann. Fraglich für eine Analyse der werkinternen Rede über Fiktives ist insofern nur, ob solche ernstgemeinten werkinternen Aussagen auch bezüglich fiktiver Entitäten auftreten können. Wie wäre Tolstois einleitender Satz beispielsweise zu analysieren, wenn er lautete: „Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich; jede unglückliche Familie ist auf ihre Weise unglücklich, wie sich am Beispiel der Familie Oblonskiy zeigt“.

Dieser Satz behält all die Kriterien, die für die Ernsthaftigkeit des Originals sprechen. Tatsächlich spricht hier noch einiges mehr dafür, diesen Satz als tatsächliche Behauptung zu lesen, schließlich macht er die intendierte Rolle der Oblonskiys für die Textbedeutung explizit und entspricht damit der hypothetischen Intention des Autors. Warum sollte

Tolstoi diesen Satz also nicht seinem Werk als ernstgemeinte Behauptung voranstellen können, oder sich dagegen wehren wollen, auf seine Wahrheit festgelegt zu werden? Warum soll die Erwähnung einer fiktiven Familie daraus eine bloß vorgegebene Behauptung machen? Plausibler ist sicher die Annahme, dass hier werkintern eine ernstgemeinte Aussage steht, und dass diese auch durch die Erwähnung einer fiktiven Familie nicht automatisch zu einer bloß vorgegebenen Behauptung werden muss. Insofern kann die Searle'sche Fiktionalitätstheorie wohl nur eine große Zahl, aber nicht alle werkinternen Sprechweisen mit ontologischen Implikationen für das Fiktive wegerklären.

Doch selbst Searles grundsätzliche Annahme, fiktionale Rede sei bloß vorgegebene Rede, kann nicht überzeugen. Seine Annahme, dass Sprecher fiktionaler Sätze nicht auf die Wahrheit des Gesagten festgelegt werden möchten, spricht zunächst einmal nur dafür, dass es sich dabei nicht um Assertive, also Behauptungssätze handelt. Doch daraus folgt keineswegs unmittelbar, dass es vorgegebene Assertive sind. Womöglich handelt es sich einfach um eine andere Art von Sprechakt, der dann aber als ernstgemeint und nicht bloß vorgegeben einzustufen ist. Für Searle kommt diese Lösung jedoch nicht infrage. Searle nimmt an, „the illocutionary act (or acts) performed in the utterance of the sentence is a function of the meaning of the sentence" (Searle 1975, 324). Demnach legt also die Bedeutung des Satzes fest, welcher Sprechakt mit dem Satz ausgeführt werden kann. Das Problem hierbei ist, dass Sätze mit identischer Bedeutung zugleich in fiktionalen wie nichtfiktionalen Kontexten stehen können. Wenn fiktionale Rede jedoch einen eigenen Sprechakt darstellt, so würde die gleiche Satzbedeutung mal zum einen und mal zum anderen Sprechakt führen. „Anyone therefore who wishes to claim that fiction contains different illocutionary acts from nonfiction is committed to the view that words do not have their normal meanings in works of fiction" (Searle 1975, 324).

Searles Grund, fiktionales Erzählen nicht als eigenen Sprechakt zu verstehen, fußt also auf der Prämisse, dass die Bedeutung eines Satzes festlegt, welcher Sprechakt mit diesem ausgeführt wird. Doch diese Annahme ist, wie auch Currie herausstellt, offensichtlich unhaltbar und wird von Searle selbst an anderer Stelle untergraben (vgl. Currie 1990, 15f). Mit dem Satz *Es zieht hier* kann ich sowohl eine Behauptung (Assertiv) äußern, als auch jemanden zum Handeln auffordern und damit einen direktiven Sprechakt ausführen. Worauf es zur Festlegung des Sprechaktes ankommt, ist „*what the speaker means by the sentence*" (Currie 1990, 15, seine Emphase) und nicht die wörtliche Satzbedeutung. Searle selbst nennt dieses Phänomen *indirekte Sprechakte*:

> [C]ases […] in which the speaker utters a sentence, means what he says, but also means something more. […] In such cases a sentence that contains the illocutionary force indicators for one kind of illocutionary act can be uttered to perform, *in addition*, another type of illocutionary act. (Searle 1979, 30, seine Emphase).

Searles Annahme, Sätze gleicher Bedeutung können nicht unterschiedliche Sprechakte konstituieren, scheint damit selbst im Licht seiner eigenen Theorie nicht haltbar. Der Schluss, bei fiktionalem Erzählen könne es sich nicht um eine genuine Sprechaktklasse handeln, ist damit hinfällig. Jedoch folgt daraus natürlich keineswegs, dass es sich nicht trotzdem um einen vorgegebenen Sprechakt handeln kann; es ist lediglich der Grund für diese Annahme weggefallen.

Die Annahme, Autoren würden Fiktionen durch ein bestimmtes Als-ob-Verhalten produzieren, konnte bisher nicht erhärtet, aber auch nicht völlig von der Hand gewiesen werden. Das Problem der Referenz, Prädikation und Quantifikation bezüglich fiktiver Entitäten in werkinternen Aussagen lässt sich mit der Annahme, es handele sich dabei bloß um *Pretense*-Behauptungen jedenfalls grundsätzlich lösen. Jedoch lässt es sich genauso mit der weniger starken Annahme lösen, es handele sich dabei um eine Art von Rede, die, wie Gabriel es formuliert, keinen Anspruch auf Wahrheit und Referenzialisierbarkeit erhebt. Dabei handelt es sich dann jedoch nicht mehr um eine Instrumentalisierung des behavioralen Bildes zur Erläuterung werkinterner Rede, da kein Als-ob-Verhalten an den Tag gelegt wird. Auf diese Vorstellung werde ich im letzten Kapitel meiner Arbeit zurückkommen. Im Folgenden soll zunächst Curries in Antwort auf Searle entwickelter Gegenvorschlag auf seine Instrumentalisierbarkeit für die Erklärung werkinterner Rede über Fiktives hin untersucht werden.

**(2) Propositionales Bild:** Es zeigt sich, dass die Charakterisierung fiktionaler Rede als bloß vorgegebene Sprechakte fragwürdig ist, obwohl die Searle'sche Lösung für das Problem der Sprechweisen bezüglich fiktiver Entitäten in werkinterner Rede erfolgreich sein könnte. Currie (1985, 1990) macht einen von Searles Theorie inspirierten, vielversprechenden Vorschlag, der werkinterne Rede als genuine Sprechakte behandelt und nicht als vorgegebene Assertive. „[Searle's] theory goes wrong in saying that the author of fiction is *pretending* to assert something. On the contrary, the author is performing a genuine communicative act that is not merely the pretense of some other act" (Currie 1990, 13). Im Vokabular der Searle'schen Sprechakttheorie ließe sich dieser Sprechakt unter anderem damit charakterisieren, dass es ihm an einer Wort-auf-Welt-Ausrichtung mangelt. Es ist nicht Teil der illokutionären Rolle solcher Sprechakte,

abzubilden wie die Welt beschaffen ist, sondern vielmehr, ihre Hörer zu einem bestimmten Verhalten anzuregen.

Currie drückt dies durch zwei Bedingungen aus, die erfüllt sein müssen, damit etwas ein fiktionales Werk ist. „We need to say that a work is fiction iff (*a*) it is the product of fictive intent and (*b*) if the work is true, then it is at most accidentally true“ (Currie 1990, 46). Die zweite der Bedingungen (b) soll mich an dieser Stelle nicht weiter beschäftigen, weil sie das Problem der Fiktivität nur insoweit berührt, als dass aufgrund dieser Bedingung auch einige Texte als fiktional zugelassen werden, die nicht von Fiktivem handeln, sondern zufällig tatsächliche Sachverhalte beschreiben.[70] Ich komme später auf diese Bedingung zurück. Die mich hier interessierende werkinterne Rede, die von fiktiven Entitäten handelt, würde Curries Vorstellung nach aufgrund der fehlenden Referenzobjekte die Bedingung (b) stets erfüllen. Wie mit solchen Aussagen im Rahmen einer Fiktivitätstheorie umzugehen ist, kann durch den ersten Teil von Curries Fiktionsbestimmung weiter erhellt werden, die daher für mich an dieser Stelle relevanter ist. Fiktionen müssen demnach Produkt eines „fictive intent“ sein. Äußerungen, die mit *fictive intent* gesprochen werden, nennt Currie kurz *fictive* und bestimmt sie mit folgender Definition:

> *U*'s utterance of *S* is fictive iff there is a φ and there is a χ such that *U* utters *S* intending that anyone who has χ would
> (1) recognize that *S* has φ;
> (2) recognize that *S* is intended by *U* to have φ;
> (3) recognize that *U* intends them (the possessor of χ) to make believe that *P*, for some proposition *P*; (Currie 1990, 33)
> (4) make believe that P; And further intending that
> (5) (2) will be a reason for (3);
> (6) (3) will be a reason for (4). (Currie 1990, 31)

Diese Definition wirkt auf den ersten Blick recht kryptisch, da Currie sie mit mehreren Grice'schen Annahmen zu Kommunikationsprozessen (vgl. Grice 1969) versieht. Außerdem müssen zum Verständnis zunächst Curries Abkürzungen aufgeschlüsselt werden. *U* ist der Sprecher, *S* ist ein Satz. Es geht also um die Frage, wann ein von einem Sprecher geäußerter Satz fiktional ist. Hierzu nimmt Currie zwei Mengen an Eigenschaften an. Die Menge φ ist eine Eigenschaftsmenge der Äußerung. Hierzu

[70] Wie oben (vgl. S. 37) am Beispiel des verständigen Richters dargestellt, würde Kripke mindestens für zufällig zutreffende Beschreibungen von Personen abstreiten, dass diese überhaupt wahr sein können, da selbst wenn eine Beschreibung zufällig genau einer tatsächlichen Person entspricht, diese mangels der nötigen Kausalreferenzkette sich nicht *auf* diese Person bezöge.

gehören alle zum Verstehen der Äußerung relevanten Eigenschaften: die wörtliche Bedeutung, etwaige implizierte nichtwörtliche Bedeutungen, die lautlichen und graphemischen Eigenschaften usw. Daneben steht die Eigenschaftsmenge $\chi$. Dabei handelt es sich um die Eigenschaften von Rezipienten, die nötig sind, um die Äußerung adäquat verstehen zu können.

Die aufgelösten Variablen können nun in Curries Bestimmung des Fiktionalitätsbegriffs eingesetzt werden. Demnach sind solche Äußerungen fiktional, von denen der Sprecher intendiert, dass jeder Rezipient, der die nötigen Eigenschaften zum adäquaten Verständnis mitbringt, in bestimmter Weise auf die Äußerung reagiert. Namentlich soll er die verstehensrelevanten Eigenschaften der Äußerung erkennen und verstehen, dass diese vom Sprecher beabsichtigt sind. Außerdem soll er aufgrund dieses Verstehens erkennen, dass der Sprecher wünscht, dass er eine bestimmte, von den verstehensrelevanten Eigenschaften festgelegte Proposition P mit der Einstellung des *make-believe* unterhalten soll. Schließlich soll er aufgrund der Erkenntnis dieser Sprecherintention dem Wunsch nachkommen und die Proposition P tatsächlich mit *make-believe* unterhalten.

Bei den Bedingungen (1), (2), (5) und (6) handelt es sich um die erwähnten Grice'schen Bedingungen, die Currie einfügt, um den kommunikativen Aspekt des Geschehens hervorzuheben. Demnach müssen die Bedingungen (3) und (4) nicht nur erfüllt sein, sondern müssen erfüllt sein, genau weil der Hörer die Intentionen des Sprechers verstanden und auf sie reagiert hat. Die für Curries Theorie zentralen Annahmen werden mit den Prämissen (3) und (4) ausgedrückt. Demnach intendiert der Autor, (4) dass die Leser zu den von seinen Äußerungen (irgendwie) transportierten Propositionen die Einstellung des *make-believe* einnehmen und außerdem (3) erkennen, dass der Autor genau das von ihnen erwartet. „The idea of an author intending that the audience make believe his story is central to the explanation of what fiction is" (Currie 1990, 22).

Currie verwendet hier das Konzept des *make-believe*, wie es oben (vgl. S. 181) bereits eingeführt wurde, im Sinne einer propositionalen Einstellung. Er nimmt also an, dabei handele es sich um eine bestimmte Art, Propositionen zu repräsentieren und ist damit anderen solchen Einstellungen wie *belief*, *desire*, etc. verwandt. „Like belief and desire, make-believe earns its place in our commonsense psychology by its ability to explain [...] I see no reason to be more skeptical about make-believe than about the other attitudes" (Currie 1990, 20f). Problematisch ist jedoch, dass Currie nicht wesentlich mehr dazu sagt, was genau die propositionale Einstellung des *make-believe* ausmacht. Im Falle von *belief* und *desire* sind solche Ausführungen nicht dringend erforderlich, da es sich hierbei um

alltagspsychologische Konzepte handelt, die wegen ihres explanatorischen Wertes regelmäßig angeführt werden. Wenn man fragt *Warum hast Du das gemacht?* erhält man regelmäßig zur Antwort *Weil ich diesen-und-jenen Wunsch habe*. Die funktionale Rolle solcher propositionalen Einstellungen (unabhängig davon, ob sie damit richtig charakterisiert sind, oder ob es sich um einen verbreiteten Irrglauben handelt) ist klar. Bei *make-believe* ist dem nicht so. Man bedenke, dass der alltagssprachliche *make-believe* Begriff auf eine Art des Spieles angewendet wird und keineswegs offensichtlich eine propositionale Einstellung bezeichnet. Wird *make-believe* also in einem theoretischen Kontext mit einer solchen Einstellung identifiziert, so wird damit eine Beweis- und Erklärungslast geschaffen, da der neu eingeführte technische Begriff von dem der Alltagsverwendung abweicht und deshalb nicht selbsterklärend ist. Es bedarf also Ausführungen zu der Frage, worum genau es sich bei der propositionalen Einstellung *make-believe* handelt. Wie weicht diese von anderen Einstellungen ab? Welche funktionale Rolle nimmt sie ein?

Curries Ausführungen nach soll *make-believe* zentral für die Rezeption fiktionaler Texte sein. Das mag so sein, aber als Charakterisierung einer propositionalen Einstellung dient es in diesem Fall nicht, da mit dem Begriff des *make-believe* ja eben die Fiktionalität des Textes erläutert werden soll und der Begriff des Fiktionalen also nicht andersherum auch in der Bestimmung von *make-believe* eine Rolle spielen kann, ohne dass die Bestimmungen zirkulär würden. Curries Vorschlag lässt sich damit insgesamt überspitzt reduzieren auf die Annahme, fiktionale Repräsentationen seien Repräsentationen, von denen Autoren intendieren, dass sie von ihren Lesern mit einer bestimmten *sui generis* Einstellung rezipiert werden. Das mag wahr sein, aber es ist noch kein explanatorischer *account*, sondern die bloße Feststellung, Fiktionen sollen anders verstanden werden als nichtfiktionale Texte. Nötig sind weitere Ausführungen zu dieser *sui generis* Einstellung *make-believe*. Infrage kommt hierfür beispielsweise die Verbindung mit einem behavioristischen Bild von propositionalen Einstellungen, das ich im letzten Kapitel meiner Arbeit zeichnen möchte.

Als Erklärung der werkinternen Rede über fiktive Entitäten kann Curries Vorschlag dennoch erfolgreich sein. Solche Aussagen lassen sich als eine Art von Imperativ beschreiben, als die Anweisung, bestimmte *Make-Believe*-Einstellungen einzunehmen. Als Sprechakt ohne Wort-auf-Welt-Ausrichtung sind die entsprechenden Aussagen von

ontologischen Verpflichtungen befreit.[71] Wie bei dem oben dargestellten Vorschlag Clarks, der werkinterne Rede als Imperative paraphrasieren möchte, ist fiktionale Rede im Sinne Curries als eine Art direktiver Sprechakt zu verstehen, der insofern nicht wahrheitswertfähig ist. Die werkinterne Äußerung *Sherlock ist ein Detektiv* entspräche ihrer Bedeutung nach in etwa der ontologisch neutralen Anweisung *Unterhalte die Proposition, dass es eine Person Namens Sherlock gäbe, die ein Detektiv sei, mit der Einstellung des make-believe!*

**(3) Behavioral-Propositionales Bild:** Waltons oben (vgl. S. 178) bereits eingeführter *Make-Believe*-Begriff kann als eine Mischform aus dem behavioralen und dem propositionalen Bild verstanden werden. *Make-believe* zeichnet sich demnach durch ein bestimmtes Verhalten aus, das aufgrund einer speziellen propositionalen Einstellung an den Tag gelegt wird. Namentlich handelt es sich dabei um anhand von *props* regelgeleitete Imaginationen. Walton verwendet diesen *Make-Believe*-Begriff, um das Wesen von Fiktionen zu bestimmen.[72] Er nimmt an, Fiktionen seien „things possessing the social function of serving as props in games of make-believe“ (Walton 1990, 69). Fiktionen sind also solche Repräsentation, die als *prop* in einem *Make-Believe*-Spiel bestimmte Imaginationen vorschreiben. Der paradigmatische Fall einer fiktionalen Erzählung ist dementsprechend ein Text, der mit der Intention produziert wurde, als Imaginationsanleitung, d.h. als *prop*, in einem *Make-Believe*-Spiel zu dienen. Jedoch ist die tatsächliche Intention des Autors bei der Produktion der Fiktion für Walton nicht ausschlaggebend. Es kommt ihm nicht auf diese Produktionsintention an, sondern ausschließlich auf die tatsächliche Verwendung als *prop*. Nach einem vielzitierten Beispiel Waltons sollen auch zufällige, ohne menschliches Zutun auftretende „cracks in a rock spelling out ‘Once upon a time there were three bears…’“ (Walton 1990, 87) als fiktionaler Text betrachtet werden.

Walton, so wird im Licht dieses Beispiels deutlich, versteht die Verwendung eines Gegenstands als *prop* in einem *Make-Believe*-Spiel als hinreichend für Fiktion. Auf eine etwaige produktionsseitige intentionale Einstellung kann laut Walton grundsätzlich verzichtet werden, um das Phänomen Fiktion zu bestimmen, auch wenn diese in paradigmatischen Fällen vorliegen mag, weil Autoren absichtlich und zielgerichtet Fiktionen hervorbringen. Insofern scheint Waltons Fiktionalitätstheorie nicht viel zum

[71] Jedoch ist Curries *make-believe* basierter Vorschlag keine Paraphrasenstrategie, da die werkinternen Aussagen so zu nehmen sind, wie sie geäußert werden.

[72] Tatsächlich bezieht sich Walton nicht auf den Begriff *Fiktion*, sondern auf *Repräsentation*, jedoch stellt er in der Einleitung zu seinem Werk klar: „‘Fiction’ in this sense will be interchangeable with ‘representation’“ (Walton 1990, 3).

Problem fiktiver Entitäten in werkinterner Rede beizutragen, da grundsätzlich jeder Text potentiell fiktional sein kann und die Phänomene fiktionaler Rede und der Rede über fiktive Entitäten damit gänzlich unverbunden zu sein scheinen. Jedoch wird jedem fiktionalen Text in Waltons Theorie die Funktion als *prop* zugewiesen, weshalb auch hier werkinterne Rede regelmäßig als nichtwahrheitswertfähiger Imperativ verstanden werden kann, namentlich als das Regelwerk, auf dem die regelgeleitete Imagination beruht.

Waltons und Curries Vorschläge weichen deutlich von dem Searles ab. Nach Searles Annahme legen Autoren fiktionaler Werke selbst ein Als-ob-Verhalten an den Tag, das werkinterne Rede über fiktive Entitäten ontologisch isoliert und so von Quantifikationen und Referenzen befreit. Walton und Currie hingegen lassen sich so interpretieren, dass werkinterne Rede als Anweisung an ihre Rezipienten verstanden werden kann, ein bestimmtes Verhalten an den Tag zu legen. Insofern entstehen hier in werkinterner Rede keine besonderen ontologischen Probleme, da diese nicht wahrheitswertfähig ist und auch nicht die intendierte Funktion hat, sich auf etwas zu beziehen.

### Inhaltsangebende Rede

*Pretense* und *make-believe* als Verhaltensweise und propositionale Einstellung von Rezipienten können auch zur Erläuterung der sprachtheoretischen und ontologischen Probleme werkexterner und inhaltsangebender Rede herangezogen werden. So könnte auch für diese Aussagen jeweils beispielsweise gelten, dass sie bloß vorgegeben und nicht ernstgemeint sind und dementsprechend frei von ontologischen Festlegungen oder tatsächlichen Referenzen bleiben. Die naheliegende Annahme angesichts der soeben dargestellten Fiktionalitätstheorien ist es, dass mindestens in inhaltsangebender Rede Rezipienten schlicht der werkinternen Anweisung nachkommen, sich in Form von *make-believe* vorzustellen, die Welt sei so, wie in dem jeweiligen Text beschrieben. Inhaltsangebende und werkexterne Rede über fiktive Entitäten könnte dementsprechend (1) kontrafaktisches Als-ob-Verhalten sein: Wir reden so, als gäbe es fiktive Entitäten, in dem Bewusstsein, dass dem nicht so ist; oder (2) es könnte *make-believe* basierte Rede sein: Unsere Aussagen sind demnach keine Behauptungen, also nicht Ausdruck einer Überzeugung, sondern vielmehr ontologisch neutraler Ausdruck einer anderen propositionalen Einstellung.

Überraschender Weise geht aber nur Walton einen dieser Erklärungswege. Searle, wie bereits von oben bekannt, glaubt nicht, dass Rezipienten, die sich über den Inhalt von Fiktionen unterhalten, nur Als-ob-Behauptungen machen, wie Autoren fiktionaler Werke das tun, sondern dass sie dabei von nun tatsächlich existierenden Abstrakta so tun, als

seien sie auf die beschriebene Weise beschaffen. Insofern verwendet er zwar den ersten Erklärungsweg, aber nur eingeschränkt auf das Problem der Prädikationen; bezüglich der ontologischen Festlegungen und Referenzen spielt Als-ob-Verhalten für ihn keine Rolle. Currie hingegen zieht sich bei inhaltsangebender Rede auf eine der bekannten Paraphrasen-Strategien zurück und denkt, „that such statements are best understood as prefixed by an intentional operator 'It is part of the story that____'" (Currie 1990, 158).

Diese Erklärung Curries ist einigermaßen überraschend: Warum das Instrumentarium der intentionalen Operatoren entwickelt wird und dann in der Analyse nur so punktuell zur Anwendung kommt, ist nicht nachvollziehbar. Wenn werkinterne Rede als Anweisung zum *make-believe* verstanden wird, wieso dann nicht inhaltsangebende Rede als Ausdruck von genau diesem *make-believe* beschreiben? Es ist hier *mutatis mutandis* wie bei der Verneinung von *de-re-pretense* im Kreationismus und der dort pointiert von Salmon aufgeworfenen Frage, warum man seinen Sportwagen nicht benutzt, wenn er schon in der Garage steht (vgl. Salmon 1998, 299 sowie oben S. 50). Auch bleibt hier unklar, wie eine so ungewöhnliche Praxis entstehen kann, bei der konventionalisiert Texte produziert werden, die ihre Leser dazu auffordern, ein bestimmtes Verhalten an den Tag zu legen, die Leser dies dann jedoch systematisch nicht tun, sondern sich stets nur darüber unterhalten, was der Text von ihnen fordert, ohne dieser Aufforderung auch nachzukommen.

Anders als Currie versucht Walton, inhaltsangebende und werkexterne Rede tatsächlich als Ausdruck eines solchen vom Text regulierten *Make-Believe*-Spiels zu interpretieren.

> It is my contention, briefly, that when realists claim with a straight face that people refer to and talk about fictional entities and that our theory must postulate them in order to make sense of what people say, they are overlooking or underemphasizing the element of make-believe that lies at the heart of the institution. They mistake the *pretense*[73] of referring to fictions, combined with a serious interest in this pretense, for genuine ontological commitment. We are so deeply immersed in make-believe that it infects even theorizing itself. (Walton 1990, 390)

Walton unterscheidet zwischen zwei Sprechweisen über fiktive Entitäten, die meiner Unterscheidung zwischen inhaltsangebend und werkextern ähnlich scheint, aber nicht völlig entspricht: Er unterscheidet *criticism* und *appreciation*. „The appreciator is caught up in the spirit of the work and plays along with it, participating in a game in which the

[73] *Pretense* ist für Walton hier lediglich „a shorthand way of describing acts of verbal participation in games of make-believe" (Walton 1990, 391).

work is a prop. […] The critic, by contrast, considers the work and the games to be played with it from without, from an onlooker's point of view" (Walton 1990, 393). Viele inhaltsangebende Aussagen werden in Form von *appreciation* geäußert. Der Sprecher nimmt dabei an dem vom jeweiligen Werk regulierten *Make-Believe*-Spiel Teil und spricht insofern aus Position der Welt der Fiktion:

> Understanding such remarks in this way locates the speaker *within* a fictional world (the world of his game) and has him contributing to it. This contrasts with the usual assumption that the speaker is making a genuine assertion about a fictional world (a work world) from a perspective outside of it, that he is saying something about what fictional truths it contains. The pretense construal has the appreciator pretending to describe the real world rather than actually describing a fictional one. (Walton 1990, 392)

Diese Form inhaltsangebender Rede versteht Walton also ganz anders als die absolute Mehrheit der bisher dargestellten Theorien. Sehr häufig wird inhaltsangebende Rede, sowohl im Realismus als auch Antirealismus, als „Laut der Fiktion" verstanden, also als Aussage darüber, was ein bestimmtes Werk sagt, oder in Waltons Worten, wie die fiktionale Welt des Werkes beschrieben wird. Walton weicht von dieser verbreiteten Vorstellung ab. Er nimmt an, inhaltsangebende Rede in Form von *appreciation* sei sprachliche Teilnahme an dem vom Werk etablierten und regulierten *Make-Believe*-Spiel (=*pretense*). Insofern handelt es sich nicht um Aussagen *über* irgendetwas, weder über fiktive Entitäten noch darüber, was laut einem bestimmten Werk der Fall sei.

Jedoch entspricht *appreciation* nicht vollständig dem, was ich als *inhaltsangebende Aussagen* bezeichne, da es nach Waltons Annahme auch inhaltsangebende Aussagen über Fiktives gibt, die nicht Teil eines *pretense* (i.e. verbale Partizipation in einem *Make-Believe*-Spiel) sind, sondern genuin assertiv und die regelmäßig in *criticism* auftreten:

> Many utterances about works of fiction involve no similarly obvious pretense, however. There is sober, detached criticism, distant observation, cold academic analysis, abstract theorizing. In discussing "anachronies" in literary works, Gérard Genette, referring to a novel by Santeuil, observes that "Jean, after several years, again finds the hotel where Marie Kossichef, whom he once loved, lives, and compares the impressions he has today with those that he once though he would be experiencing today," and proceeds to contrast the order of the parts of the text with the order of the events they portray in the story world. It hardly seems that Genette has interrupted his serious theorizing to play a game, to pretend. […] Make-believe seems remote in cases such as these. (Walton 1990, 393)

Walton kontrastiert hier *Make-Believe*-Spiele und ernsthafte Rede (*serious theorizing*). Während sich *appreciation* darin auszeichnet, dass der Sprecher sich an dem Spiel

beteiligt und aus Position der Fiktion spricht, zeichnet sich *criticism* durch die Ernsthaftigkeit des Gesagten aus. Hier macht der Sprecher eine tatsächliche Behauptung mit Anspruch auf Wahrheit. Der Unterschied zwischen diesen beiden Sprechweisen hat offensichtliche Implikationen für das Problem der Fiktivität. Solche Sprechweisen, die im Modus des *pretense* als Teil von *Make-Believe*-Spielen geäußert werden, bereiten keine der ontologischen Probleme, die mit der Rede von fiktiven Entitäten einhergehen können. Wie Walton sagt:

> Insofar as statements appearing to be about fictional entities are uttered in pretense, they introduce no metaphysical mysteries. […] If this were the whole story, we could dispense with fictitious entities forthwith, dismissing apparent references to them as mere pretense. But it isn't. (Walton 1990, 396)

Waltons Annahme, dass inhaltsangebende Rede über fiktive Entitäten auch assertiv sein kann, gibt abermals die bekannten Rätsel bezüglich Referenz und Ontologie auf. Es scheint in Form von *criticism* nun doch wahre, ernstgemeinte inhaltsangebende Behauptungen über Fiktives zu geben. Walton geht davon aus, dass „[t]he key to understanding assertive uses of sentences appearing to make reference to fictional entities is to take as primary their use in pretense" (Walton 1990, 396). Nach seiner Idee sind assertive Äußerungen der Art „(1) Tom Sawyer attended his own funeral." (Walton 1990, 396) zugleich assertiv *und pretense*. Namentlich handelt es sich dabei um die Mitteilung, dass ein *Make-Believe*-Spiel dieser Art vom relevanten Text autorisiert ist, indem eine entsprechende *Pretense*-Aussage exemplarisch ausgeführt wird. „They indicate the relevant kind of *pretense* by exemplifying it" (Walton 1990, 400). Der Satz *Sherlock Holmes ist ein Detektiv* kann nach diesem Bild also zweierlei Verwendungen haben: (1) als die Aussage, dass der relevante Text eine *Make-Believe*-Einstellung bezüglich des propositionalen Gehaltes dieser Aussage *fordert*, oder (2) als Ausdruck des Umstandes, dass der Sprecher eine *Make-Believe*-Einstellung zu dem entsprechenden Gehalt *hat*. Die zweite Verwendung ist Teil des *Make-Believe*-Spiels, während die erste Verwendung eine genuine Aussage ist, die allerdings im Sinne der Paraphrasen-Strategie als Behauptung über den relevanten Text und das von diesem autorisierte Spiel verstanden werden muss und nicht als Aussage über die fiktive Entität Sherlock Holmes. So kommt auch Walton nicht mit einem reinen *make-believe-account* aus, sondern muss letztlich wie Currie noch eine zweite Strategie zur Erklärung inhaltsangebender Aussagen hinzuziehen. Allerdings erklärt Waltons Annahme, dass in der assertiven Verwendung zugleich die *Pretense*-Verwendung exemplifiziert wird, nachvollziehbar, warum das tatsächlich Gesagte und das Gemeinte bei dieser Sprechweise systematisch auseinanderfallen, während Curries

Vorschlag in diesem Punkt eine Erklärungslücke aufweist. Ein ähnliches Muster setzt sich auch bei der Erklärung werkexterner Rede fort, indem Walton auch hier versucht, eine *make-believe* basierte Analyse vorzunehmen, während Currie überraschend einen dritten Weg geht, der weder seiner Analyse werkinterner noch inhaltsangebender Rede verwandt ist.

### Werkexterne Rede

Wie ist eine werkexterne Behauptung der Art, Sherlock Holmes sei eine fiktive Figur, zu verstehen? Für den Antirealisten gilt weiterhin, dass die Aussage jedenfalls nicht wörtlich zu verstehen sein kann. Es sind jedoch genau solche werkexternen Aussagen, die Antirealisten häufig besondere Schwierigkeiten bereiten und für die Realisten regelmäßig in Anspruch nehmen, die bessere Erklärung zu haben. Antirealisten bedürfen für werkexterne Aussagen genau wie für inhaltsangebende eine Erklärungsstrategie, die ohne Referenz auf Fiktives auskommt. Jedoch kann nicht ohne weiteres die gleiche Strategie genommen werden. Analog zur Paraphrasen-Strategie, die wie oben dargestellt inhaltsangebende Aussagen mit *According-to*-Operatoren analysieren kann, ohne dass die gleiche Strategie nicht für werkexterne Aussagen zum Zuge kommt, so ist auch hier das Unterhalten einer *Make-Believe*-Proposition nicht gleichermaßen einschlägig wie für inhaltsangebende Aussagen. Die inhaltsangebenden Aussagen mit *Make-Believe*-Einstellungen werden aufgrund bestimmter Generationsprinzipien auf Basis des relevanten Textes geäußert, der die entsprechenden Vorstellungen autorisiert. Doch der Text fordert nicht zum Unterhalten werkexterner Propositionen auf. Solche werkexternen Aussagen können also nicht genau wie inhaltsangebende unter Verweis darauf erläutert werden, was für ein *Make-Believe*-Spiel *von einem Text gefordert wird*.

Walton löst dieses Problem, indem er zwei Arten von *Make-Believe*-Spielen unterscheidet. Auf der einen Seite stehen solche Spiele, die er *autorisiert* nennt, „in which it is the function of works to serve as props“ (Walton 1990, 406). Auf der anderen Seite stehen solche Spiele, die er *inoffiziell* nennt und die sich von autorisierten darin unterscheiden, dass die Regeln, die das *Make-Believe*-Spiel leiten, hier von den Beteiligten selbst stipuliert werden: „we devise our own [rules], or modify authorized ones, altering the principles whereby works contribute to the generation of fictional truths“ (Walton 1990, 406). Waltons Unterscheidung ist wohl auslegungsbedürftig, da er für den einen Begriff auf die *Funktion* von Werken abstellt und für den vermeintlichen Gegenbegriff auf die *Herkunft* der das Spiel leitenden Regeln. Den Funktionsbegriff bestimmt Walton nicht weiter, den Begriff der generativen Regeln verdeutlicht er

exemplarisch (Walton 1990, Kap. 4). Die Regeln basieren im Falle von Texten einerseits auf den Eigenschaften des Textes selbst, aber andererseits auch auf zahlreichen externen Faktoren wie beispielsweise der literarischen Tradition, Genrezugehörigkeit, Publikationskontext etc. Diese Regeln können konventionsbasiert sein, sie können *ad hoc* auftreten oder, wie häufig beim Spiel von Kindern, zuvor explizit vereinbart werden. Welche Regeln genau einschlägig sind und wie sie zustande gekommen sind, ist offenbar nicht systematisch zu klären und unterliegt als Konvention dem steten Wandel. Walton nennt das System der Regeln „disorderly“ (Walton 1990, 184).

Der Unterschied zwischen autorisierten und nichtautorisierten Spielen scheint letztlich nur intuitiv fassbar zu sein. Die Herkunft der Regeln bietet sich als Unterscheidungskriterium nicht an. Zwar sind wohl alle *Make-Believe*-Inhalte autorisiert, die vom Text explizit gefordert werden, doch gibt es sicherlich auch autorisierte Inhalte, die auf einer textexternen Regel beruhen, beispielsweise wenn Genrekonventionen bei der Interpretation dessen berücksichtigt werden, was der Text als Vorstellungsinhalt fordert. Doch müssen diese textexternen Regeln, damit sie zur Anwendung kommen können, dem Text insofern entsprechen, als dass dieser der Anwendung der Konvention nicht widersprechen darf. Beispielsweise mag es Teil der autorisierten Vorstellungen sein, dass die Geister einer Spukgeschichte durch Wände gehen können, auch wenn das im Text nicht erwähnt wird. Jedoch kann dieser Inhalt, obwohl er der Konvention folgt, nur autorisiert sein, solange es im Text keine gegenteiligen Informationen gibt. Dennoch zeigt sich, dass auch textexterne Regeln, die Teil einer öffentlichen Konvention sind, zu autorisierten Spielen führen können. Naheliegend ist auch die Idee, der Unterschied könnte genau in der Öffentlichkeit der Regel liegen. So sind sicherlich alle solche Spiele inoffiziell, die auf einer privaten Regel beruhen. Doch gilt andersherum nicht, dass jede öffentliche Regel auch zu autorisiertem Spiel führt, denn die völlig konventionalisierten werkexternen Sprechweisen versteht Walton als Teil inoffizieller Spiele. Auch die Funktion des Werkes kann letztlich nicht das ausschlaggebende Kriterium sein. Werkexterner Diskurs scheint jedenfalls von der Funktion fiktionaler Werke gedeckt zu sein und dennoch hält Walton diesen für Teil inoffizieller Spiele. Die Unterscheidung zwischen autorisierten und inoffiziellen Spielen scheint tatsächlich weitgehend der Intuition überlassen zu sein.

Wie erwähnt interpretiert Walton werkexterne Aussagen jedenfalls als Teil solcher nicht vom Text autorisierten Spiele. Als Beispiel hierfür nennt er etwa Vergleiche zwischen Charakteren verschiedener Quellen wie beispielsweise die Behauptung, Robinson Crusoe sei erfindungsreicher als Gulliver. „Comparisons between characters in different works

can be thought of as contributions to unofficial games which combine in natural ways games authorized for the various works“ (Walton 1990, 407). Was genau der Inhalt und das Regelwerk solcher inoffiziellen *Make-Believe*-Spiele sind, lässt sich laut Walton nicht systematisch angeben; der Inhalt dieser Spiele muss „by virtue of a complicated and shifting array of contextual features and prior precedents“ mehr gespürt als herausgearbeitet werden (Walton 1990, 410). Abermals nimmt Walton außerdem an, dass solche Aussagen sowohl in Form von *pretense* als auch assertiv auftreten können. Wie funktioniert das?

> The answers parallel those we gave for assertive uses of ordinary statements, exept that in place of authorized games we must substitute the implied unofficial games […] What is he asserting? That the situation is such that to pretend in the way exemplified or indicated is fictionally to speak truly, in a game of the implied sort (Walton 1990, 408).

Waltons Vorschlag hat einige wünschenswerte Ergebnisse. Zum einen analysiert er inhaltsangebende und werkexterne Aussagen nach dem gleichen System und liefert so ein einheitliches Bild der Rede über fiktive Entitäten, das nicht anfällig für innere Widersprüche ist. Zum anderen hilft sein Vorschlag, den Unterschied zwischen inhaltsangebenden und werkexternen Aussagen weiter zu schärfen, namentlich durch den Unterschied zwischen autorisierten und inoffiziellen *Make-Believe*-Spielen. Unter den Tisch fallen dabei jedoch solche werkexternen Aussagen, für die sich keine sinnvollen *make-believe* basierten Verwendungen finden lassen und die dementsprechend nicht nach dem gleichen Muster analysiert werden können wie inhaltsangebende Aussagen. Etwa die Aussage *Sherlock ist eine fiktive Figur* bietet sich auch für inoffizielle *Make-Believe*-Spiele nicht ohne weiteres an. Bestenfalls könnte ein Spiel angenommen werden, bei dem ähnlich wie Brock es annimmt, so getan wird, als sei der Realismus korrekt. Das scheint jedoch einigermaßen unwahrscheinlich, da es theoretisch so aufgeladen ist, dass die Annahme, wir würden uns ständig alltagssprachlich an diesem Spiel beteiligen sehr weit hergeholt ist.

Walton kann für diese Fälle im Rahmen seiner Ausführungen wohl problemlos annehmen, dabei handele es sich um die rein assertive Aussage, die paraphrasiert zum Ausdruck bringen soll, dass es ein *Make-Believe*-Spiel bezüglich einer Person Sherlock gibt, die nicht existiert. Nimmt man an, dass diese oder eine modifizierte ähnliche Formulierung das Problem löst, so ist jedoch zu beachten, dass es sich dabei um eine auffällig andere Strategie handelt als bezüglich der inhaltsangebenden Sätze. Die inhaltsangebenden Sätze, ebenso wie andere Fälle werkexterner Aussagen, werden mit einem *Pretense*-Verhalten des Sprechers erläutert, das gegenüber der assertiven

Verwendung primär sein soll und bei assertiver Verwendung stets gleichzeitig auch an den Tag gelegt wird. Es scheint aber zusätzlich einige Sprechweisen zu geben, bei denen gar kein *Pretense*-Verhalten mehr auftritt, sondern eine ausschließlich assertive Verwendung. Hier tritt jedoch eine kleinere Erklärungslücke auf. Die anderen assertiven Verwendungen sind zugleich Exemplifizierungen des *pretense*. Insofern gibt Walton hierbei eine Erklärung dafür, warum die Aussage ihrer Oberfläche nach von dem eigentlichen Inhalt der Behauptung abweicht und den Anschein hat, sie würde über Fiktives quantifizieren. Bei den rein assertiven Verwendungen ohne gleichzeitiges *pretense* fällt diese Erklärung weg. Hier ist nun unklar, warum nicht einfach gesagt wird, was gesagt werden sollte. Eine Erklärung hierfür mag jedoch nicht schwer zu finden sein, beispielsweise könnte es sich um Ökonomie des Sprechens handeln.

Anders als Walton glaubt Currie nicht, dass werkexterne Sprechweisen sinnvoll mit einer *Make-Believe*-Strategie analysiert werden können. Dies überrascht auch angesichts des Umstandes nicht, dass er schon inhaltsangebende Aussagen mit einer Paraphrasen-Strategie löst und nicht unter Rückgriff auf seine für werkinterne Rede verwendete *Make-Believe*-Konzeption. Mit werkexterner Rede beschäftigt Currie (1990) sich nicht so systematisch wie mit inhaltsangebender. Stattdessen untersucht er verschiedene nicht-inhaltsangebende Kontexte, in denen Namen fiktiver Entitäten verwendet werden, denn ihm geht es in erster Linie um eine semantische Analyse der Bedeutung fiktionaler Namen. Besonders umfänglich beschäftigt er sich dabei mit „transfictive contexts“ (Currie 1990, 172), in denen Figuren verschiedener Fiktionen miteinander verglichen werden, ein Fall werkexterner Sprechweisen, mit dem auch Walton sich auseinandersetzt. Currie stellt selbst fest, dass solche werkexternen Aussagen einem antirealistischen *account* Probleme bereiten. „The apparent truth of these comparative statements tempts us once more to acknowledge fictional people“ (Currie 1990, 172). Und tatsächlich löst Currie das Problem schließlich nicht mit einer der zur Verfügung stehenden antirealistischen Strategien, sondern gibt der Versuchung zumindest teilweise nach, indem er zwar keine fiktiven Personen annimmt, aber auf eine realistische Strategie zurückfällt und eine besondere Entität annimmt, die als Referenzobjekt und Prädikatsträger für solche Aussagen dienen kann. „I seek the truth makers from within a class of entities that prove themselves useful quite outside the realm of fictional discourse. I shall call these entities ‘roles.’” (Currie 1990, 172). Diese Rollen, auch wenn Currie wohl auf der Suche nach einer bloß semantischen Lösung des Problems ist, sind ontologisch aufgeladen. Er identifiziert sie sowohl mit Funktionen (vgl. Currie 1990, 172) als auch mit Charakteren (vgl. Currie 1990, 172), außerdem mit „theoretical entities, in

that sense of the term which contrasts with concrete things“ (vgl. Currie 1990, 173) und schließlich mit Ämtern im Sinne des Amtes des Präsidenten (vgl. Currie 1990, 174). Unabhängig von der Frage, wie plausibel seine Strategie ist, kommt man nicht umhin, sie als realistische Strategie zu bezeichnen und somit abermals festzustellen, dass innerhalb seiner Theorie sehr unterschiedliche Strategien zur Anwendung kommen, um vermeintliche Referenzen auf fiktive Entitäten in unterschiedlichen Diskursbereichen zu erklären. Curries Verständnis von Sprechweisen über fiktive Entitäten hat damit letztlich eine überraschende Ähnlichkeit zu den Analysen solcher Sprechweisen im Kreationismus, wenngleich der ontologische Ausgangspunkt verschieden ist. Wie Kripke nimmt er an, werkinterne Rede sei nicht wahrheitswertfähig und handele nicht *von* etwas; wie Kripke nimmt er an, inhaltsangebende Rede sei mit einer *According-to*-Paraphrase zu verstehen; und wie Kripke nimmt er an, werkexterne Rede sei referentielle Rede, die von abstrakten Entitäten handelt. Waltons Vorschlag sticht insofern unter allen bisher untersuchten Vorschlägen zur Lösung des Problems fiktiver Entitäten durch seine weitgehende Einheitlichkeit und das konsequente Durchhalten eines Antirealismus hinaus.

### iii. und Literaturwissenschaft

Implikationen der in diesem Abschnitt dargestellten fiktionstheoretischen Ansätze für die Literaturwissenschaft sind nach zwei Arten zu unterscheiden. Auf der einen Seite können Implikationen ausgemacht werden, die aus ontologischen Restannahmen der Theorien folgen, wie sie etwa Currie mit dem Verweis auf theoretische Entitäten als Referenzobjekte für werkexterne Aussagen macht. Es handelt sich dabei also letztlich um Konsequenzen aus den ontologischen Annahmen eines teilweise realistischen *account*s, so wie sie oben bereits thematisiert wurden. Für diesen Abschnitt von eigentlichem Interesse ist jedoch das Verhältnis von antirealistischen Annahmen zu gewöhnlichen Behandlungspraktiken bezüglich fiktiver Entitäten, d.i. die Frage, ob es außerhalb ontologischer Implikationen überhaupt zu relevanten Konflikten zwischen Fiktionstheorie und gebräuchlichen Sprechweisen kommt. Dabei sind jedoch solche Implikationen nicht einschlägig, die ihrem Wesen nach der Paraphrasen-Strategie entspringen und dementsprechend, genau wie die ontologischen Implikationen, bereits oben thematisiert wurden. Insofern ist etwa auch die Analyse inhaltsangebender Aussagen Curries hier wenig einschlägig. In diesem Unterabschnitt gegenständlich sind die Implikationen solcher antirealistischer fiktionstheoretischer Annahmen, die auf den Phänomenen des kontrafaktischen Als-ob-Verhaltens oder der besonderen propositionalen Einstellung des *make-believe* basieren. Dies sind nach den Ausführungen des vorigen Unterabschnitts

Searles Behandlung werkinterner Rede, Curries Behandlung werkinterner Rede sowie Waltons Analyse aller drei Diskursbereiche.

Aus diesen antirealistischen Annahmen, die auch tatsächlich wesentlichen Gebrauch von den Konzepten *pretense* und *make-believe* machen, ergeben sich zwei offensichtliche Fälle für Konfliktpotential: (1) Es könnte Sprech- und Behandlungspraktiken bezüglich fiktiver Entitäten geben, die nicht erfolgreich mit den vorgeschlagenen Ansätzen erklärt werden können, parallel dazu, wie es bei der Paraphrasen-Strategie potentiell die Gefahr gibt, Aussagen zu finden, für die sich keine adäquate Paraphrase findet. Und (2) die den Annahmen zugrunde liegenden Fiktionalitätstheorien können Fiktionen insgesamt auf eine Weise beschreiben, die insbesondere aus literaturwissenschaftlicher Sicht dem Phänomen fiktionaler Literatur nicht gerecht wird.

Der Vorwurf, fiktionale Literatur grundsätzlich falsch zu charakterisieren, wird regelmäßig Searles Theorie gemacht. Der Vorwurf richtet sich unter anderem darauf, die Annahme sei verfehlt, fiktionale Rede würde normale Behauptungen nachahmen, da in fiktionaler Rede viele Äußerungen gemacht werden, die in normaler behauptender Rede niemals auftreten würden, etwa Gedankenwiedergabe verschiedener Personen, sodass es sich dabei schwerlich um eine Nachahmung gewöhnlicher Behauptungen handeln kann (vgl. etwa Zipfel 2001, 188). „What ‘serious’ discourse ever quoted the thoughts of a person, other than the speaker's own?” (Cohn, 1990, 784). Obwohl diese Beobachtung sicherlich weitgehend zutreffend ist, kann sie als Fundamentalkritik an Searles Vorschlag doch nicht überzeugen, schließlich ist es nicht Searles Behauptung, dass fiktionale Rede *nichtfiktionale* Rede nachahmt, sondern dass dabei so getan würde, als sei es *behauptende* Rede. Die Nachahmung betrifft insofern in erster Linie die illokutionäre Rolle, den Sprecher auf den Inhalt festzulegen. Dass diese vermeintlichen Behauptungen dabei inhaltlich auffällig von tatsächlichen Behauptungen abweichen, kann vielmehr als die Inanspruchnahme der für die Nachahmung notwendigen Konventionen verstanden werden. Zwar mag es richtig sein, dass zahlreiche Aussagen in fiktionalen Werken niemals als ernstzunehmende tatsächliche Behauptungen gemacht würden, aber das hindert natürlich niemanden daran, so zu tun, als würde er so eine Behauptung treffen. Auch tatsächliche Behauptungen zeichnen sich regelmäßig durch haarsträubend offensichtliche Falschheit aus, ohne dass an dem behauptenden Charakter der Aussage gezweifelt würde. Ebenso kann der offensichtlich nichtbehauptende Charakter vieler fiktionaler Aussagen nichts daran ändern, dass hier womöglich eine Autorin ohne Täuschungsabsicht so tut, als würde sie eine Behauptung machen. Auch wenn ich so tue, als sei ich ein Elefant, ist stets völlig offensichtlich, dass dem nicht tatsächlich so ist.

Insofern kann nicht Searles ganze Theorie an dieser Beobachtung scheitern, sondern allenfalls seine Behauptung, „[t]he utterance acts in fiction are indistinguishable from the utterance acts of serious discourse“ (Searle 1975, 327).

Wird diese Behauptung auf ganze Texte bezogen, so ist sie sicherlich sehr angreifbar, schließlich wird für eine Vielzahl von inhaltlichen und syntaktischen Merkmalen angenommen, dass sie hinreichend die Fiktionalität eines Textes anzeigen. So etwa bei Hamburger (1957, 1968), die als wesentliches Fiktionsmerkmal eine Verschiebung der deiktischen und epistemischen Position eines Erzählers auf eine dritte Person ausmacht, die sich etwa darin ausdrückt, dass Adverbien des Ortes und der Zeit wie *hier* und *jetzt* nicht wie in normaler Rede auf den Sprecher bezogen sind, sondern auf die Person, von der berichtet wird. Sie nimmt an, dass „[d]ie deiktischen Adverbien, die zeitlichen wie die räumlichen, [...] in der Fiktion ihre deiktische, existentielle Funktion, die sie in der Wirklichkeitsaussage haben[, verlieren]“ (Hamburger 1968, 110). Diese Verschiebung führt nach Hamburgers Annahme sowohl zu inhaltlichen als auch grammatischen Effekten, die Fiktionen eindeutig auszeichnen, namentlich „*daß das Präteritum seine grammatische Funktion, das Vergangene zu bezeichnen, verliert*“ (Hamburger 1968, 61, ihre Emphase), was Sätze wie *Morgen war Weihnachten* ermöglicht, die in nichtfiktionaler Rede nicht natürlich auftreten, und dass „*die Ich-Originalität (oder Subjektivität) einer dritten Person als einer dritten dargestellt werden kann*“ (Hamburger 1968, 73, ihre Emphase), wie es sich in der auch von Cohn erwähnten Darstellung der Gedanken Dritter zeigt. Dass sich fiktionale Texte von nichtfiktionalen ausschließlich anhand der Intentionen ihrer Sprecher unterscheiden lassen, scheint insofern mindestens fragwürdig. Allenfalls für Searles kleinschrittige Analyse, bei der er einzelne Sätze aus fiktionalen und nichtfiktionalen Quellen vergleicht, mag es zutreffend sein, dass sich diese nicht eindeutig als fiktional und nichtfiktional unterscheiden lassen.

Cohns und Zipfels Kritik, fiktionale Rede sei kein Imitat behauptender Rede, scheint grundsätzlich einschlägig zu sein. Der auch von Searle betonte Charakter des Fiktionalen, als nicht behauptend verstanden zu werden, ist so stark ausgeprägt, dass die Annahme, es handele sich dabei um Rede, die Behauptungen nachahmt, unmotiviert wirkt. Regelmäßig besteht überhaupt keine Ähnlichkeit zwischen fiktionaler Rede und Behauptungen, sodass der Nachahmungscharakter schwer zu erkennen ist, insbesondere bei solchen Aussagen, die in nichtfiktionalen Kontexten nicht natürlich auftreten würden. In einigen anderen Fällen hingegen, etwa den oben thematisierten Fällen von scheinbar wahren Aussagen in fiktionalen Werken, scheint genau das Gegenteil zu gelten. Hier gibt es keine Indikatoren dafür, dass es sich dabei nicht um genuine Behauptungen handeln soll. Searles

Charakterisierung fiktionaler Rede scheint damit im Lichte alltäglicher und literaturwissenschaftlicher Behandlungen des Fiktionalen in zweierlei Hinsicht inadäquat: (1) Eine große Anzahl fiktionaler Aussagen hat keinerlei Ähnlichkeit mit nichtfiktionalen Behauptungen, weil sie inhaltlich und syntaktisch nicht gleichermaßen in nichtfiktionalen Kontexten auftreten würden, und (2) viele Aussagen aus fiktionalen Werken lassen sich offenbar völlig unproblematisch als wahre Behauptungen auffassen und werden von professionellen wie unprofessionellen Lesern auch als solche behandelt.

Nicht überzeugen kann hingegen die von Zipfel aufgenommene Kritik (vgl. Zipfel 2001, 189), Searle würde fälschlich auktoriale Erzähler und Autoren gleichsetzen, wie sie etwa Hempfer (1990, 121) hervorbringt. Schon die Behauptung, „daß er [Searle] den auktorialen Erzähler in Iris Murdochs Romanen mit der Autorin identifiziert“ (Hempfer 1990, 121), ist völlig unhaltbar. Searle nimmt an, die Äußerungen, die Iris Murdoch schriftlich beim Hervorbringen des Romans macht, seien von ihr selbst vorgegebene Sprechakte. Damit ist weder gesagt noch nahegelegt, dass sie literaturwissenschaftlich nicht zugleich auch als die Äußerungen eines fiktiven Erzählers interpretiert werden können. Selbst bei einem nichtauktorialen, erstpersonalen und homodiegetischen Erzähler, dessen Teilhabe am Personal der fiktiven Figuren eines Werkes von niemandem in Abrede gestellt werden würde, gilt trotzdem zweifelsohne, dass dessen Aussagen zugleich auch einer Autorin zugeschrieben werden könnten, ohne dass damit die Möglichkeit abgestritten wäre, sinnvoll zwischen diesen Instanzen zu unterscheiden. Es gibt wie oben herausgestellt keinen unmittelbar aus Searles Theorie folgenden Grund dafür, neben dem nichtbehauptenden Autor nicht auch einen behauptenden auktorialen fiktiven Erzähler anzunehmen. Die *pan-narrator* Theorie ist grundsätzlich mit Searles Annahmen vereinbar. Dass Searles Theorie jedoch prinzipiell auch die Möglichkeit offen lässt, keinen fiktiven Erzähler anzunehmen, wo die Notwendigkeit sich aus dem Inhalt nicht ergibt, kann wohl kaum als Schwäche der Searle’schen Theorie aufgefasst werden, sondern öffnet sie sowohl für Vertreter der *pan-narrator* Theorie als auch für deren Gegner, die es trotz Zipfels Einstufung der steten Trennung von Autor und Erzähler als eine der „allgemein anerkannten narratologischen Einsichten“ (Zipfel 2001, 189) dennoch gibt. Insofern ist es eher erfreulich, dass die Theorie hier nicht zu womöglich ungerechtfertigten Limitationen führt.

Autoren spielen in Waltons Theorie eine im Vergleich zu Searles Theorie überraschend nachrangige Rolle. Fiktionale Rede als paradigmatischer Fall werkinterner Aussagen bedarf nach Waltons Vorstellung gar keines Sprechers. Wie gezeigt lässt er alles als fiktionalen Text zu, was als *prop* in einem *Make-Believe*-Spiel dient, sodass er auch

fiktionale Texte ganz ohne Autor zulässt. Diese Idiosynkrasie lässt sich teilweise über eine genauere Bestimmung des Werk-Begriffs auflösen, sodass hier womöglich von einem fiktionalen *Text*, aber nicht von einem fiktionalen *Werk* die Rede sein könnte. Aber letztlich führt dies nicht an dem Problem vorbei, dass Walton den Fiktions- und Repräsentationsbegriff damit radikal anders bestimmt, als es dem gewöhnlichen Gebrauch und verbreiteten Intuitionen entspricht. Fiktional kann ein Text nach verbreiteter Auffassung nur durch absichtliche Handlung eines Autors werden. Bei Walton sind es jedoch die Handlungen der Rezipienten, die für die Fiktionalität des Textes sorgen und sich insofern beispielsweise nicht über den Fiktionsstatus täuschen können. Jeder Text kann demnach entweder in einem autorisierten oder in einem inoffiziellen Spiel zum fiktionalen Text gemacht werden.

Selbst der Textinhalt scheint nach Waltons Theorie nicht vollständig durch Autoren determiniert zu werden. Wie gesehen ist für Walton dasjenige fiktional der Fall, was aufgrund von nicht systematisch zu bestimmenden *principles of generation* Inhalt des *Make-Believe*-Spiels wird. Natürlich ist der wesentliche und hauptsächliche Anteil dieser Prinzipien dadurch bestimmt, was in dem fraglichen Text steht, und also dadurch, was die Autorin geschrieben hat. Jedoch gehen die Prinzipien darüber weit hinaus und umfassen etwa auch Genrekonventionen, Weltwissen und dergleichen, um die fiktionale Welt auszufüllen. Insofern ist das, was fiktional der Fall ist, nicht bloß vom Autor bestimmt, als dass er Teile dieser Generationsprinzipien überhaupt nicht absehen mag, und er auch keinen Einfluss auf diese hat. Auch hieran sieht man, dass Autoren keinen allzu großen Stellenwert in Waltons Theorie haben. Rezipienten spielen in Waltons *account* eine wesentlich größere Rolle als Produzenten. Damit ergibt sich eine bemerkenswerte Flexibilität im Verhältnis seiner Fiktionstheorie zu ebenfalls rezipientenseitigen interpretationstheoretischen Annahmen, durch die er einige Probleme vermeidet, die bei anderen Fiktionstheorien auftreten.

Man denke etwa an folgende kurze fiktionale Beschreibung: *Eine alte, schwarzgekleidete Frau mit einer Katze und einem Besen kocht in ihrem Lebkuchenhaus mit einem Kessel schwefeldampfende Getränke*. Diese Frau ist offensichtlich eine Hexe, wie sie in zahlreichen Märchen auftritt. Diese naheliegende Interpretation beruht auf der Ähnlichkeit meiner Beschreibung zu Beschreibungen solcher Figuren aus Märchen. Walton kann dies als Teil der *principles of generation* als Tatsache über die fiktionale Welt meiner Beschreibung berücksichtigen. Die meisten der anderen dargestellten Fiktionstheorien sind diesbezüglich neutral, sie schließen weder aus, dass es sich um eine Hexe handelt, noch legen sie es nahe. Searles Beschreibung etwa, dass es sich bei der

Beschreibung um einen vorgegebenen Sprechakt handelt, hat hier keine Implikationen für die Interpretation der beschriebenen Figur als Hexe. Wird jedoch beispielsweise eine possibilistische Fiktivitätstheorie herangezogen, die das oben dargestellte Prinzip der minimalen Abweichung verwendet, so handelt es sich um keine Hexe, weil eine mögliche Welt, in der die beschriebene Person keine Hexe ist, unserer Welt ähnlicher ist als jede andere. Nach Waltons Theorie sind Genrekonventionen und literarische Traditionen jedoch nicht nur im Rahmen von Interpretationen zu berücksichtigen, sie bestimmen selbst mit, was fiktional laut einer Geschichte der Fall ist, haben also direkten Einfluss auf den Inhalt der Fiktion. Damit gelingt es ihm in viel stärkerem Maße als den anderen dargestellten Theorien, die ständige Praxis, über fiktionale Werke und ihr fiktives Personal zu sprechen, an seine Fiktionstheorie anzubinden und insofern zu verhindern, dass er theoretische Annahmen macht, die tatsächlich von der Sprechpraxis völlig entkoppelt sind, wie es sich letztlich für sämtliche untersuchten realistischen Theorien herausgestellt hat.

Waltons Theorie zeichnet sich damit in bemerkenswerter Weise durch ihre Kompatibilität mit der literaturwissenschaftlichen Praxis aus, der Walton anders als etwa Currie ganz explizit Rechnung tragen möchte. Ein Beispiel bezüglich einer Annahme Curries kann dies verdeutlichen: Wie oben herausgestellt macht Curries Theorie ontologische Restannahmen, indem er werkexterne Rede mit einer realistischen Analyse unter Verweis auf theoretische Entitäten erklärt. Diese theoretischen Entitäten, die Currie als *Rollen* bezeichnet, haben als Individuationsbedingungen ihre jeweils relevanten werkinternen Beschreibungen. Doch in vielen Fällen beschreiben zwei Werke die vermeintlich gleiche Figur mit inkompatiblen Eigenschaften:

> Homer has Helen run off to Troy with Paris; Euripides has her spend the time in Egypt while a look-alike languishes in Troy. Are Homer and Euripides speaking of the same character? If "character" means "person," the answer is no. There is no person who is referred to in either play. If "character" means "role" (and that's what I mean by character), the answer is the same. The defining characteristics of the two characters are different (Currie 1990, 177).

Curries ontologische Annahme zum Wesen fiktiver Entitäten ergibt somit, dass Homers Helena und Euripides Helena verschiedene Entitäten sind, so wie mehrere der oben dargestellten realistischen Theorien es auch vertreten müssen. Auch hier gilt also abermals, dass die Praxis und die aus der Theorie folgende Ontologie auseinanderfallen, denn nach einer natürlichen Beschreibungspraxis handelt es sich bei beiden Helenas um Varianten der gleichen Figur. Dass Curries ontologisches Ergebnis nicht der ständigen

Beschreibungspraxis in literaturwissenschaftlichem und alltäglichem Diskurs entspricht, nimmt er zur Kenntnis. Doch anders als Walton ist es ihm kein explizites Anliegen, gebräuchliche Verhaltensweisen gegenüber fiktiven Entitäten in seiner Theorie einzufangen. „When we study these problems a kind of shorthand develops, and we speak of 'the same character.' But when we speak as literary critics we don't have to clear up the semantic mess we make. When we speak as philosophers we know better" (Currie 1990, 178). Currie erkennt zwar, dass seine Theorie ontologisch inkompatibel damit ist, wie fiktive Figuren in ständiger Praxis beschrieben werden. Doch dies führt ihn bloß zu einer Gegenüberstellung zwischen Philosophen, die es besser wissen, und Literaturwissenschaftlern und ihrer semantischen Sauerei. Walton auf der anderen Seite nimmt den literaturwissenschaftlichen Diskurs wie oben gesehen so ernst, dass er sogar bezweifelt, es könne sich dabei um eine Form des *Make-Believe*-Spiels handeln. Nur deshalb glaubt er, inhaltsangebende und werkexterne Aussagen können neben ihrer Rolle als Beteiligung an autorisierten und inoffiziellen *Make-Believe*-Spielen zusätzlich noch eine wahrheitswertfähige assertive Bedeutung (in Form einer Paraphrase) haben. Waltons Theorie überzeugt damit neben ihrer internen Schlüssigkeit insbesondere auch durch ihre Kompatibilität mit der literaturwissenschaftlichen Praxis.

### iv. Zwischenkonklusion

Die Debatte zur Fiktionalitätstheorie dreht sich seit den sehr einflussreichen Beiträgen Searles, Curries und Waltons vermehrt um die drei Begriffe und Phänomene *pretense*, *imagination* und *make-believe*. Das häufig als *imagination* bezeichnete Phänomen der quasi-sensorischen Vorstellung spielt dabei jedoch zu Recht keine prominente Rolle, da es keinen Erklärungswert für die ontologischen Probleme des Fiktiven hat und als Teil einer allgemeineren Fiktionstheorie weder als Kandidat für eine hinreichende noch notwendige Bedingung des Fiktionalen dient. Unter den drei Begriffen werden im Rahmen von Fiktionstheorien insofern in ganz erster Linie die beiden anderen ausgemachten Phänomene diskutiert, namentlich das So-tun-als-ob und eine besondere propositionale Einstellung. Zwar gibt es keine Theorie, die sich hierbei endgültig durchgesetzt hat, doch besteht zurzeit ein für philosophische Fragen überraschend breiter Konsens dazu, dass das Phänomen der Fiktionalität irgendwo im Spannungsverhältnis dieser Phänomene anzusiedeln und zu verstehen ist. Dies zeigt sich insbesondere darin, dass eine *Pretense*-Interpretation fiktionaler werkinterner Rede selbst unter Realisten bezüglich fiktiver Entitäten weit verbreitet ist, so etwa bei den oben dargestellten Theorien zu werkinterner Rede von Kripke und Searle (vgl. S. 36ff).

Wenn werkinterne Rede als Form des So-tuns-als-ob verstanden wird, ergeben sich keine ontologischen Probleme, solange dieses *Pretense*-Verhalten nicht *de re* an eine Entität angeknöpft wird. *Von* einer Sache so zu tun, als sei sie ein Detektiv, ist natürlich weiterhin ontologisch aufgeladen und setzt eine Referenzentität voraus. Mit einer solchen *De-re*-Lösung wird also nur das Problem der Prädikation tangiert, aber nicht das grundsätzlichere Problem der Existenz des Fiktiven. Searles und Kripkes *De-dicto*-Annahme, dass in fiktionaler werkinterner Rede so getan werde, als gäbe es jemanden, der ein Detektiv sei, zieht auch den existenziellen Status der vermeintlichen Referenzentität mit in das *pretense* ein und kann so ontologische Probleme vermeiden.

Searles Vorschlag, der nur bezüglich werkinterner Rede überhaupt antirealistischen Charakter hat, krankt jedoch an der Unplausibilität eines Als-ob-Sprechaktes. Seine Beobachtung, dass Sprecher fiktionaler Rede nicht auf ihre Aussagen als wahr festgelegt sein möchten, so wie dies in der Regel bei Assertiven der Fall ist, ist sicherlich für eine Vielzahl werkinterner Aussagen adäquat. Doch scheint es auch eine nicht zu vernachlässigende Anzahl von werkinternen Aussagen zu geben, für die das nicht gilt, man denke etwa an den erwähnten ersten Satz aus *Anna Karenina*. Dieser scheint selbst dann Anspruch auf Erfülltheit zu erheben, wenn er um eine Erwähnung der fiktiven

Familie Oblonskiy erweitert wird. Hinzu tritt die Beobachtung Cohns und anderer, dass werkinterne Rede häufig inhaltlich (und wenn man Hamburger folgen möchte, auch syntaktisch) so stark von normaler behauptender Rede abweicht, dass sie nicht sinnvoll als Nachahmung letzterer zu charakterisieren ist. Es sind also Zweifel angebracht, (1) ob fiktionale Rede als vorgegebene Assertive richtig beschrieben ist, und (2) ob werkinterne Rede, selbst wenn sie fiktive Entitäten erwähnt, nach Searles Bestimmung immer als fiktional einzustufen ist. Sollte dem jedoch nicht so sein, so dient seine Fiktionalitätstheorie ohnehin nicht vollständig zu Erklärung des Phänomens der vermeintlichen Referenz auf Fiktives in werkinterner Rede.

Doch auch selbst wenn alle werkinternen Aussagen ihrer Oberfläche nach wie Assertive aussehen würden und für alle diese Aussagen gälte, dass der Sprecher nicht auf ihre Wahrheit festgelegt sein möchte, so würde selbst dann im Rahmen einer sprechakttheoretischen Analyse wenig für die Annahme sprechen, es handele sich bei werkinterner fiktionaler Rede um vorgegebene Assertive. Schließlich gibt es noch weitere Sprechaktklassen, bei denen der Sprecher nicht auf den Inhalt seiner Aussagen festgelegt sein möchte (d.i. die keine Wort-auf-Welt-Ausrichtung haben). Curries Idee, es handele sich dabei um einen anderen genuinen Sprechakt, ist insofern naheliegender. Werkinterne Rede als genuine Sprechhandlung ist dementsprechend kein Als-ob-Verhalten. Curries Analyse solcher Aussagen macht vielmehr Gebrauch von dem zweiten identifizierten Phänomen, dem propositionalen Bild. Er nimmt an, werkinterne Rede sei als Anweisung an die Leserschaft zu verstehen, eine bestimmte propositionale Einstellung zum Gehalt des Textes einzunehmen. Als imperative Rede, die ein mentales Verhalten fordert, sind vermeintliche werkinterne Bezüge auf Fiktives insofern erfolgreich ontologisch isoliert; hier wird nicht behauptet, Sherlock sei ein Detektiv, sondern dazu aufgefordert, eine bestimmte Einstellung zu diesem Gehalt an den Tag zu legen.

Wenig nachvollziehbar ist jedoch Curries Entscheidung, das Verhalten von Rezipienten bezüglich fiktionaler Werke und den in ihnen genannten fiktiven Entitäten in inhaltsangebender und werkexterne Rede nicht als die Befolgung der in werkinterner Rede gemachten Anweisungen zu verstehen, sondern es mithilfe von Paraphrasen und theoretischen Entitäten zu erklären. Damit entsteht abermals eine Erklärungslücke zwischen den verschiedenen Diskursbereichen, wie sie bereits aus Searles und Kripkes Theorien bekannt ist. Auch werden damit sämtliche Probleme der Paraphrasen-Strategie und realistischer Analysen werkexterner Rede in den Vorschlag integriert. Konsistenter scheint insofern Waltons Vorschlag zu sein, der alle drei von mir unterschiedenen

Diskursbereiche bezüglich fiktiver Entitäten mithilfe des intentionalen Operators *make-believe* analysiert und so weitgehend ontologische Implikationen vermeiden kann.

Auch nach Waltons Theorie lässt sich werkinterne Rede als Anweisung zu einem bestimmten Rezipientenverhalten verstehen. Zwar sind für ihn Fiktionen allgemein alle Texte, anhand derer regelgeleitete *Make-Believe*-Spiele durchgeführt werden, und nicht nur solche, die hierfür auch intendiert wurden. Aber das schließt natürlich nicht aus, dass der paradigmatische Fall von Fiktionen der ist, in dem ein Text für genau diesen Zweck von jemandem verfasst wurde. Im Falle der zufällig einen kurzen Text formenden Linie im Sand bestehen werkintern ohnehin keine Probleme mit etwaigen ontologischen Festlegungen, da diese mangels eines Sprechers bereits ausgeschlossen sind, egal ob dieser Fall nun als Fiktion zugelassen werden soll oder nicht.

Wie herausgestellt setzt sich Waltons Theorie deutlich von Curries Vorschlag ab, indem er inhaltsangebende und werkexterne Rede als Teil des *Make-Believe*-Spiels interpretiert, das von werkinterner Rede gefordert wird. Damit gelingt ihm eine einheitliche Analyse der verschiedenen Diskursbereiche, die grundsätzlich ohne Paraphrasen-Strategie oder Rest-Realismus auskommen könnte. Jedoch zieht auch Walton diese Strategie nicht vollständig durch und möchte schließlich doch einen Bereich an Rede über fiktive Entitäten zulassen, der aus normalen wahrheitswertfähigen und ernstgemeinten Behauptungen bestehen soll, die er mit einer Paraphrasen-Strategie erläutert, sodass auch er letztlich eine Doppelstrategie verfolgt. Positiv festzustellen ist dabei Waltons Ernstnahme des literaturwissenschaftlichen Diskurses. Im Kontext des Fiktionstheoriediskurses ist es bemerkenswert, dass Walton deshalb eine assertive Verwendung von inhaltsangebender Rede zulassen möchte, weil er den akademischen Diskurs der Literaturwissenschaft ernst nimmt und es insofern infrage stellt, dass es sich auch dabei um eine Form von Spiel handeln könnte.

Waltons Intuition, dass eine Behauptung wie *Sherlock ist ein Detektiv* im Kontext einer akademischen Auseinandersetzung nicht gleichermaßen Teil eines *Make-Believe*-Spiels ist wie in der Alltagssprache, muss jedoch nicht darauf hinweisen, dass es sich an dieser Stelle punktuell um eine andere Art von Äußerung handelt. Naheliegend ist die Diagnose, dass *make-believe* insgesamt als Spiel falsch charakterisiert ist. Waltons Ausgangspunkt des Kinderspiels mag anschaulich sein, um einige grundsätzliche Mechanismen des *make-believe* zu beschreiben. Aber es scheint inadäquat, diesen Spielcharakter auch für Verhalten anzunehmen, das in alltäglichen und wissenschaftlichen Kontexten niemandem als Spiel erscheint. Doch nur wegen dieser Betonung Waltons von selbst alltäglichen

inhaltsangebenden Aussagen als Spiel scheint es ihm in einigen Fällen, die noch offensichtlicher keinen Spielcharakter haben, nötig, eine zusätzliche Paraphrasen-Strategie einzuführen. Diese Alternativstrategie ist jedoch unbegründet, wird die Rolle von *Make-Believe*-Aussagen als völlig adäquater Teil unserer ganz ernstgemeinten Verhaltens- und Sprechweisen richtig verstanden, namentlich als distinkte propositionale Einstellung, die in vielen sprachlichen und nichtsprachlichen Kontexten auftritt und als solche keinen Spielcharakter hat, sondern genauso ernst genommen werden kann wie sämtliche anderen propositionalen Einstellungen. Im letzten Kapitel möchte ich eine Beschreibung von *make-believe* als propositionale Einstellung liefern, die deutlich macht, warum *make-believe* nicht im Gegensatz oder Konflikt zu Ernsthaftigkeit steht und es sich dabei um keine Imitation oder Schwundstufe von Assertiven handelt.

## 4 Konklusion Antirealismus

Die Idee, fiktionale Rede als nicht behauptend zu verstehen, ist naheliegend und vielversprechend. Dementsprechend weit verbreitet ist sie im Antirealismus und wird von allen dargestellten Theorien vertreten. In zwei Varianten tritt sie auf: Werkinterne Rede wird als *pretense* Verstanden oder als Imperativ, der zu einem bestimmten Verhalten auffordert, in der Regel dazu, sich etwas vorzustellen oder eine bestimmte näher zu bestimmende Einstellung zum Gesagten einzunehmen. Hiermit wird punktuell das Problem des Fiktiven in werkinterner Rede gelöst. Die Strategie, werkinterne Rede als Form von Anweisung zu verstehen, hat sich dabei als vielversprechender herausgestellt als die *Pretense*-Strategie, da werkinterne Rede in vielerlei Hinsicht so stark von gebräuchlicher assertiver Rede abweicht, dass hier kein Nachahmungsverhältnis vorzuliegen scheint.

In inhaltsangebender Rede ist im Antirealismus die *According-to*-Paraphrase genauso verbreitet wie im Realismus. Hier bleibt nach wie vor das Problem bestehen, dass diese mit einem *pretense-account* interner Rede nicht zu vereinbaren ist. Im Antirealismus wiegt dieses Problem jedoch nicht so schwer wie im Realismus, da hier nicht aus einem *de-dicto-pretense* plötzlich *De-re*-Referenz und Existenz folgen soll. Das Problem kann hier einfach vermieden werden, indem die Paraphrase nicht mit *according to* formuliert wird, sondern etwa in der Form *X tut so, als gäbe es etwas, das*. Wird werkinterne Rede jedoch überhaupt nicht als *pretense* verstanden, sondern wie ich es nach obigen Ausführungen für plausibler halte, als Aufforderung zu einem Verhalten, so ist es nicht überzeugend, inhaltsangebende Äußerungen überhaupt mit Paraphrasen zu analysieren.

Unterschieden werden sollten hier zwei Verhaltensweisen. Natürlich ist es möglich, jemanden über den Inhalt eines Werkes zu informieren, das einer Person unbekannt ist, oder über das sie sich irrt. In diesem Fall ist eine inhaltsangebende Aussage mit einer *According-to*-Paraphrase oder einer verwandten Paraphrase sicherlich adäquat beschrieben. Jedoch ist das nicht der paradigmatische Fall von Äußerungen über Werke. Man nehme etwa ein Gespräch über einen Film, den alle Beteiligten kennen. Hier informiert man sich nicht gegenseitig über den Inhalt, sondern spricht über den Inhalt ganz ähnlich, als würde man sich über tatsächliche gemeinsame Erlebnisse unterhalten. Dieses Verhalten ist, wenn werkinterne Rede als Anweisung zu einem Verhalten verstanden wird, naheliegend als Realisation genau dieses intendierten Verhaltens zu verstehen. Die Bemühung, vermeintliche Aussagen über fiktive Entitäten doch wieder als wahre Assertive zu paraphrasieren, ist „hangover from not distinguishing between truth

and fidelity, or from holding in place an implicit ‘according to the fiction’ operator“ (Sainsbury 2005, 206).

Eine einheitliche Theorie, die inhaltsangebende und bestmöglich auch werkexterne Rede als Reaktion auf den imperativen Gehalt von fiktionaler Rede versteht, scheint erfolgversprechend. Was soll es aber heißen, in inhaltsangebender Rede kämen Rezipienten den Aufforderungen werkinterner Rede nach? Auf Rezipientenseite scheint es jedenfalls genauso wenig sinnvoll, von einem *Pretense*-Verhalten auszugehen, wie auf Autorenseite. „The reader need not pretend she is doing anything other than reading the story, entering into it, and, with luck, enjoying it. So pretending seems to lack a special role in a discussion of fiction“ (Sainsbury 2010, 11). Das Leserverhalten in inhaltsangebenden Äußerungen lässt sich besser als *Make-Believe*-Verhalten verstehen, so wie Walton es vorschlägt; als eine bestimmte propositionale Einstellung, die sich in einem Verhalten realisiert. Waltons eigene Ausführungen zum *make-believe* kranken jedoch an einer Überbetonung des Spiel-Charakters solchen Verhaltens einerseits, und einer Unterbestimmung dessen, was *make-believe*-basiertes Verhalten tatsächlich auszeichnet andererseits.

Im letzten Kapitel dieser Arbeit möchte ich einen Vorschlag für eine Konzeption von *make-believe* als eigenständiger propositionaler Einstellung machen, die sich in ernst gemeinten Aussagen ausdrückt, die weder eine Schwundstufe von Behauptungen sind, noch irgendwelche realistischen ontologischen Implikationen haben.

# V Eigenes Bild

## 1 Einleitung

In diesem Kapitel möchte ich einen eigenen antirealistischen Vorschlag für eine Fiktionstheorie machen, der von den populären Theorien Curries und Waltons inspiriert ist. Ich nehme ähnlich wie Currie an, dass Autoren mit fiktionalen Texten ihre Rezipienten zu einem bestimmten Verhalten auffordern, namentlich *Make-Believe*-Verhalten. Und ich nehme ähnlich wie Walton an, dass sich unsere gebräuchlichen Sprech- und sonstigen Verhaltensweisen zu fiktiven Entitäten als Instanziierung dieses *Make-Believe*-Verhaltens verstehen lassen. Insofern möchte ich das Phänomen der Fiktivität in Abhängigkeit von dem Phänomen der Fiktionalität in einem vereinheitlichten *account* erklären. Im Zentrum meiner Annahmen steht dabei das von Autoren intendierte Rezipientenverhalten. Ich gehe davon aus, dass es sich dabei um eine normative öffentliche Praxis handelt, die sich als die *Institution Fiktion* bezeichnen lässt, und die wesentlich auf der propositionalen Einstellung des *make-believe* beruht. Mein Vorschlag zum Verständnis der Phänomene Fiktivität und Fiktionalität setzt voraus, zunächst diese Praxis und mein Verständnis propositionaler Einstellungen zu beschreiben.

## 2 Die Institution Fiktion

Einige Theorien der Fiktionalität nehmen an, dass Fiktionen sich durch die Intention ihrer Autoren auszeichnen, ihre Texte mögen auf eine bestimmte Weise rezipiert werden. Eine solche Bedingung findet sich beispielsweise wie oben dargestellt bei Currie, nach dessen Annahme Autoren intendieren, ihre fiktionalen Texte mögen mit der Einstellung des *make-believe* aufgenommen werden. Damit Autoren sinnvoll intentional auf ein solches Rezipientenverhalten gerichtet sein können, bedarf es einer zuvor etablierten Praxis der Fiktionsrezeption und –produktion. Diese Annahme wird im Kontext diverser Fiktionstheorien gemacht, die anhand dieses Kriteriums gelegentlich als *institutionelle Theorien der Fiktion* kategorisiert werden (vgl. Köppe 2014). Nach dieser Annahme bedarf es als notwendige Bedingung für fiktionale Rede zum einen einer bestimmten Intention auf Seiten des Autors. Doch darüber hinaus bedarf es als Bedingung der Möglichkeit, fiktional zu sprechen, einer etablierten Rezeptionspraxis in der jeweils relevanten Sprachgemeinschaft: der Institution Fiktion

### i. Bedingung der Möglichkeit

Searle formuliert in seiner oben dargestellten Theorie der Fiktionalität explizit eine solche institutionelle Bedingung. Die von ihm angenommene Intention des Sprechers, nicht an die normalen Sprechaktregeln gebunden zu sein, ist nach Searles Annahme nur deshalb sinnvoll möglich, weil eine bereits existierende Konvention eine solche Abweichung von den Regeln erlaubt. „Now what makes fiction possible, I suggest, is a set of extralinguistic, nonsemantic conventions that break the connection between words and the world established by the rules mentioned earlier“ (Searle 1975, 326). Eine ähnliche institutionelle Bedingung findet sich auch in der Fiktionstheorie von Lamarque und Olsen:

> [W]orks of fiction only become such given their role in social contexts. Fictive utterance is ultimately a kind of communication, involving interaction between speaker (writer) and audience (reader). It is of course possible to make up a (fictional) story without telling it, but this possibility itself presupposes the social practice of story-telling which determines how such a story is to be taken. (Lamarque und Olsen 1994, 34)

Lamarque und Olsen machen hier auch deutlich, dass diese institutionelle Bedingung der Möglichkeit nicht bedeutet, dass ein Text auf die relevante Art rezipiert werden muss, damit er fiktional ist (wie das etwa bei Waltons oben dargestellter Theorie der Fall ist); vielmehr ermöglicht das Vorliegen der Fiktionsinstitution es, überhaupt fiktionale Texte zu produzieren. Insofern müssen die Texte die Möglichkeit haben, entsprechend einer bestimmten Praxis rezipiert werden zu *können*, wobei es dann unerheblich bleibt, ob dieses Potential auch aktualisiert wird. Ein fiktionaler Text, den ich schreibe und für immer in die Schublade lege, bleibt fiktional. Doch er konnte überhaupt nur unter der Voraussetzung als fiktional produziert werden, dass es eine Institution des fiktionalen Erzählens gibt, in Übereinstimmung mit der dieser Text verstanden werden könnte und intendiert war. Insofern lässt sich zwischen dem *konkreten fiktionalen Text* und der *Institution Fiktion* unterscheiden, die beide jeweils unterschiedliche Existenzbedingungen haben. So kommt es nach Searles Theorie für die Existenz eines konkreten fiktionalen Textes unmittelbar nur auf die Intentionen des Sprechers an, aber damit ein solcher Text überhaupt produziert werden kann, bedarf es als Bedingung zweiter Stufe außerdem der bereits etablierten Praxis, fiktional zu Sprechen und Fiktionen zu rezipieren.

Besonders offensichtlich ist die Notwendigkeit einer solchen bereits vorliegenden Praxis bei Fiktionstheorien, die davon ausgehen, Autoren würden in fiktionaler Rede ein bestimmtes Rezipientenverhalten fordern, wie es etwa Currie annimmt. Denn natürlich kann es nicht so sein, dass Autoren dabei eine ganz konkrete Vorstellung davon haben,

welches Rezipientenverhalten an den Tag gelegt werden soll. Als Bestimmungskriterium für fiktionale Texte kann eine solche Intention sinnvoll nur in dem Wunsch bestehen, dass die Rezipienten die *für fiktionale Texte adäquate Haltung* zum Text einnehmen sollen. Wie diese Haltung im Detail aussieht, kann nicht Inhalt der Intention jedes Autors sein müssen, andernfalls wäre es unmöglich, einen fiktionalen Text zu schreiben, ohne zugleich ein umfassendes Verständnis davon zu haben, wie Rezipienten angebracht auf einen solchen Text reagieren sollen. Jedoch scheitert die Fiktionalität von Texten nicht regelmäßig daran, dass sich ihre Autoren falsche Vorstellungen davon gemacht haben, wie solche Texte adäquat zu rezipieren sind. Insofern muss es ausreichen, dass die Autoren sich abstrakt der Existenz einer Konvention bewusst sind, auf die sie sich zur Konkretisierung der erwarteten Rezeptionshaltung beziehen können. Autoren müssen insofern lediglich die Intention haben, dass ihr Text *fiktionsadäquat* rezipiert wird.

Insofern sind fiktionale Texte dann solche, die gemäß der Intention ihrer Autoren als Fiktion rezipiert werden sollen. Diese Bestimmung darf jedoch nicht als zirkulär missverstanden werden. Der Anschein einer Zirkularität lässt sich leicht auflösen, wenn der soeben gemachte Unterschied zwischen einzelnen Fiktionen und der Institution Fiktion berücksichtigt wird. Denn in dieser Bestimmung betrifft die erste Verwendung von *Fiktion* konkrete fiktionale Texte und die zweite Verwendung betrifft die konventionsbasierte Institution, sodass hier tatsächlich gar kein Zirkel vorliegt, da mit dem Begriff *Fiktion* auf zwei verschiedene Phänomene Bezug genommen wird. Ein fiktionaler Text ist demnach im Rahmen einer institutionellen Theorien der Fiktion als Text zu verstehen, der „mit der Absicht hervorgebracht wurde, gemäß den Konventionen der Fiktionalitätsinstitution rezipiert zu werden“ (Köppe 2014, 35). Ein Ausbuchstabieren der Konventionen dieser Institution ist die wesentliche Aufgabe institutioneller Theorien der Fiktion.

Auch wenn sich insofern eine begriffliche Zirkularität vermeiden lässt, besteht dennoch ein Henne-Ei-Problem. Was war zuerst da? Die Konventionen fiktionalen Erzählens und Rezipierens oder konkrete fiktionale Erzählungen? Wie stark dieses Henne-Ei-Problem ist, hängt davon ab, wie genau die Fiktionsinstitution verstanden wird. Handelt es sich dabei beispielsweise um ein normatives System sozialer Praktiken, wie beispielsweise Searle und Lamarque/Olsen annehmen, so stellt sich tatsächlich die Frage, worin diese Praktiken ihren Ursprung finden. Dieses (sicherlich lösbare) Problem tritt weniger stark auf, wenn bei der Ausbuchstabierung der Fiktionsinstitution auf basale kognitive Prozesse als Bedingung der Möglichkeit abgestellt wird, so wie es beispielsweise die oben dargestellten kognitiv-funktionale Theorien des *pretense* tun. Die konventionellen Regeln

der Fiktionsrezeption könnten sich langsam entwickelt haben, indem sie aus anderem Sprachverhalten hervorgegangen sind. Genauso lässt sich aber auch annehmen, dass es sich dabei um eine basale menschliche Disposition handelt, die notwendig als anthropologische Konstante aus unseren kognitiven Veranlagungen hervorgeht.

Demnach könnten wir einfach die kognitive Fähigkeit zu kontrafaktischer Imagination haben, zu der wir aus evolutionären Gründen disponiert sind, sodass die Institution, auf die von den Autorintentionen abgestellt wird, tatsächlich einer biologischen Veranlagung entspringt. Eine solche Annahme scheint beispielsweise die oben dargestellte Theorie Leslies zur Metarepräsentation zu machen; auch die funktionale Interpretation propositionaler Einstellungen als basale kognitive Prozesse kann so verstanden werden. Insofern findet sich im Rahmen der institutionellen Theorie der Fiktion auch ein Anknüpfungspunkt an kognitive und psychologische Theorien der Fiktion.[74] Jedenfalls scheint zu gelten, dass eine außerirdische Gesellschaft, die keine entsprechende – egal ob kulturell oder biologisch bedingte – Praxis des fiktionalen Erzählens hat, auch nicht spontan fiktionale Texte produzieren oder adäquat rezipieren könnte.

Eine Fiktionstheorie, die eine solche institutionelle Bedingung der Möglichkeit annimmt, sieht sich vor der Aufgabe, die Konventionen der Fiktionsinstitution zu beschreiben. Die Institution Fiktion, so möchte ich im Folgenden vertreten, basiert wesentlich auf der Fähigkeit und normativ strukturierten Praxis, sich in bestimmten Kontexten in allseitiger Übereinkunft so zu verhalten, als ob etwas der Fall wäre, was nach der geteilten Überzeugung der Beteiligten tatsächlich nicht der Fall ist. Solche gebotenen, überzeugungswidrigen Verhaltensweisen treten in verschiedenen Kontexten auch außerhalb der Institution Fiktion auf. Um ihre grundlegende Struktur zu verdeutlichen, möchte ich zunächst ein Beispiel aus einem anderen, aber begrifflich verwandten Kontext erläutern, namentlich die *juristische Fiktion*.

Angenommen, ein Autohändler bietet mir ein Auto deutlich unter Marktwert zum Kauf an und versichert, ich könne mir bis zum Ende der Woche überlegen, ob ich dieses Angebot annehmen möchte. Zwar sei er diese Woche schlecht erreichbar, wenn ich jedoch Interesse haben sollte, möge ich einfach eine E-Mail an diese und jene Adresse schicken. Kurz darauf bereut der Händler aber das allzu gute Angebot. Um aus dem Angebot wieder rauszukommen, löscht er einfach den ganzen E-Mail-*Account*, sodass meine E-Mail gar nicht mehr bei ihm ankommen kann. Ich entschließe mich derweil für

[74] Vgl. hierzu Zymners Darstellung von Konzepten der evolutionären Psychologie in der Fiktionstheorie (Zymner 2014).

den Wagen und schreibe dem Händler am Freitag, woraufhin ich die automatische Nachricht bekomme, dass die E-Mail nicht zugestellt werden kann. Am Montag gehe ich deshalb persönlich zu dem Händler, der sich nun darauf beruft, dass die Frist zur Annahme des Angebots verstrichen sei.

Grundsätzlich hat der Händler mit dieser Einschätzung recht. Ein Vertrag kommt bei einem befristeten Angebot nur dann zustande, wenn das Angebot auch rechtzeitig angenommen wird, und hierzu muss die Annahme dem Vertragspartner auch zugegangen sein. Gesetzesnormen haben regelmäßig eine solche Wenn-dann-Struktur. Dabei werden bestimmte Voraussetzungen aufgelistet und dann eine rechtliche Folge angegeben: Wer einen Menschen tötet, wird mit Freiheitsstrafe nicht unter fünf Jahren bestraft; wird ein Angebot angenommen, so kommt ein Vertrag zustande. Weil die Bedingung erfüllt ist, soll also eine Konsequenz ausgelöst werden. In einigen Fällen wird jedoch, obwohl eine Bedingung nicht erfüllt ist, oder ihre Erfülltheit unbekannt ist, kontrafaktisch oder überzeugungswidrig so getan, als ob sie erfüllt wäre, und dann deshalb die rechtliche Folge ausgelöst. Dabei handelt es sich um eine *juristische Fiktion*, dem Auslösen einer Rechtsfolge wegen der kontrafaktischen Annahme ihrer Voraussetzungen.

So greift in manchen Situationen beispielsweise eine sogenannte *Zugangsfiktion*, bei der angenommen wird, ein Schreiben sei zu einem bestimmten Zeitpunkt zugegangen, auch wenn es tatsächlich zu einem späteren Zeitpunkt oder sogar überhaupt nicht zugegangen ist (oder der Zeitpunkt des Zugangs schlicht unbekannt ist). So ist auch obiges Beispiel mit dem Autohändler zu lösen. Nach §162 BGB gilt:[75] „Wird der Eintritt der Bedingung von der Partei, zu deren Nachteil er gereichen würde, wider Treu und Glauben verhindert, so gilt die Bedingung als eingetreten.“ Das Löschen des E-Mail-*Accounts*, womit der Zugang meiner E-Mail verhindert wurde, stellt eine solche Verhinderung wider Treu und Glauben dar. Es gilt daher die Zugangsfiktion: Meine Annahme des Angebots gilt kontrafaktisch als zugegangen! Damit gilt dann auch die Bedingung der Wenn-dann-Struktur als erfüllt und also auch, dass ein Kaufvertrag zustande gekommen ist. Dementsprechend würden im Weiteren alle Personen rechtlich so behandelt, als ob es einen Kaufvertrag gäbe, und also in der Verlängerung auch so, als ob es eine rechtzeitig zugegangene Annahmeerklärung gäbe.

An diesem Beispiel zeigen sich einige interessante Funktionsweisen der juristischen Fiktion, die, wie ich unten zeigen möchte, ganz ähnlich auch bei der künstlerischen

[75] Der Einfachheit halber seien hier die juristischen Feinheiten der Anwendbarkeit dieses Paragraphen auf das Beispiel ausgelassen.

Fiktion auftreten. Zum einen ermöglicht die juristische Fiktion in dem Beispiel zahlreiche Sprech- und Verhaltensweisen, die nicht adäquat wären, wenn nicht von der entsprechenden kontrafaktischen Situation ausgegangen würde. So lässt sich nun von dem *Zugang der E-Mail* sprechen, sowie von *dem Kaufvertrag* und meinem daraus resultierenden *Anspruch* auf das Auto. Alle diese Dinge werden von den Personen, die mit den Regeln der juristischen Fiktion vertraut sind, behandelt, als ob sie existierten oder der Fall seien. Obwohl sich alle Beteiligten bewusst sind, dass die Existenzbedingungen für diese Rechtsfolgen eigentlich nicht gegeben sind, verhalten sie sich in gegenseitiger Übereinstimmung so, als ob dem dennoch so sei, ausgehend von der kontrafaktischen Annahme der Zugangsfiktion. Es „gilt die Bedingung als eingetreten", obwohl sie es nicht ist. Dieses kontrafaktische Verhalten schlägt sich nieder in bestimmten Rechten und Pflichten der Beteiligten, sich auf eine bestimmte Weise zu verhalten, die in Übereinstimmung mit der kontrafaktischen und nicht der tatsächlichen Situation ist. Jedoch ist es dabei nicht so, dass die Beteiligten jetzt vom Zugang der E-Mail *überzeugt* wären. Vielmehr sind sich alle Beteiligten weiterhin bewusst, dass dieser Zugang nie stattgefunden hat. Das Verhalten ist insofern nicht nur kontrafaktisch, sondern auch überzeugungswidrig.

Man bemerke hierbei auch, dass die tatsächliche Sachlage und der tatsächliche ontologische Status des Zugangs der E-Mail, der eigentlich nichtexistent ist, keine Rolle spielen. Würde man die Beteiligten darauf hinweisen, dass sie über Dinge sprechen und sich demgemäß verhalten, die tatsächlich nicht der Fall sind, so verhält man sich im relevanten Kontext selbst völlig inadäquat. Würde ein Anwalt den Autohändler möglicherweise von der Nichtexistenz eines Kaufvertrags (mangels der Existenzbedingung eines fristgerechten Zugangs der Angebotsannahme) überzeugen, so würde er tatsächlich Schaden anrichten, weil ein Verhalten entsprechend der ontologisch tatsächlichen Situation hier *normativ inadäquat* wäre und schließlich im Streitfall zur Niederlage im Prozess führen könnte, weil die rechtliche Lage damit falsch eingeschätzt würde, die eben von der kontrafaktischen und nicht der tatsächlichen Situation ausgeht. Anhand dieses Beispiels von konventionalisiertem kontrafaktischem und überzeugungswidrigem Verhalten möchte ich zwei Dinge herausstellen:

(1) Das überzeugungswidrige Verhalten in Übereinstimmung mit einer kontrafaktischen Situation ist normativ strukturiert. Die etablierte rechtliche Situation *verlangt* ein entsprechendes Verhalten. Dem nicht nachzukommen hieße, sich an der Praxis nicht zu beteiligen und also im Verhältnis zu der Praxis inadäquat zu verhalten. Und die Aufforderung, diese Praxis anders zu handhaben, weil sie ontologisch nicht abgesichert

ist, würde bedeuten, die Aufgabe der Praxis insgesamt zu verlangen. Die gemäß der juristischen Fiktion in diesem Beispiel geforderten Verhaltensweisen sind jedoch auf ganz bestimmte Kontexte eingeschränkt. So haben sich die Beteiligten zwar so zu verhalten, als ob die Bedingungen für das Zustandekommen eines Kaufvertrages erfüllt seien. Aber es wäre dennoch inadäquat, den Autohändler etwa um einen Ausdruck der E-Mail zu bitten (die er ja tatsächlich nie erhalten hat). Das kontrafaktische Verhalten wird nicht so weit strapaziert, dass die ontologische Realität in allen Situationen missachtet würde. Insofern ist das Verhalten gemäß der kontrafaktischen Situation im doppelten Sinne normativ strukturiert. Es wird nicht nur bestimmtes kontrafaktisches Verhalten *gefordert*, sondern es wird auch *untersagt*, dieses Verhalten außerhalb des relevanten Kontextes an den Tag zu legen. Insofern lässt sich zu dem Verhalten eine praxisinterne und eine -externe Position einnehmen. Aus der internen Sicht sind die Dinge als der Fall anzunehmen, die gemäß der Fiktion der Fall sind. Sie aus der internen Situation abzustreiten, wäre inadäquat. Dennoch lässt sich auch eine externe Position einnehmen, wie ich sie hier etwa habe, aus der die tatsächliche ontologische Sachlage beschrieben wird. Das Einnehmen dieser externen Position ist jedoch nicht immer angezeigt. In den relevanten Kontexten, beispielsweise vor Gericht, ist nur die interne Position zulässig. Jede andere Beschreibungsperspektive ist hier normativ ausgeschlossen. Insofern haben die Beteiligten in meinem obigen Beispiel zwar nicht die Überzeugung, dass die E-Mail zugegangen ist, aber das Fehlen dieser Überzeugung spielt praxisintern keine Rolle und *darf* auch keine Rolle spielen.

(2) Diese normativ strukturierte Praxis hat im Licht des Prinzips der ontologischen Festlegung einen interessanten Doppelcharakter. Im obigen Beispiel wird innerhalb des juristischen Kontextes von der Existenz bestimmter Entitäten ausgegangen, namentlich des Zugangs der E-Mail. Diese scheinbare ontologische Festlegung ist praxisintern nicht eliminierbar, schließlich kommt es hier gerade darauf an, dass sich alle so verhalten, als gäbe es etwas, das es nicht gibt. Diese praxisrelative ontologische Festlegung aus dem Verhalten zu eliminieren, hieße, die Praxis aufzugeben. Aus der ontologischen Festlegung in diesem internen juristischen Kontext jedoch auf die tatsächliche ontologische Existenz des Zugangs auch in anderen Kontexten zu schließen, hieße hingegen die Praxis unzulässig überzustrapazieren. Die Existenzimplikation ist eben normativ beschränkt. Nach den praxisinternen Normen gilt sie, und extern gilt sie nicht. Innerhalb des relevanten Kontextes die ontologische Festlegung zu bemängeln wäre ebenso inadäquat, wie sich außerhalb des Kontextes auf diese zu berufen. Insofern drängt sich der Verdacht auf, dass die obige Quine'sche Bestimmung des Prinzips der ontologischen Festlegung zu

kurz greift. Manche Existenzquantifikationen sind normative Festlegungen, die unabhängig davon sind, ob es „in der Welt“ eine entsprechende Sache gibt. In Fällen, in denen zwischen internen und externen Kontexten unterschieden werden kann, ist dies problemlos zu erkennen und zu erläutern.[76]

Das normativ regulierte Ausgehen von einer kontrafaktischen oder überzeugungswidrigen Situation, aufgrund dessen in beschränkten Kontexten Verhaltensweisen an den Tag gelegt werden, so als ob die kontrafaktische Situation bestünde, so möchte ich vertreten, ist die grundlegende Struktur nicht nur der juristischen Fiktion, sondern auch von Fiktionen im Sinne künstlerischer Darstellungen. Hierunter besonders auffällig ist das sprachliche Verhalten gegenüber dem Inhalt von Fiktionen. Sie werden in vielen Kontexten sprachlich überzeugungswidrig so behandelt, als hielte man sie für wahr. Wir sprechen über die Figuren und ihre Erlebnisse; wir ziehen Schlüsse auf Sachverhalte die im Text nicht erwähnt werden; wir haben emotionale Reaktionen auf das Dargestellte. Auch bei all diesen Verhaltensweisen werden kontextbeschränkte ontologische Festlegungen vollzogen: Wir sprechen so über fiktive Entitäten, als seien sie so beschaffen, wie im Text beschrieben, und Teil unserer Welt. Diese Verhaltensweisen und damit auch die ontologischen Festlegungen weg zu erklären ist nur praxisextern möglich. Praxisintern sind die entsprechenden Erklärungen inadäquat, weil hier eine Eliminierung der ontologischen Festlegungen gerade gegen das wesentliche Merkmal einer adäquaten Rezeptionshaltung verstoßen würde. Personen aufzufordern, sie aufzugeben oder anders zu verstehen, würde bedeuten, die Personen zu einem inadäquaten Verhalten zu animieren, das ebenso ein Fehlverhalten darstellen würde wie das des unverständigen Anwalts, der oben das Zustandekommen eines Kaufvertrags bezweifelte.

Zu Beginn dieses Abschnittes habe ich institutionelle Theorien der Fiktion eingeführt als Theorien, die annehmen, Fiktionen seien Texte, die mit der Intention hervorgebracht werden, im Rahmen einer konventionalisierten Fiktionspraxis rezipiert zu werden. Diese konventionalisierte Fiktionspraxis verstehe ich ähnlich der juristischen Fiktion als ein normativ strukturiertes Verhalten der Rezipienten, bei dem sie sich gegenüber dem Inhalt der Fiktion in bestimmten Kontexten überzeugungsähnlich, aber überzeugungswidrig verhalten. Dieses Bild möchte ich im Folgenden weiter ausgestalten. Dazu ist es zunächst erforderlich, mehr darüber zu sagen, was ich unter Überzeugungen verstehe.

---

[76] Womöglich gibt es auch normative Praktiken, die so universell sind, dass sie keinen externen Kontext haben. Dann müssten die ontologischen Festlegungen also immer und nicht nur kontextrelativ ernst genommen werden, und dennoch folgte nicht, dass es die entsprechenden Entitäten gibt. Die Mathematik und die von ihr angenommenen Entitäten ließen sich womöglich so interpretieren.

### ii. Propositionale Einstellungen als Verhaltensdispositionen

Das Bild, das ich im Folgenden von der institutionalisierten Rezeptionspraxis bezüglich fiktionaler Werke zeichnen möchte, setzt ein bestimmtes Verständnis von solchem mentalen Vokabular voraus, mit dem einer verbreiteten Auffassung nach propositionale Einstellungen bezeichnet werden, beispielsweise *glauben*, *hoffen*, *befürchten* usw. Es handelt sich dabei der klassischen Beschreibung nach um mentale Zustände gegenüber einer Proposition, die durch einen angeschlossenen Dass-Satz ausgedrückt werden kann.

> Propositional attitude reports concern the cognitive relations people bear to propositions. We typically make such reports by uttering propositional attitude reporting sentences like 'Jill believes that Jack broke his crown', employing a propositional attitude verb like 'believes, 'hopes', and 'knows', followed by a clause that includes a full sentence expressing a proposition (a *that*-clause). (McKay und Nelson 2014, SEP)

Dieses klassische Bild propositionaler Einstellungen ist bereits von oben bekannt; es unterliegt dem oben skizzierten propositionalen Bild von *pretense*, *imagination* und *make-believe*. Ich möchte im Folgenden ein alternatives Bild von propositionalen Einstellungen verwenden. Das Bild, das ich vorschlagen möchte, ist grundsätzlich ontologisch neutral gegenüber mentalen Entitäten und kognitiven Zuständen. Damit möchte ich keinen Antirealismus bezüglich der Ontologie mentaler Zustände vertreten, sondern vielmehr ein Bild verwenden, das prinzipiell sowohl mit realistischen als auch antirealistischen *account*s des Mentalen vereinbar ist und damit als Anknüpfungspunkt für verschiedene Strömungen dienen kann. Nach diesem Bild handelt es sich bei den Entitäten, die als propositionale Einstellungen bezeichnet werden, um normativ strukturierte Bündel von Verhaltensdispositionen.

Dieses Bild möchte ich zunächst anhand von Überzeugungen, d.h. dem Verb *glauben (to believe)*, erläutern. Wenn ich etwas glaube, dann habe ich eine Reihe von Verhaltensdispositionen:

> Traditional dispositional views of belief assert that for someone to believe some proposition *P* is for that person to possess one or more particular behavioral dispositions pertaining to *P*. Often cited is the disposition to assent to utterances of *P* in the right sorts of circumstances (if one understands the language, wishes to reveal one's true opinion, is not physically incapacitated, etc.). Other relevant dispositions might include the disposition to exhibit surprise should the falsity of *P* make itself evident, the disposition to assent to *Q* if one is shown that *P* implies *Q*, and the disposition to depend on *P*'s truth in executing one's plans. Perhaps all such dispositions can be brought under a single heading, which is, most

> generally, *being disposed to act as though* P *is the case*. (Schwitzgebel, 2014 SEP, meine Emphase)

Eine bestimmte Überzeugung zu haben, bedeutet demnach, sich so zu verhalten, als sei etwas dem entsprechendes der Fall. Glaube ich beispielsweise p, so würde ich auf die Frage *p?* in der Regel antworten: *Ja, p*. Wenn ich glaube, dass es gerade regnet, und ich werde gefragt, ob es gerade regnet, so würde ich in der Regel antworten: *Ja, es regnet*. Ich würde aber potentiell auch eine Reihe von weiteren Verhaltensweisen an den Tag legen, die mit meiner Überzeugung, dass es regnet, verbunden sind: Womöglich nehme ich einen Schirm mit, wenn ich das Haus verlasse, ziehe regenfeste Kleidung an, oder vermeide es, überhaupt raus zu gehen. Wenn ich glaube, dass p, dann habe ich vielerlei Dispositionen, mich zu verhalten, darunter nicht nur zu sprachlichem Verhalten, sondern auch zu körperlichem und emotionalem Verhalten.

Ein solches Bild zu den Verhaltensdispositionen von Überzeugungen findet sich beispielsweise auch bei Ryle:

> Certainly to believe that the ice is dangerously thin is to be unhesitant in telling oneself and others that it is thin, in acquiescing in other people's assertions to that effect, in objection to statements to the contrary, in drawing consequences from the original proposition, and so forth. But it is also to be prone to skate warily, to shudder, to dwell in imagination on possible disasters and to warn other skaters. It is a propensity not only to make certain theoretical moves but also to make certain executive and imaginative moves, as well as to have certain feelings. But these things hang together on a common propositional hook. (Ryle 1949, 134f)

Die Überzeugung, dass p, zeichnet sich durch ein ganzes Bündel von Dispositionen zu sowohl sprachlichem, innerem, als auch äußerem Verhalten aus. Dieses Bündel unterscheidet Überzeugungen von anderen Einstellungen, die mit ihren eigenen Bündeln an Verhaltensdispositionen daherkommen. Wenn ich beispielsweise bezweifle, dass es regnet, statt zu glauben, dass es regnet, so bin ich zu völlig anderem Verhalten disponiert. Die Dispositionsbündel verschiedener Einstellungen können sich dabei jedoch sehr ähnlich sein. Wenn ich *befürchte*, dass es regnet, werde ich in vielerlei Hinsicht zu dem gleichen Verhalten neigen, wie wenn ich davon *überzeugt* bin, dass es regnet. Die Mengen an Verhaltensdispositionen überschneiden sich. Jedoch gibt es auch hier offensichtliche Unterschiede, beispielsweise darin, wie ich auf die Frage, ob es regnet, reagieren würde. Anhand dieser Bündel an Dispositionen lassen sich propositionale Einstellungen individuieren.

Die Einstellungen sind dabei deshalb anhand von *Dispositionen* und nicht anhand von *Verhalten* zu individuieren, weil das relevante Verhalten nicht automatisch oder notwendig auftritt. Es ist ja nicht so, dass jeder ständig alle seine Überzeugungsinhalte in die Welt posaunte. Vielmehr zeichnet sich die Überzeugung, dass p, dadurch aus, dass Personen die Disposition haben, *p* zu äußern, wenn bestimmte Bedingungen eintreten. Was bedeutet es jedoch genau, so eine Verhaltensdisposition zu haben? Das lässt sich hier nur skizzieren; es muss ausreichen, die für mein Vorhaben relevanten Eigenschaften von Dispositionen dieser Art zu charakterisieren. Klassischerweise werden Dispositionen als kontrafaktische Konditionale analysiert (vgl. Choi und Fara, 2014 SEP).

Beispielsweise könnte man sagen, ein Glas hat die Disposition zu zerbrechen, wenn es zu Boden fällt, genau dann, wenn es zerbrechen würde, wenn es zu Boden fiele. Wenn also die kontrafaktische Situation bestünde, dann würde das Ergebnis, zu dem die Disposition besteht, auftreten. Nun passiert es jedoch auch, dass ein Glas fällt und glücklich auftrifft, sodass es nicht zerbricht. Dennoch hat das Glas sicherlich die Disposition zu zerbrechen. Es scheint also, dass das formulierte Konditional nicht komplex genug ist. Vielleicht lässt es sich um ein physikalisches Gesetz erweitern, das die Fallgeschwindigkeit des Glases sowie seine Materialeigenschaften und die des Bodens berücksichtigt, um eine Gesetzmäßigkeit angeben zu können.

Ähnlich ist es bei den Dispositionen von Überzeugungen. Wenn ich überzeugt bin, dass es regnet, habe ich grundsätzlich die Verhaltensdisposition, auf die Frage, ob es regnet zu antworten *Ja, es regnet.* Aber es sind sicherlich zahlreiche Situationen denkbar, in denen ich nicht so antworten würde und mein Verhalten dennoch den Dispositionen von Überzeugungen entspricht. Das Konditional scheint einfach nicht komplex genug beschrieben zu sein, es braucht noch eine Reihe zusätzlicher Bedingungen: Ich muss die Wahrheit sagen wollen, darf nicht den Mund voll haben, muss die Frage verstanden haben, usw. Die Verhaltensdispositionen, die der Überzeugung, dass es regnet, entsprechen, sind unendlich komplex und werden von vielen äußeren und inneren Faktoren beeinflusst, darunter auch meine weiteren Überzeugungen und sonstigen Einstellungen. So könnte meine zusätzliche Überzeugung, dass Du es verdient hast, mal im Regen zu stehen, sicherlich Einfluss darauf haben, wie ich auf die Frage nach dem Regen antworte. Die Konditionale, als die sich meine Verhaltensdispositionen analysieren lassen, sind vermutlich viel zu komplex, als dass sie vollständig ausbuchstabiert werden könnten. Wenn ich also sage, dass meine Überzeugung, dass es regnet, die Verhaltensdisposition einschließt, auf die entsprechende Frage zu antworten *Ja, es regnet*, so ist dies nicht als allgemeingültige Regel zu verstehen. Vielmehr ist damit ein

Normalfall ausgedrückt, das erwartbare Verhalten, so wie ich die Disposition des Glases, zu zerbrechen wenn es fällt, damit angeben kann, dass es zerbrechen würde, wenn es hinunterfiele.

Die Komplexität dieser Verhaltensdispositionen wird noch zusätzlich dadurch gesteigert, dass sie normativ strukturiert sind. Natürlich kann ich entgegen meiner Überzeugung auf die Frage nach dem Regen antworten *Nein, es regnet nicht*, aber dann habe ich eine Regel verletzt.[77] Wenn ich eine Überzeugung habe, dann habe ich nicht nur Dispositionen, mich auf eine bestimmte Weise zu verhalten, sondern dann *soll* ich mich gemäß einem öffentlichen (d.i. von der relevanten Gruppe geteilten) Regelwerk auch auf eine bestimmte Weise verhalten, was wiederum meine Dispositionen stärkt und teilweise begründet. Das moralische Verbot zu lügen ist ein offensichtliches Beispiel für die normative Struktur der Verhaltensdispositionen von Überzeugungen. Wenn ich eine Überzeugung habe, dann ist es mir regelmäßig untersagt, mich überzeugungswidrig zu äußern. Und es gibt noch zahlreiche weitere solcher normativ determinierter Dispositionen. Wie Ryle in obigem Zitat auflistet, bin ich beispielsweise dazu angehalten, andere Menschen zu warnen, wenn ich überzeugt bin, dass das Eis auf dem gefrorenen See zu dünn zum Betreten ist. Neben solchen Geboten gibt es auch Verbote unter den Überzeugungs-Verhaltensdispositionen. Beispielsweise sollte ich keine 10€-Frisöre frequentieren, wenn ich überzeugt bin, dass solche Frisöre ihren Angestellten ein zu niedriges Gehalt zahlen.

Auch wird in der Regel erwartet, dass mit Verhaltensweisen, die auf eine bestimmte Einstellung schließen lassen, auch die anderen Verhaltensdispositionen einhergehen, die paradigmatisch zu dem jeweiligen Bündel gehören. Lege ich beispielsweise ein Verhalten an den Tag, das meine Überzeugung, dass es regnet, anzeigt, so wird von mir erwartet, dieses Verhalten auch konsistent durchzuhalten, wenn in anderen Situationen weitere Dispositionen aktualisiert werden können. Diese Erwartung ist dabei insofern normativ, als dass ein anderes Verhalten, das nicht den erwartbaren Verhaltensdispositionen entspricht, hier sofort den Vorwurf provozieren würde, irrational zu handeln. Wenn ich mich beispielsweise in vielerlei Hinsicht, darunter durch meine Äußerungen, so verhalte, als sei ich davon überzeugt, dass die Straße voller dreckigem Schneematsch ist, so würde

[77] Hier mag man sich fragen, wie es überhaupt möglich sein soll, sich entgegen einer Überzeugung zu verhalten, wenn das Verhalten selbst gerade konstitutiv für die Überzeugung ist. Dies ist mit dem Verweis darauf zu erklären, dass es sich bei Überzeugungen und anderen Einstellungen eben um *Bündel* von Dispositionen handelt, und nicht um einzelne Dispositionen. Die Einstellung kann hinreichend über andere Dispositionen individuiert werden, selbst wenn in einzelnen Verhaltensweisen entgegen der Einstellung gehandelt wird.

ich mich dem Vorwurf der Irrationalität ausgesetzt sehen, wenn ich mich entschlösse, in einem weißen Seidenanzug nach draußen zu gehen.

Diese normative Struktur ist ganz ähnlich auch in obigem Beispiel zur juristischen Fiktion erkennbar. Dort werden keine Überzeugungen an den Tag gelegt, sondern überzeugungsähnliche Zustände. Die Teilnehmer verhalten sich in einem klar abgesteckten Kontext nach Verhaltensdispositionen, die eigentlich einer Überzeugung entsprächen, jedoch wird außerhalb dieses Kontextes ersichtlich, dass es sich nicht tatsächlich um Überzeugungen handelt, weil es dort normativ untersagt ist, sich entsprechend zu verhalten, während es innerhalb des Kontextes geboten ist.

Nach diesem Bild propositionaler Einstellungen lässt sich bezweifeln, dass es sich dabei um eine natürliche Art handelt. Vielmehr scheint es eine Kategorie zu sein, unter die regelhaft verschiedene Verhaltensdispositionen und Verhaltensweisen gefasst werden, die typischerweise gemeinsam auftreten. Insofern ist auch die Verbindung zwischen dem Begriff *Überzeugung* und Verhaltensdispositionen begrifflicher Natur. Eine andere Kultur könnte völlig andere Bündel von Verhaltensdispositionen zusammenschnüren und mit ganz neuen mentalen Begriffen belegen, oder ähnliche Bündel schnüren, die womöglich mit den gleichen Begriffen belegt werden, aber sich doch leicht unterscheiden. So mag beispielsweise die moralische Verpflichtung, auf die gefährliche Dünne des Eises hinzuweisen, in Gemeinschaften, die Privatheit und Selbstverantwortung stärker betonen, nicht zum Bündel an Überzeugungs-Verhaltensdispositionen gehören. Teilnehmer der entsprechenden Sprachgemeinschaft würden in diesem Fall mit dem Begriff *Überzeugung* ein anderes, wenngleich ähnliches Phänomen bezeichnen als Mitglieder unserer Sprachgemeinschaft.

Das Bündel an Überzeugungs-Verhaltensdispositionen ist komplex, normativ strukturiert, wandelbar, gemeinschaftsabhängig, und nicht einsichtig genug, als dass die Dispositionen sich in Gesetzesform angeben ließen. Dennoch lässt sich völlig unproblematisch beschreiben, wie sich jemand in der Regel verhalten würde, der von etwas überzeugt ist. Gerade weil dieses Verhalten auch in so starkem Maße normativ bestimmt ist, spielen in den Bedingungen der Dispositionen nicht nur die Eigenschaften der handelnden Person und der jeweiligen Situation eine Rolle, sondern ganz überwiegend auch die normativen, öffentlichen Bedingungen, die adäquates Verhalten regulieren. Das zeigt sich beispielsweise auch an der Pathologisierung von Personen, die zu deutlich von diesen Regeln abweichen. Gerade deshalb lassen sich diese Verhaltensdispositionen auch mindestens teilweise aus dem Lehnstuhl charakterisieren, weil sie durch ein öffentliches

Regelwerk determiniert sind, an dem alle Personen der relevanten Gemeinschaft teilhaben können und sollen.

Auch der Inhalt von Fiktionen, so möchte ich im Folgenden zeigen, wird adäquat mit einer bestimmten propositionalen Einstellung rezipiert, die sich als Bündel von Verhaltensdispositionen bestimmen lässt, und die man als *make-believe* bezeichnen kann, wenn man das für sinnvoll hält. Diese, wie ich zeigen möchte, überzeugungsähnliche aber distinkte Einstellung ist in noch stärkerem Maße als Überzeugungen normativ strukturiert. Im Weiteren möchte ich diese für die Institution Fiktion wesentliche propositionale Einstellung des *make-believe* skizzieren.

### iii. Die Verhaltensdispositionen des Make-Believe

Gegenüber dem Inhalt von Fiktionen legen wir in der Regel ein Verhalten an den Tag, das nicht den Dispositionen einer Überzeugung entspricht. Man nehme etwa die Proposition, *dass Sherlock Holmes ein Detektiv ist*. In vielerlei Hinsicht verhalten sich Personen nicht so, als ob sie von dieser Proposition überzeugt wären. Wenn eine Freundin nach der Adresse eines guten Detektivs fragt, weil sie in Umgehung von Polizei und Staatsanwaltschaft dringend Hilfe bei der Aufklärung eines Mordmysteriums braucht, so schicke ich sie nicht in die Baker Street. Auch erscheint es uns nicht problematisch, dass Sherlock in Büchern, Filmen und im Fernsehen in ständig wechselnden Jahrhunderten dargestellt wird. Diese Widersprüche verursachen keine Zweifel an der Glaubwürdigkeit der jeweiligen Quelle. Wäre ich jedoch davon überzeugt, dass Sherlock eine Person ist und damit einhergehend Eigenschaften wie beispielsweise Sterblichkeit hat, so würde ich es bezweifeln, dass er seit Jahrhunderten ermittelt ohne zu altern, und würde es grundsätzlich für plausibel halten, ihn jemandem als Detektiv zu empfehlen (vorausgesetzt ich halte ihn für einen der kontemporären Sherlocks). Offenbar bin ich weder davon überzeugt, dass Sherlock ein Detektiv ist, noch dass er eine Person ist. Im Folgenden möchte ich eine Reihe typischer Verhaltensdispositionen zu Fiktionen skizzieren, von denen ich annehme, dass sie eine überzeugungsähnliche, aber eigenständige propositionale Einstellung ausmachen, namentlich *make-believe*.

Ein distinktives Merkmal des *make-believe* sind emotionale Reaktionen als Teil adäquaten Fiktionsrezeptionsverhaltens. Sicherlich ist es grundsätzlich der Fall, dass man Emotionen wie Spannung, Sorge, Freude oder Trauer gegenüber fiktionalen Inhalten und fiktiven Entitäten erfahren kann.[78] Doch erfahren wir diese Emotionen nach einer

[78] Gemeint ist damit eine introspektive, subjektive Erfahrung. Beispielsweise kann ich introspektiv das Gefühl von Angst vor einer fiktiven Figur haben. Diesen subjektiven Eindruck tangiert der

verbreiteten phänomenologischen Beschreibung anders als solche, die wir gegenüber nichtfiktionalen Berichten oder eigenen Erfahrungen haben. So beschreibt etwa Hume die Situation wie folgt:

> A passion, which is disagreeable in real life, may afford the highest entertainment in a tragedy, or epic poem. In the latter case it lies not with that weight upon us: It feels less firm and solid: And has no other than the agreeable effect of exciting the spirits, and rousing the attention. (Hume B1, 3.X Appendix, 630)

Hier zeichnet Hume Emotionen gegenüber Fiktionen auf zwei Weisen aus: Sie sind, was ihre phänomenale Intensität angeht, reduziert, „less firm and solid". Und selbst negative Emotionen haben in Bezug auf Fiktionen einen Unterhaltungswert und verlieren ihren negativen Effekt als unangenehm, sie sind nichts als „agreeable". Diese in Stärke und Bewertung modifizierten emotionalen Reaktionen tragen auch den für propositionale Einstellungen typischen normativen Charakter. Man denke etwa an den urbanen Mythos, dass Hörer des Hörspiels *The War of the Worlds* (Wells, 1938) panisch auf den vermeintlich vom Radio verkündeten Angriff Außerirdischer reagiert haben sollen.[79] Dieses Verhalten ist gerade deshalb inadäquat, weil es einer Überzeugung entspricht und es sich dabei nicht um die Einstellung handelt, die gegenüber Fiktionen angebracht ist. Glaube ich den Inhalt von *Krieg der Welten*, ist Panik sicherlich angezeigt, doch gegenüber einem fiktionalen Hörspiel wird ein anderes Verhalten erwartet. Zwar mag es Teil der intendierten Reaktion von *Krieg der Welten* sein, Angst hervorzurufen, jedoch ist diese Emotion dabei nur adäquat, wenn sie normativ beschränkt in ihrer Intensität und ihrer Rolle bezüglich weiteren Verhaltensweisen ist. So wäre es etwa inadäquat, aufgrund dieser Angst zu fliehen.

Wie sehr Emotionen tatsächlich normativ determiniert sind, zeigt sich auch in dem Prozess des Erlernens von adäquaten Reaktionen bei Kindern. Man nehme beispielsweise ein Kind, das sich ungerecht behandelt fühlt und deshalb heulend zu Boden wirft. Diese emotionale Reaktion auf seine Überzeugung wird im Laufe der Erziehung modifiziert, indem dem Kind beispielsweise vermittelt wird, dass das Sich-zu-Boden-Werfen unerwünscht ist, und Missfallen möglichst in ruhigen Worten kommuniziert werden soll. Ebenso steht es um die Emotionen des *make-believe*. Einem Kind, das Trauer oder Angst beim Fernsehen empfindet, sagen wir: Weine nicht! (Dein Verhalten ist in diesem

---

philosophische Streit nicht, ob diese Erfahrung adäquat als *Angst* bezeichnet werden kann, obwohl sie nicht auf eine tatsächliche Entität gerichtet ist, und deshalb besser von *Quasi-Emotionen* oder ähnlichem gesprochen werden sollte. Vgl. Walton 1978.

[79] Tatsächlich glaubten allenfalls vereinzelte Hörer, eine Nachrichtensendung zu hören (vgl. Campbell 2010, 26ff), von einer Massenpanik kann also keine Rede sein.

Kontext inadäquat!) Es ist doch nur ein Film und nicht echt. (Der Kontext ist *make-believe* und nicht Überzeugung).

*Make-believe* distinkte Verhaltensdispositionen und ihre normative Struktur zeigen sich auch beim Ziehen von Schlüssen. So kann ich beispielsweise häufig meine Überzeugungen über die Welt mit Inhalten von Fiktionen kombinieren, um Schlüsse darüber zu ziehen, was in einer Fiktion der Fall ist. Wenn ich überzeugt bin, dass die Sonne im Osten auf- und im Westen untergeht, so kann ich auch davon ausgehen, dass das für Sherlock Holmes Welt genauso gilt, auch wenn es im relevanten Text nicht thematisiert wird. Dieser Schluss ist von oben als Prinzip der minimalen Abweichung bekannt. Doch solche Schlüsse kann ich nur in eine Richtung ziehen: Die Proposition, *dass Sherlock Holmes genial ist*, kann ich nicht verwenden, um zu der Überzeugung zu gelangen, dass einige Detektive genial sind. Offensichtlich kann aus einer Kombination von *Make-Believe*-Gehalten und Überzeugungen nur auf weitere *Make-Believe*-Gehalte geschlossen werden, nicht aber auf weitere *Belief*-Gehalte. Hier zeigt sich wieder deutlich die normative Struktur dieser propositionalen Einstellung, denn alle diese *Können* sind nicht im Sinne einer Fähigkeit zu verstehen. Natürlich ist es mir meinen Fähigkeiten nach möglich, solche unsinnigen Schlüsse zu ziehen. Das *Können* ist vielmehr ein normatives. Es ist mir untersagt, solche Schlüsse zu ziehen. Gerade deshalb lassen sie sich als *unsinnig* bezeichnen.

Ein besonders distinktives Merkmal für *make-believe* findet sich in einer ganz eigenen Art von Schlüssen und Bedeutungszuweisungen, namentlich interpretativen Schlüssen. Nur gegenüber Fiktionen lässt sich etwa sinnvoll annehmen, das Wetter würde die Emotionen des Protagonisten widerspiegeln; nur hier können Details am Rande kommende Großereignisse im Wege der epischen Vorausdeutung ankündigen. Nur hier kann von dem Namen einer Person auf seine Persönlichkeit geschlossen werden. Man vergleiche diese erzählerischen Mittel fiktionaler Texte beispielsweise mit Biographien. Auch hier ist es ein gebräuchliches Mittel, Ereignisse aus der Jugend und Kindheit zu erzählen, die spätere Geschehnisse spiegeln oder vorwegnehmen. So mag das stürmische Wetter am Tag der Geburt erwähnt werden und in Beziehung zum stürmischen Leben der Person gesetzt werden, von der die Biographie handelt. Doch funktioniert diese Art des *foreshadowing* anders als im fiktionalen Text. Hier handelt es sich entweder um die Erwähnung eines Kuriosums, oder um eine narrative Aufladung von Ereignissen, die in keiner tatsächlichen Beziehung zueinander stehen. Der Leser der Biographie ist nicht dazu angehalten zu glauben, das Wetter habe in irgendeinem Sinne das Leben des Protagonisten vorweggenommen oder angekündigt. Angenommen, im Leben der Person

gäbe es eine Leerstelle, ein kurzes Zeitfenster, von dem unbekannt ist, was sich in ihm abgespielt hat. Der Erzähler der Biographie könnte für dieses Zeitfenster das dramatische Wetter erwähnen, doch das hätte keinerlei Bedeutung für die Frage, was in dieser Leerstelle passiert ist. In einem fiktionalen Text jedoch wäre das dramatische Wetter bedeutungsschwanger. Ein Text, gegenüber dem Überzeugungen ausgebildet werden sollen, kann bestimmte Schlüsse nicht von seiner Leserschaft erwarten, die bei fiktionalen Texten ganz natürlich wären. Hieraus resultieren Bedeutungsunterschiede zwischen fiktionalen und nichtfiktionalen Texten, die selbst auf kleinster Gehaltsebene auftreten können.

Als konkretes Beispiel für die Unterschiedlichkeit von *Make-Believe*-Schlüssen und-*Believe*-Schlüssen möchte ich einen Blick auf Roman Ondáks Arbeit „An Unrelated Pair" aus dem Bildband *Observations* (2012) werfen. Der Band besteht aus einer Reihe von scheinbar historischen Fotografien aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die Alltagssituationen darstellen, die mit jeweils einer knappen Bildunterschrift beschrieben werden. Die tatsächliche Herkunft der Bilder ist unbekannt, d.h. es gibt keine eindeutigen Hinweise darauf, ob die Bildinhalte gestellt sind oder nicht. Die Gestaltung und Betitelung des Bandes suggerieren, dass es sich um eine Form von *objet trouvé* Kunst handelt und Ondák mit dem Blick eines Anthropologen beschreibt, was er auf Bildern erkennt, die er gefunden hat. Demnach sind die Bilder zunächst keine fiktionalen Texte. Jedoch werden sie durch die Unterschriften und ihren Publikationskontext (zunächst als Teil von Kunstausstellungen, etwa der dOCUMENTA 13) so rekontextualisiert, dass sie als Gesamtwerk zu fiktionsadäquatem Rezeptionsverhalten aufrufen. Ein interpretativer Gedankengang zu dem unten abgebildeten Werk ist etwa folgender:

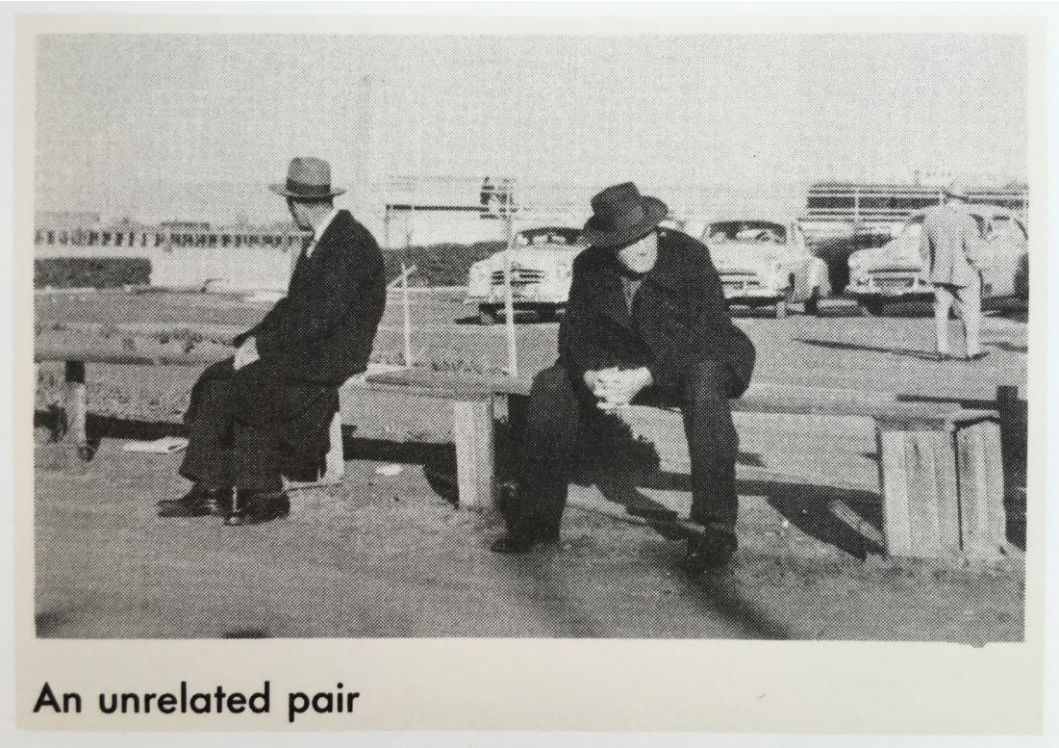


Abbildung 2: Roman Ondák – An Unrelated Pair

Die Bildunterschrift behauptet, zwischen den beiden Männern im Zentrum des Bildes bestünde keine Beziehung. Diese Beschreibung ruft aufgrund der großen Ähnlichkeit der Männer unmittelbar Widerspruch hervor. Mindestens eine Ähnlichkeitsbeziehung besteht hier. Diese Feststellung provoziert die Suche nach weiteren Beziehungen. Die optische Ähnlichkeit suggeriert auch die Annahme einer Ähnlichkeit im Verhalten, schließlich haben die beiden Männer eine Reihe von ähnlichen Entscheidungen getroffen, dazu wie sie sich kleiden möchten, wo sie sich aufhalten, welche Körperhaltung sie einnehmen. In welchem Sinne können sie also *unrelated* sein? Sie haben diese Entscheidungen nicht gemeinsam oder in Absprache getroffen, sie sind nicht intentional aufeinander bezogen. Aber scheinbar ist hier ein Prinzip am Werk, das das Verhalten der beiden jeweils gemeinsam steuert. Gesellschaftliche Erwartungen und Zwänge offenbaren sich in den gleichen Kleidungsentscheidungen der beiden Männer. Ihre Entscheidungen, sich auf eine bestimmte Weise zu kleiden, sind determiniert. Die Ähnlichkeit der Klamotten und Haltung suggeriert damit auch eine Ähnlichkeit des sozio-ökonomischen Umfeldes. Diese *unrelated* Männer teilen mehr als nur ihr Äußeres, sie haben auch eine ähnliche gesellschaftliche Stellung. Der Blick der beiden ist voneinander abgewendet. Die Interpretation drängt sich auf, dass die beiden ihre Ähnlichkeit nicht sehen oder nicht sehen wollen. Die Ähnlichkeit der beiden Männer wiederholt sich im Bildhintergrund in den Autos. Auch diese gleichen sich optisch und in ihrer Haltung, und auch diese sind in

ihrer Ähnlichkeit nicht intentional aufeinander bezogen, da sie keine intentionalen Entitäten sind. Doch auch hier ist ein externes Prinzip am Werk, das die Ähnlichkeit der Autos veranlasst. Es sind die gesellschaftlichen, funktionalen und ästhetischen Erwartungen an Autos, die sich in der Gleichheit dieser Produkte ausdrücken. Der Betrachter des Bildes kommt naheliegend zu einer Parallelisierung dieser Fälle. Die ästhetischen und funktionalen Erwartungen der Gesellschaft spiegeln sich nicht nur in Gegenständen, sondern auch in Personen. Das Bild scheint ein Kommentar auf Massenkultur und Uniformität zu sein.

Was ist in diesem kurzen interpretativen Gedankenstrom geschehen? Verschiedene Bildelemente wurden zueinander in Beziehung gesetzt. Dabei wurde über die Feststellung der bloßen Ähnlichkeit hinaus auch eine Bedeutungsbeziehung aufgemacht. Die Ähnlichkeit der Männer und die Ähnlichkeit der Autos wurden aufeinander bezogen und semantisch aufgeladen. Der Bildhintergrund scheint hier genauso wesentlich wie der Bildvordergrund zu sein und eine Aussage über die Welt weit über den konkreten Bildinhalt hinaus zu machen. Die Bildunterschrift, die diesen Gedankengang in Bewegung gesetzt hat, wird dabei neu bewertet. Sie scheint jetzt ironisch das Gegenteil von dem zu behaupten, was mit dem Bild ausgedrückt werden soll: Die Männer sind so unabhängig voneinander wie zwei Produkte aus der gleichen Fabrik. Sie wissen nur nichts davon, dass sie von denselben Mechanismen determiniert werden.

Diese Gedankengänge und Bedeutungszuweisungen können adäquat sein, weil es sich um Kunst handelt. Das Bild und die Unterschrift sind von Ondák zu einem Zweck ausgewählt worden und rufen durch ihren Publikationskontext zur Bedeutungsfindung auf. Würde es sich jedoch bloß um einen zufälligen Schnappschuss handeln, schienen diese Gedankengänge mindestens teilweise nicht mehr adäquat. Zwar bliebe eine Ähnlichkeitsbeziehung zwischen den Personen bestehen, aber in einem interpretativen Sinn keine Bedeutungsbeziehung. Handelt es sich um konkrete Personen mit Einzelschicksalen, so können diese nicht sinnvoll in gleicher Weise wie oben aufeinander bezogen werden. Beispielsweise der voneinander abgewendete Blick der Beiden kann keinesfalls interpretiert werden als ein Nichtwahrhaben oder Nichtwahrhabenwollen der Ähnlichkeit, wenn es sich bloß um einen nichtfiktionalen Schnappschuss handelt. Auch scheint es dann völlig überzogen, eine Beziehung zwischen den Männern und den Autos herzustellen. Gehört der Hintergrund nicht zu einer absichtlichen Komposition (die natürlich auch darin bestehen kann, eine Situation die so vorgefunden wurde als „wie absichtlich“ zu erkennen und deshalb aufzunehmen) so ist er auch nicht relevant für die vom Autor intendierte Bedeutung. Der obige Schluss auf eine vermeintliche Bildaussage

ist inadäquat, wenn hier mit den Schlussregeln des *belief* operiert werden soll: Einzelne tatsächliche Personen stehen nicht *pars pro toto* für die Gesellschaft, ihre Generation, oder soziale Zwänge.

Bei interpretativen Schlüssen im Rahmen des *make-believe* werden Bedeutungszusammenhänge hergestellt, die bei tatsächlichen Ereignissen und ihren Darstellungen nicht gezogen werden können. Zwar sind solche Bedeutungszuweisungen auch bezüglich eigener Erlebnisse verbreitet, etwa wenn ein Unglück als Folge von schlechtem Karma wegen eines früheren Fehlverhaltens gedeutet wird. Doch haben solche auf das echte Leben bezogenen interpretativen Schlüsse einen anderen Status als solche gegenüber fiktionalen Texten. Zum einen werden sie im ersten Fall dem *Übernatürlichen* zugeordnet, während solche Bedeutungszusammenhänge im Fiktionalen zum *Natürlichen* gehören (nicht jeder fiktionale Text, der von dem erzählerischen Mittel der Vorausdeutung Gebrauch macht, ist dem Phantastischen zuzuordnen). Zum anderen gibt es hier wieder eine starke normative Determinierung: Personen, die annehmen, das Wetter würde irgendwie auf ihr Leben reagieren, werden belächelt und für irrational befunden. Personen, die bezüglich fiktionaler Texte Naturphänomene und Charaktereigenschaften des Protagonisten aufeinander beziehen, werden für einsichtig gehalten. Hier zeigt sich abermals, dass die Schluss- und Bedeutungszuweisungsregeln gegenüber dem Fiktionalen und dem Nichtfiktionalen nicht nur deskriptiv unterschiedlich sind, sondern auch normativ: Was in einem Fall adäquat ist, kann in dem anderen Fall inadäquat sein.

*Make-believe* als Einstellung zu fiktionalen Gehalten geht mit zwar schwer durchschaubaren, aber eindeutig von nichtfiktionalen Gehalten abweichenden Regeln der Interpretation und Bedeutungszuweisung einher. Zwar unterscheiden diese sich von Genre zu Genre (wie das auch bei nichtfiktionalen Texten und ihren Regeln der Fall ist!). Jedoch lässt sich wohl grundsätzlich feststellen, dass in fiktionalen Texten alle Elemente zur Interpretation und Bedeutungsfindung in Gegenseitigkeit berücksichtigt werden können. Die Bedeutungsfindung bei Rezeption eines nichtfiktionalen Urlaubsfotos macht auf andere Weise Gebrauch von den zufälligen Passanten im Hintergrund, als dies bei einem fiktionalen Foto der Fall wäre. Der Passant, der genauso aussieht wie der Protagonist des Fotos, ist in einem Fall eine Kuriosität und im anderen Fall eine bedeutungsschwangere Einladung zur Interpretation. Insofern können sich, abhängig davon ob sie fiktional oder nichtfiktional sind, auch identische Bilder in ihrer Bedeutung unterscheiden.

Die Zusammenschau dieser Beispiele legt nahe, dass wir gegenüber Fiktionen grundsätzlich weder die Einstellung des Glaubens einnehmen, noch einnehmen sollen; wir haben nicht die entsprechenden Verhaltensdispositionen. Vielmehr zeigen wir Verhaltensdispositionen, die eine genuine propositionale Einstellung auszeichnen. Die relevanten Verhaltensdispositionen entsprechen weder denen von Überzeugungen noch denen irgendeines anderen Dispositionsbündels, das mit einem in der Allgemeinsprache gebräuchlichen Begriff mentaler Einstellungen bezeichnet würde. Bei *make-believe* handelt es sich um ein Bündel an Verhaltensdispositionen *sui generis*.

Obwohl diese Verhaltensdispositionen offenbar nicht denen einer Überzeugung entsprechen, würde ich dennoch auf die Frage *Ist Sherlock Holmes ein Detektiv?* regelmäßig mit *Ja* antworten. Ebenso würde ich der Aufforderung, alle Detektive aufzulisten, die mir einfallen, sogleich mit einem *Sherlock Holmes* nachkommen. Tatsächlich scheint es sogar eine Regelverletzung zu sein, auf die Frage, ob Sherlock ein Detektiv ist, *Nein* zu antworten, ganz genauso wie ich nicht entgegen meiner Überzeugung verneinen darf, dass es regnet. Es gibt zwar auch Kontexte, in denen das *Nein* erlaubt sein mag, etwa in akademischen Auseinandersetzungen zur Ontologie des Fiktiven. Aber in gewöhnlichen Kontexten, in denen diese Frage einschlägig werden könnte, ist dem sicherlich regelmäßig nicht so. Man stelle sich etwa das beliebte Spiel vor, in dem man einen an der eigenen Stirn befestigten Namen durch das Stellen von Ja/Nein-Fragen erraten soll. Trägt jemand den Namen *Sherlock Holmes* und fragt, ob er ein Detektiv sei, so wäre die Antwort *Nein* vollkommen verfehlt; selbst bei anschließender Erläuterung der ontologischen Erwägungen, die mich zu dieser Antwort brachten, kann dies nur Kopfschütteln ob meiner anstrengenden Missachtung der Regeln sozialen Zusammenseins hervorrufen.

Ebenso unpassend wäre es, stets darauf hinzuweisen, dass die Aussage, Sherlock sei ein Detektiv, fiktional sei. Eine solche Qualifikation ist nur angebracht, wenn hierüber Verwirrung auftritt. Aber in einem normalen Gespräch unter Eingeweihten wären solche Zusätze nicht bloß überflüssig, sondern auch unerwünscht. Eine Aussage wie: *Es ist fiktional, dass Sherlock ein Detektiv ist*, oder auch *Laut der Fiktion ist Sherlock ein Detektiv* gehören nicht zum gewöhnlichen Sprachgebrauch, sondern abermals entweder zu akademischen Auseinandersetzungen oder zu Gesprächen, in denen der Fiktionsstatus inhaltsangebender Aussagen Gegenstand des Gesprächs ist.

Es scheint also, dass die Verhaltensdispositionen, die ich bezüglich fiktionaler Inhalte habe, obwohl sie nicht denen einer Überzeugung entsprechen, doch große Ähnlichkeit mit

Überzeugungen haben, und dass diese Ähnlichkeit auch gefordert ist. Ein Gespräch über einen fiktiven Detektiv lässt sich häufig äußerlich nicht von einem Gespräch über einen echten Detektiv unterscheiden. Und tatsächlich ist diese Ähnlichkeit normativ: Eine Qualifikation des Gesagten mit einem Fiktionsmarker wäre mindestens ungewöhnlich, meist störend. Einzelne Verhaltensdispositionen, insbesondere solche zu sprachlichem Verhalten, lassen daher nicht eindeutig auf eine bestimmte Einstellung schließen. Erst die Gesamtschau mehrerer relevanter Dispositionen macht den Unterschied zwischen *make-believe* und Überzeugungen deutlich, etwa wenn die Dispositionen dazu berücksichtigt werden, welche Personen ich einem Freund in Not empfehlen würde.

Bei dieser Charakterisierung adäquaten Verhaltens gegenüber Fiktionen als überzeugungsähnlich aber -verschieden zeigt sich die Ähnlichkeit zur oben skizzierten juristischen Fiktion: Innerhalb eines normativ abgesteckten Kontextes wird ein Verhalten an den Tag gelegt, das dem einer Überzeugung entspricht. So wie bei der juristischen Fiktion so geredet, geurteilt und sich generell verhalten wird, als seien die Beteiligten von etwas überzeugt, von dem sie tatsächlich wissen, dass es nicht der Fall ist, wird sich auch hier verhalten, als sei man etwa davon überzeugt, Sherlock sei ein Detektiv, obwohl tatsächlich keine entsprechende Überzeugung gegeben ist. Das Verhalten ist insofern punktuell überzeugungswidrig. Doch wie bei der juristischen Fiktion auch darf dieses Verhalten nicht über den adäquaten Kontext hinaus an den Tag gelegt werden, woran sich zeigt, dass nicht tatsächlich Überzeugungen vorliegen, sondern nur überzeugungsähnliches Verhalten.

Der Überschneidungsbereich von *Make-Believe*- und *Belief*-Dispositionen ist besonders bezüglich sprachlichen Verhaltens groß. Wenn ich tatsächlich überzeugt bin, dass Sherlock ein Detektiv ist, und dementsprechend äußere: *Sherlock ist ein Detektiv*, so ist dieses Verhalten mindestens äußerlich nicht von der gleichen *Make-Believe*-Äußerung zu unterscheiden. Überzeugungen und *make-believe* resultieren hier in dem gleichen Verhalten, bzw. sie haben punktuell Verhaltensdispositionen, die sich einzeln nicht voneinander unterscheiden lassen. Jedoch – und hierin unterscheiden sie sich – besteht bei dem *Make-Believe*-Verhalten stets die Möglichkeit einer Metarepräsentation der *make-believe*-distinkten normativen Beschränkungen, die offenbar werden lässt, dass es sich nicht um eine Überzeugung handelt.

Diese Disposition zur Metarepräsentation zeigt sich etwa dort, wo gezielt danach gefragt wird, ob jemand von dem Gesagten überzeugt ist. Auf die Frage, ob Sherlock ein Detektiv sei, mag ich zwar regelmäßig mit *Ja* antworten; aber auf die Frage, ob er

*wirklich* ein Detektiv sei, würde ich in den meisten Situationen mit *Nein* reagieren. Hierbei wird überprüft, zu welchem Bündel von Verhaltensdispositionen meine erste Antwort gehört, indem gezielt der Überschneidungsbereich der fiktionsadäquaten überzeugungsähnlichen Einstellung mit tatsächlichen Überzeugungen verlassen wird. Dabei wird offenbar, dass mein Verhalten keiner Überzeugung entspricht, sondern einer solchen nur in bestimmten Kontexten sehr ähnlich sieht, so wie Hoffen-dass und Glauben-dass sich häufig ähnlich sehen können.

So lassen sich die beiden Fälle grundsätzlich unterscheiden, indem nachgefragt wird: *Wirklich? Ist Sherlock tatsächlich ein Detektiv?* Wer die Äußerung *belief*-basiert getätigt hat, reagiert hier regelmäßig anders als jemand, der sie *make-believe*-basiert getätigt hat. Insofern besteht in der Regel die Disposition zur Metarepräsentation als *make-believe*-basiertes Verhalten. Diese Disposition, *Make-Believe*-Einstellungen als verschieden von Überzeugungen metarepräsentieren zu können, mag ein Grund dafür sein, dass sie häufig *Als-ob-Überzeugungen* genannt werden. Jedoch ist dabei zu beachten, dass es sich um kein Als-ob-Verhalten im Sinne von „Ich tue so, als ob ich etwas behaupten würde" handelt, wie es Kripke und Searle im Fall von werkinterner Rede annehmen, sondern im Sinne von „Mein Verhalten entspricht in normativ beschränkten Kontexten einem Verhalten, das ich auch bei einer Überzeugung an den Tag legen würde, jedoch mit der Disposition, auf Nachfrage mein Verhalten stets als überzeugungswidrig metarepräsentieren zu können."

Dass Holmes nicht wirklich ein Detektiv ist, spielt in den Kontexten, in denen ein *Make-Believe*-Verhalten als adäquate Rezeptionshaltung gefordert ist, jedoch keinerlei Rolle. Vielmehr gilt: Sich in diesen Kontexten zu Verhalten, als sei er *kein* echter Detektiv, wäre eine Verletzung der normativen Regeln von *Make-Believe*-Verhaltensdispositionen und dementsprechend inadäquat. Gleichermaßen wäre es inadäquat, sich in den Kontexten so zu verhalten, als *sei* er ein Detektiv, in denen die normativen Regeln der Verhaltensdispositionen des *make-believe* dies verbieten. Über Fiktives inhaltsangebend so zu sprechen, als würde es existieren und sei so beschaffen, wie im relevanten Text beschrieben, dabei jedoch stets die Disposition zu haben, auf Nachfrage zu versichern, dass dem nicht wirklich so ist, ist ein wesentliches Merkmal einer *Make-Believe*-Einstellung zu einem bestimmten Gehalt.

Der Überschneidungsbereich zwischen den Dispositionen von Überzeugungen und denen des *make-believe* lässt eine Vielzahl von Verhaltensweisen zu, die für beide Einstellungen adäquat sind und die deshalb eine Verwechslung zwischen den beiden leicht machen.

Außerhalb dieses Überschneidungsbereichs ist die Unterschiedlichkeit der Einstellungen jedoch sofort ersichtlich; wird ein Gehalt, der einer *Make-Believe*-Einstellung unterliegen sollte, wie beispielsweise der Gehalt, dass Sherlock ein Detektiv ist, entgegen der etablierten Praxis mit einer *Belief*-Einstellung repräsentiert, so offenbart sich dies außerhalb des Überschneidungsbereichs der Einstellungen sogleich als inadäquat, etwa wenn jemand ernsthaft empfiehlt, sich an Sherlock Holmes zu wenden, um einen Mordfall aufzuklären.

Die Charakterisierung von *make-believe* im Unterschied zu Überzeugungen hat den Wert, *make-believe* dadurch zu erhellen, dass es mit einer anderen Einstellung verglichen wird, die uns vertrauter ist und das Bild insofern leichter verständlich wird. Worum es mir jedoch nachdrücklich nicht geht, ist die Behauptung, *make-believe* sei eine Art von nachgeahmter oder vorgetäuschter Überzeugung. Vielmehr gehe ich davon aus, dass *make-believe* eine genuine propositionale Einstellung ist. Diese mag sich teilweise dadurch auszeichnen, dass sie Überzeugungen nicht nur sehr ähnlich ist, sondern auch sehr ähnlich sein *soll*. Doch genauso unterscheidet sie sich an anderen Stellen von dieser. Die propositionale Einstellung *make-believe* lässt sich auch nicht als ein *Belief*-minus charakterisieren, das lediglich dadurch gekennzeichnet ist, dass einige Dispositionen des *belief* hier normativ ausgeschlossen sind. Vielmehr gibt es auch Verhaltensweisen, die bezüglich *Make-Believe*-Gehalten erlaubt sind, während sie für *Belief*-Gehalte normativ untersagt sind. Beispielsweise unterliegen *Belief*-Inhalte häufig völlig anderen moralischen Beschränkungen. So sollen etwa nichtfiktionale Darstellungen von Gewalt nicht unterhaltsam oder ästhetisch wertvoll sein, während eine solche Beschränkung für *make-believe* nicht in gleicher Weise gilt. Es handelt sich beim *make-believe* um eine propositionale Einstellung *sui generis*, die sich durch das skizzierte Bündel an Verhaltensdispositionen distinkt gegenüber anderen Einstellungen auszeichnet, wenngleich sie in vielen Fällen Überzeugungen ähnelt.

Die genaue Menge an *Make-Believe*-Dispositionen ist letztlich eine empirische Frage, die aus dem Lehnstuhl nicht vollständig zu klären ist. Es müssen jedoch zwei Ebenen unterschieden werden. Zum einen die kognitiv-mentale Ebene der *Make-Believe*-Repräsentation, und zum anderen die äußerliche Ebene des *Make-Believe*-Verhaltens. Erstere ist nicht ohne Weiteres zu untersuchen. Letzteres ist zwar auch ein empirisches Datum, doch ist es wesentlich leichter zugänglich, da es sich problemlos observieren lässt. Gerade weil es sich dabei um Verhalten handelt, das stark den Regularien einer öffentlichen sozialen Praxis unterworfen ist, sind die entsprechenden Dispositionen grundsätzlich jeder Person zugänglich, die an der Praxis Teil hat.

Es ist dieses gesellschaftlich etablierte, durch eine öffentliche normative Praxis regulierte Verhalten, das Bedingung der Möglichkeit ist, Fiktionen hervorzubringen: zu fiktionalen Inhalten die Einstellung des *make-believe* einzunehmen und hieraus resultierend ein auf bestimmte Kontexte beschränktes *belief*-ähnliches Verhalten mit der Disposition zu zeigen, diese normative Beschränkung stets metarepräsentieren und als distinkt gegenüber *Belief*-Einstellungen ausweisen zu können. Es handelt sich also um den wesentlichen Bestandteil einer institutionellen Theorie der Fiktion, d.i. die Annahme, dass „fictional texts ask their readers to adopt a particular, rule-governed attitude of reception towards the text" (Köppe/Kindt 2011, 83). *Make-believe* ist eine solche regelgeleitete Rezeptionseinstellung. Doch das von mir skizzierte Bild des *make-believe* ist von ganz anderer Art, als die im Fiktionstheoriediskurs verbreitete Vorstellung der relevanten regelgeleiteten Rezeptionseinstellung. Nach dieser von Walton inspirierten Vorstellung bedeutet „[a]dopting this attitude […] to treat the sentences of the text as an invitation to imagine certain things. For example: If W states that *p*, we are invited to imagine that *p*" (Köppe/Kindt 2011, 83). Nach meiner Vorstellung der adäquaten Rezeptionspraxis als komplexes Bündel an Verhaltensdispositionen ist Imaginationsverhalten nur ein kleiner Bestandteil der Einstellung *make-believe*, die sich wie andere propositionale Einstellungen auch in einem komplexen Bündel verschiedenster Verhaltensdispositionen zeigt, darunter emotionale Reaktionen, und das Ziehen einer besonderen Art von Schlüssen in Form von Interpretationen.

Diese öffentliche Rezeptionspraxis ist nicht nur die Voraussetzung, um einzelne Fiktionen überhaupt hervorbringen zu können, es ist zugleich auch die adäquate Haltung für jeden einzelnen Vorgang der Fiktionsrezeption. Zu beachten ist weiterhin, dass diese adäquate Rezeptionshaltung den Text nicht zur Fiktion macht, sondern das Vorliegen einer solchen Rezeptionsinstitution nur Voraussetzung dafür ist, Fiktionen hervorbringen zu können. Was die Bedingung für die Fiktionalität eines Textes ist, soll Thema des nächsten Abschnitts sein.

## 3 Die einzelne Fiktion

In diesem Abschnitt nenne ich zwei Kriterien, die für den Fiktionsstatus eines einzelnen Textes wesentlich sind. Diese Kriterien sind auf die soeben skizzierte adäquate Verhaltenspraxis gegenüber Fiktionen bezogen. Es handelt sich um Bedingungen, die im Fiktionstheoriediskurs regelmäßig vorgeschlagen werden und die beispielsweise in ähnlicher Form Currie (1990) vertritt. Unter Berücksichtigung meiner Annahmen zum Wesen des *make-believe* als propositionale Einstellung bekommen sie aber einen neuen Charakter. Ich nehme an, dass fiktionale Texte zwei wesentliche Bedingungen erfüllen müssen: (1) Sie bedürfen einer bestimmten Autorintention, und (2) sie dürfen nicht adäquat Gegenstand von Überzeugungen sein können, was zu einer semantischen Limitation führt.

### i. Intention

Fiktionen schreibt man nicht zufällig. Es scheint wesentlich zu einer Fiktion zu gehören, dass sie als solche intendiert ist. Fiktionen sind insofern Texte, die als Fiktion intendiert sind. Das klingt wenig erhellend, diese Feststellung ist jedoch keineswegs trivial, tautologisch oder inhaltsleer, schließlich gilt sie nicht *mutatis mutandis* für alle Dinge: Bäume sind nicht Dinge, die als Bäume intendiert sind. Die Feststellung, dass Fiktionen als solche intendiert sind, unterscheidet sie also von einigen anderen Entitäten. Sie werden damit mindestens als nicht natürliche Gegenstände ausgezeichnet, als etwas, das gemacht wurde, um einen bestimmten Zweck zu haben, namentlich eine Fiktion zu sein. Dennoch trägt diese Erkenntnis nichts dazu bei, Fiktionen von anderen Artefakten zu unterscheiden, die ebenfalls einen Zweck haben. Fraglich ist, was genau der Zweck ist, den Fiktionen haben und auf den diese Intention gerichtet ist. Dann lässt sich die Bestimmung präzisieren zu der inhaltsreicheren Aussage, Fiktionen seien Texte, die diesen und jenen Zweck haben sollen.

Ich nehme an, dieser Zweck besteht in der oben skizzierten adäquaten Rezeptionshaltung. Was den einzelnen Text zur Fiktion macht, ist im Wesentlichen die Absicht des Autors, einen Text zu schreiben, der mit der oben skizzierten *Make-Believe*-Einstellung rezipiert werden soll und kann. Der Autor ist also gerichtet auf eine Rezeptionspraxis als Zweck des Textes. Dabei genügt es, wie oben bereits herausgestellt, dass der Autor intendiert, der Text möge als Fiktion verstanden werden; er muss sich keine umfassenden Vorstellungen davon machen, wie die adäquate Rezeptionspraxis genau aussieht, sondern sich nur bewusst sein, dass eine solche existiert. So wie bei einer Hochzeit weder Ehepartner noch Standesbeamte sich akkurate Vorstellung von der Sozialontologie der

Ehe machen müssen, sondern es ausreicht, abstrakt auf die von ihnen unabhängig bestehende Institution abzielen zu wollen, so kann auch ein Autor fiktionaler Werke abstrakt darauf gerichtet sein, eine Fiktion verfassen zu wollen, die als solche rezipiert wird, ohne dass seine Vorstellungen davon akkurat sein müssen, was die Bedingungen einer Fiktion sind, oder wie genau die adäquate Rezeptionspraxis aussieht.

Die Intention des Autors, so mag man sagen, ist ein Kriterium für Fiktionalität, das, wie auch Searle behauptet (vgl. 1975), nicht am Text selbst abzulesen ist. Der gleiche Satz mag einmal fiktional in einem Roman und einmal nichtfiktional in einer Reportage stehen. Diese Beschreibung ist jedoch insofern eine Fehldarstellung, als dass sie einen absoluten Ausnahmefall gegenüber dem Regelfall betont. Zwar ist es nicht grundsätzlich falsch, dass die Autorintention bei isolierter Betrachtung einzelner Sätze nicht zu erkennen sein mag. Und es mögen tatsächlich einzelne Fälle auftreten, bei denen auch der Status eines ganzen Textes unklar ist. Aber das Betonen der Nichterkennbarkeit der Autorintention an einigen einzelnen Sätzen vermittelt unpassend den Eindruck weit verbreiteter und schwerwiegender Feststellungsprobleme, während es doch tatsächlich paradigmatisch der Fall ist, dass wir den Fiktionsstatus eines Textes und damit auch die Autorintention auf den ersten Blick erkennen. Das Erkennen und Zuschreiben von Intentionen in Kommunikationssituationen ist eine Fähigkeit, die permanent mit großer Reibungslosigkeit und Erfolg zur Anwendung kommt, und genau wie wir bei einem Satz in der Regel sofort erkennen, ob er sarkastisch oder ernst geäußert wurde, obwohl dies an der Satzoberfläche nicht markiert sein mag, so gilt dies auch für den Fiktionsstatus eines Textes.

Insofern entspricht es auch dem Normalfall, dass die entsprechende Autorintention von den Rezipienten erkannt wird und die Texte dann auch dementsprechend gelesen werden, namentlich mit der oben skizzierten Einstellung des *make-believe*. Da dies in der überwiegenden Mehrheit aller Fälle reibungslos funktioniert, mag das Missverständnis entstehen, dass dieses Rezipientenverhalten mit dafür verantwortlich ist, dass es sich bei einem Text um eine Fiktion handelt. Man mag davon sprechen, ein Text würde *als Fiktion gelesen*. Tatsächlich ist die Korrelation zwischen Fiktionen und entsprechender Rezeptionspraxis deshalb so hoch, weil es etablierte, konventionalisierte Fiktionssignale gibt, wie etwa Veröffentlichungskontexte, Struktur und Stil von Texten, oder auch einfach der Vermerk *Roman* auf dem Buchdeckel. Die Fähigkeit, etwas als Fiktion lesen zu können, macht einen Text jedoch nicht zur Fiktion, sondern ist dadurch gekennzeichnet, dass ein Text, der eben keine Fiktion ist, mit der oben skizzierten, für Fiktionen rezeptionsadäquaten *Make-Believe*-Einstellung gelesen wird. Das ist natürlich

völlig unproblematisch möglich. So wie ich einen Text, der mich dazu animieren soll, eine Überzeugung zu seinem Inhalt zu entwickeln, nicht zwangsläufig auch mit einer solchen Einstellung lesen muss, sondern auch beispielweise Zweifel oder Ungläubigkeit als Einstellung einnehmen kann, so kann ich auch einem fiktionalen Text die adäquate *Make-Believe*-Einstellung verweigern, oder andersherum eine solche einnehmen, obwohl der Text nicht fiktional ist. Nichts an diesem Verhalten ändert jedoch den Fiktionsstatus des Textes. Dieser bleibt in erster Linie dadurch bestimmt, welche Intention sein Autor bezüglich der Rezeptionshaltung hat.

Hier ist der Vergleich zwischen den Eigenschaften Fiktionalität und Wahrheit interessant. Ein Text, der nach der Intention seines Autors mit der Einstellung des Glaubens rezipiert werden soll, wird dadurch nicht automatisch wahr. Genauso wird der Text nicht automatisch falsch, weil der Autor intendiert, er solle für falsch gehalten werden. Der Wahrheitsstatus hat mit den Intentionen des Autors bezüglich der Rezeptionshaltung seiner Leser wenig zu tun. Demgegenüber soll der Fiktionsstatus jedoch maßgeblich von einer solchen Intention abhängen. Hier mag die Vermutung aufkommen, dass die Eigenschaften Wahrheit und Fiktionalität insofern völlig unabhängig voneinander sein könnten, und es wahre fiktionale Texte geben könnte. Dies entspricht jedoch sicherlich nicht den alltäglichen Intuitionen dazu, was Fiktionen sind. Im Folgenden möchte ich zeigen, warum das oben skizzierte Bild einer adäquaten Rezeptionshaltung im Rahmen der Institution Fiktion tatsächlich voraussetzt, dass Fiktionen als weiteres wesentliches Merkmal nicht vollständig wahr sein dürfen.

### ii. Wahrheit und Überzeugung

Die Intention einer Autorin, ihr Text möge als Fiktion rezipiert werden, scheint nicht hinreichend für die Fiktionalität eines Textes zu sein. Man stelle sich etwa eine Tagesschausprecherin vor, die sich heimlich beim Verlesen der Nachrichten wünscht, die Zuschauer mögen ihren Text als Fiktion verstehen. Hier liegt keinesfalls in der Konsequenz ein fiktionaler Text vor, den nur wegen der verdeckten Intention der Sprecherin niemand als solchen erkannt hat. Fiktionen scheinen in einem besonderen Verhältnis zur Wahrheit oder zu tatsächlichen Sachverhalten zu stehen, das auch Teil der begrifflichen Bestimmung sein sollte. Wenig würde dem natürlichen Sprachgebrauch wohl stärker entgegenstehen als das oxymoronisch anmutende Ergebnis, es könne wahre Fiktionen geben. Es ist daher wünschenswert, ein semantisches Kriterium beizubehalten, das Fiktionen von Darstellungen tatsächlicher Geschehnisse trennt. Jedoch ist es im

Fiktionstheoriediskurs aufgrund überzeugender Beispiele umstritten, ob ein solches semantisches Kriterium haltbar ist:

> Does the difference consist in the fact that works of nonfiction express truths whereas works of fiction express falsehoods or untruths? No. A fantasy remains fiction even if it happens to correspond to the actual course of events. A novel set in the future or on an alien planet might turn out, by coincidence or otherwise, to be prophetically "accurate" down to the last detail without endangering its status as fiction. We did not have to compare George Orwell's *1984* with the events of that year to decide whether it is fiction or nonfiction […]. Conversely, an inaccurate history is still a history–a false one. Even a totally fabricated biography or textbook would not for that reason qualify as a novel, a work of fiction. Fact can be fiction and fiction fact. (Walton 1990, 74)

Angesichts solcher Beispiele kommt Walton zu dem Ergebnis, dass es sich nicht als semantisches Kriterium annehmen lässt, Fiktionen müssten die Unwahrheit darstellen. Es ergibt sich insofern ein Konflikt zwischen plausiblen theoretischen Erwägungen zur Fiktionalität und verbreiteten, in der Alltagssprache ausgedrückten Annahmen zum Begriff *Fiktion*. Sollte sich tatsächlich keine fiktionstheoretische Verbindung zwischen den Phänomenen Fiktion und Unwahrheit finden lassen, so sollte eine Fiktionstheorie zumindest erläutern können, warum unwahre Erzählungen jedenfalls der paradigmatische Fall von Fiktionen sind, sodass sich eine solche enge assoziative Verbindung zwischen den Phänomenen etablieren konnte. Werden Fiktionen, wie ich vorschlage, als intendierter Gegenstand der oben skizzierten Verhaltenspraxis verstanden, so lässt sich das Verhältnis fiktionaler Darstellungen zur Wahrheit nachvollziehen:

Von oben bereits bekannt ist die Beobachtung, dass Fiktionen mindestens einzelne Äußerungen mit Behauptungscharakter beinhalten. Ebenso scheint es der Fall zu sein, dass Fiktionen einzelne wahre Aussagen machen, etwa zu historischen Figuren oder topographischen Gegebenheiten. Im Licht der Annahme, Autoren fiktionaler Werke würden intendieren, ihre Aussagen mögen mit der propositionalen Einstellung des *make-believe* rezipiert werden, sind diese beiden Beobachtungen unproblematisch. Zwar kann wahren Sätzen und Behauptungen grundsätzlich auch die Einstellung des Glaubens adäquat entgegen gebracht werden, aber das schließt nicht aus, dass sie zugleich auch einem *make-believe* unterfallen. Nach dem klassischen Bild propositionaler Einstellungen kann der gleiche Gehalt Gegenstand mehrerer propositionaler Einstellungen sein. Dies zeigt überzeugend ein Beispiel von Leslie (1994) zu den Einstellungen *belief* und *pretense*: Angenommen, ein Kind spielt Teeparty. Dabei füllt es Tassen seines Puppengeschirrs mit imaginärem Tee aus einer tatsächlich leeren Kanne. Nun nimmt ein

anderes Kind eine dieser Tassen und schüttet den vorgestellten Tee in einem Akt von vorgespieltem Vandalismus auf den Tisch. Innerhalb dieses Spiels gilt nun, dass die Tasse leer ist, denn der Tee wurde ausgeschüttet. Diesen Gehalt unterhalten die beteiligten Kinder nach Leslies Annahme nun im Modus des *pretense*. Zugleich wissen sie aber auch, dass die Tasse tatsächlich leer ist, und glauben den identischen Gehalt also zum gleichen Zeitpunkt auch, sodass hier beide propositionale Einstellungen auf den selben Gehalt gerichtet sind.

Dieses Ergebnis gilt nicht nur für Leslies klassische Konzeption propositionaler Einstellungen. Auch bei dem hier vertretenen dispositionalen Bild ist es in einem Sinne möglich, den gleichen Gehalt mit verschiedenen Einstellungen zu unterhalten. Die Verhaltensdispositionen des Kindes zeigen nun im Spiel an, dass es eine *Make-Believe*-Einstellung zu dem Gehalt hat, die Tasse sei leer, und sie zeigen außerhalb des Spiels an, dass es auch die entsprechende Überzeugung hat. Doch ist dies nur möglich, wenn ein größerer Kontext besteht, in den die Verhaltensweise eingebettet ist, sodass sie gleichermaßen zu zwei nicht deckungsgleichen Dispositionssets gehört. Beispielsweise unterscheidet sich der Gehalt *Die Tasse ist leer* nun kontextabhängig bezüglich der Frage *Warum ist die Tasse leer?* Gemäß den Verhaltensdispositionen des *make-believe*-basierten Spieles würde das Kind antworten *Weil XY die Tasse ausgeschüttet hat*, während die Verhaltensdispositionen des Überzeugungs-Kontextes zu einer anderen Antwort führen, etwa *Weil ich nur spiele*.

Die *Make-Believe*-Verhaltensdispositionen bezüglich des Teespiels lassen sich als eine Menge vorstellen, die sich mit der Menge an Überzeugungs-Dispositionen bezüglich des Teespiels überschneidet. Der Gehalt, dass die Tasse leer ist, gehört zu der einen wie der anderen Menge. Jedoch wird offenbar, dass es sich dabei nicht tatsächlich um den *selben* Gehalt handelt, weil er je nach Kontext unterschiedlich behandelt wird. In Bezug auf den Überzeugungskontext hat er wie gesehen etwa eine andere Genese als in Bezug auf den *Make-Believe*-Kontext und bedeutet insofern unterschiedliches. Die sich überschneidenden Verhaltensdispositionen lassen sich nur künstlich isoliert betrachten. Tatsächlich sind sie stets auf sämtliche anderen Verhaltensdispositionen bezogen, die gemeinsam eine propositionale Einstellung ausmachen, und insofern zu unterscheiden. Eingebettet in einen größeren Kontext wie etwa ein Teespiel kann also eine einzelne Aussage zugleich Teil sowohl einer Überzeugung als auch des *make-believe* sein. Man stelle sich aber vor, die Mengen an Verhaltensdispositionen würden sich nicht nur überschneiden, sondern wären deckungsgleich, weil alles, was im Spiel der Fall ist auch tatsächlich der Fall ist. Hier nimmt das Kind also überhaupt nichts mehr kontrafaktisch

an. Kann es sich dabei überhaupt noch um ein Spiel handeln? Es scheint dann vielmehr eine ganz gewöhnliche tatsächliche Teeparty zu sein.

Ähnlich ist es bei der Rezeption von Fiktionen. Einzelne Teile von Fiktionen können zugleich geglaubt werden, als auch in das *make-believe*-basierte Verhalten des Rezipienten übernommen werden. Jedoch funktioniert dies nur durch die Einbettung in den größeren Kontext der jeweiligen Fiktion. Dort wo sich das Glauben auf den gesamten Inhalt des Textes bezieht, kann es nicht mehr sinnvoll zugleich ein *Make-Believe*-Verhalten geben, da hier alle Gehalte den Dispositionen von Überzeugungen unterlägen und die für *make-believe* notwendigen Regeln, beispielsweise der Schlussrelevanz, nicht mehr vorliegen würde. Ein *make-believe*-basiertes Verhalten kann sich deshalb nur auf solche Texte beziehen, von denen angenommen wird, dass sie nicht vollständig wahr sind, bzw. hinreichend unwahr sind. Wenn ich von der Wahrheit eines Textes überzeugt bin, dann habe ich auch die Verhaltensdispositionen, die einer Überzeugung entsprechen. Diese schließen ein *Make-Believe*-Verhalten aus. Ganz offensichtlich wird das an dem oben eingeführten Test der Metarepräsentation. Lässt sich mein Verhalten gegenüber dem Text noch als überzeugungswidrig auszeichnen, indem gefragt wird: *Wirklich?* Wenn ich gegenüber dem Text die Einstellung des Glaubens einnehme, so ist die Antwort auf diese Nachfrage: *Ja, wirklich!* Der Text, der geglaubt wird, unterliegt den Regeln und Verhaltensdispositionen von Überzeugungen, während die für Fiktionen adäquaten Dispositionen des *make-believe*, wie beispielsweise interpretative Schlussregeln, ausgeschlossen sind.

Welche Bedeutung kann das aber für die Wahrheit von Fiktionen haben? Zunächst einmal scheint es nur der Fall zu sein, dass ein Text nur dann als Fiktion rezipiert werden kann, wenn er für hinreichend unwahr *gehalten* wird. Dieses *Können* ist wie oben herausgestellt im normativen Sinne zu verstehen und nicht im Sinne einer Fähigkeit. Natürlich ist es möglich, dass ich mich gegenüber einem Text, den ich für wahr halte, etwa den Nachrichten, so verhalte, als sei es Fiktion. Doch dieses Verhalten wäre völlig sozialinadäquat. Nur wenn ich nicht von der Wahrheit des Textes überzeugt bin, kann ich adäquat ein *Make-Believe*-Verhalten zeigen. Doch kann das auch bedeuten, dass Fiktionen nicht wahr sein dürfen? Hier wird meine Annahme einschlägig, dass die Fiktionsinstitution der Produktion einzelner Fiktionen als Bedingung der Möglichkeit vorausgeht. Nach einer verbreiteten und von mir geteilten Annahme ist es die Intention von Autoren fiktionaler Texte, einen Text zu schreiben, der gemäß der Fiktionsinstitution rezipiert werden soll. Diese Intention ist also abstrakt auf ein adäquates Verhalten gerichtet, das die jeweilige Autorin sich nicht näher bestimmt vorstellen muss. Doch

wann kommt dieses Verhalten auch tatsächlich adäquat zur Anwendung? Hierzu reicht es nicht aus, dass es die intendierte Reaktion ist. Man betrachte analog hierzu adäquates Verhalten bei Überzeugungen. Wann kommen die Verhaltensdispositionen einer Überzeugung adäquat zur Anwendung? Hierzu reicht es nicht aus, dass ich von dem Gehalt überzeugt bin. Es reicht auch nicht aus, dass jemand mich davon überzeugen wollte. Der Gehalt muss zudem auch wahr sein. Ebenso ist es bei den Verhaltensdispositionen des *make-believe*. Ob diese adäquat zur Anwendung kommen, ist weder mir allein überlassen, noch hängt es ausschließlich von der Intention eines Autors ab. Da es sich bei der *make-believe*-basierten Praxis um ein öffentliches normatives System handelt, kann es nicht auf die subjektiven Einstellungen einzelner ankommen, ob die Praxis adäquat zur Anwendung kommt oder nicht. Angenommen jemand verhält sich gegenüber einer Darstellung gemäß den Dispositionen des *make-believe*, obwohl diese Darstellung entgegen seines Wissens einen tatsächlichen Sachverhalt abbildet und somit gerechtfertigt auch eine Überzeugung ausgebildet werden könnte. Wenn diese Person ein *Make-Believe*-Verhalten an den Tag legt und sich beispielsweise über den eigentlich tragischen Gehalt lustig macht, so legt sie ein inadäquates Verhalten an den Tag. Dieses Verhalten mag zu entschuldigen sein, wenn die Situation aufgeklärt wird, jedoch wird die Person ihr früheres Verhalten dann auch selbst als inadäquat einstufen. Normative Praktiken beruhen auf einem mindestens intersubjektiven und also öffentlichen Regelwerk, gegen das man verstoßen kann, ohne es überhaupt zu kennen oder bemerkt zu haben, dass es an der jeweiligen Stelle zur Anwendung kommt. Deshalb kann ein *Make-Believe*-Verhalten auch dann inadäquat sein, wenn die Person die hinreichende Wahrheit einer Darstellung nicht kennt. Es reicht aus, dass ein überzeugungsadäquates Verhalten potentiell gerechtfertigt wäre, um die Adäquatheit eines *Make-Believe*-Verhaltens auszuschließen.

So wie die Verhaltensdispositionen von Überzeugungen adäquat nur bezüglich wahrer Gehalte gezeigt werden dürfen und es nicht ausreicht, dass die Person von der Wahrheit bloß fälschlich überzeugt ist, so kommt auch *Make-Believe*-Verhalten adäquat nur bezüglich solchen Gehalten zur Anwendung, die mindestens in einen größeren kontrafaktischen Kontext eingebettet sind (auch wenn gelegentlich einzelne Teile davon wahr sein mögen). Es gehört insofern zu den Adäquatheitsbedingungen des Rezeptionsverhaltens bezüglich Fiktionen, dass der betroffene Gehalt nicht zugleich vollständig auch gerechtfertigt Teil einer überzeugungsadäquaten Praxis sein kann. Andernfalls wäre gegenüber dem jeweiligen Gehalt bestimmtes Verhalten sowohl normativ geboten als auch verboten und das Verhalten müsste insofern immer inadäquat

sein. So erscheint es naheliegend, dass sich das Erfordernis der Unwahrheit von Fiktionen herausgebildet hat.

Man stelle sich einen vollständig wahren Text vor, von dem jedoch alle Personen überzeugt sind, er sei nicht wahr, und der nach oben skizzierter Praxis behandelt würde. Personen würden also in gewissen Kontexten so reden und sich verhalten, als seien sie von der Wahrheit des Textes überzeugt und dies in anderen Situationen nicht tun. Sie würden beispielsweise über die Figuren des Textes sprechen, als seien es tatsächliche Personen und zugleich womöglich Unterhaltung durch die Darstellung ihres Unglücks erfahren oder ihre Lebensgeschichten teleologisch interpretieren. Wenn nun die tatsächliche Wahrheit des Textes entdeckt würde, so würde diese Praxis nunmehr als inadäquat erscheinen; das Unglück der Personen als Unterhaltung zu verstehen, schiene nun anders als zuvor als moralisch problematisch und die teleologischen Bedeutungszuweisungen esoterisch. Was als Rezeptionspraxis bezüglich eines fiktionalen Textes adäquat wäre, ist bezüglich des wahren Textes nicht adäquat, da die Verhaltensweisen, die nach dem normativen Regelwerk des *make-believe* zulässig sind, hier durch die Regeln überzeugungsadäquaten Verhaltens blockiert werden. Doch diese Unzulässigkeit bestand schon vor der Erkenntnis der Wahrheit des Textes. Hätten die Beteiligten alle relevanten Umstände gekannt, so hätten sie eine andere Praxis an den Tag legen müssen. Gemäß diesem Konditional gilt, dass Fiktionen nicht vollständig wahr sein dürfen. Ein *Make-Believe*-Verhalten kommt hier nie adäquat zur Anwendung, sondern ist normativ blockiert; bestenfalls kann es durch Unwissenheit der Wahrheit entschuldigt werden.

Geht man mit dieser Vorstellung vor Augen zurück zu der Annahme, dass Autoren fiktionaler Werke intendieren, ihre Rezipienten mögen die adäquate Rezeptionshaltung der Fiktionsinstitution an den Tag legen, so ergibt sich tatsächlich ein semantisches Kriterium für fiktionale Texte. Die propositionale Einstellung des *make-believe* als Rezeptionshaltung kommt nur dann adäquat zur Anwendung, wenn nicht zugleich im selben Umfang auch die Einstellung des Glaubens gerechtfertigt wäre. Insofern impliziert das Kriterium der Adäquatheit der Rezeptionshaltung bereits, dass der Text hinreichend unwahr sein muss. Will der Autor also, dass der Text adäquat als Fiktion rezipiert wird, so muss er konsistent auch wollen (ob ihm das bewusst ist oder nicht), dass der Text hinreichend unwahr ist. Insofern ergibt sich eine schwache semantische Bedingung für fiktionale Texte: Sie dürfen nach bestem Wissen des Autors nicht wahr sein, oder positiv formuliert, der Autor muss annehmen, dass der Text hinreichend unwahr ist. Insofern könnte der Text zwar tatsächlich wahr sein, aber nur entgegen der Annahme des Autors,

also zufällig. Dieses Ergebnis ist bemerkenswert, weil es den Beobachtungen Curries entspricht. Wie oben bereits erwähnt, kommt auch er zu dem Ergebnis, Fiktionen dürften höchstens zufällig wahr sein (vgl. Currie 1990, 49). Doch gelangt Currie aus ganz anderen Gründen zu diesem Ergebnis, namentlich aufgrund von Intuitionen bezüglich einer Reihe von Beispielfällen. Ich komme nun zu der gleichen Bedingung, doch folgt diese in meinem Fall unmittelbar aus meinem Vorschlag zum Verständnis der adäquaten Rezeptionshaltung bezüglich fiktionaler Texte.

### iii. Paradigmatische Fiktionen und Grenzfälle

Es ergeben sich schließlich einige Fälle, nach denen Texte bezüglich ihres Fiktionsstatus unterschieden werden können. Zunächst einmal (1) der Fall einer paradigmatischen Fiktion. Hierbei schreibt ein Autor einen Text, der die Bedingungen für Fiktionalität erfüllt. Der Autor hat also die relevante Absicht bezüglich der Rezeptionspraxis und der Text ist sowohl der Überzeugung des Autors nach als auch tatsächlich keine Darstellung wirklicher Geschehnisse. Diese Absicht wird von den Rezipienten erkannt und der Text entsprechend der oben skizzierten Praxis gelesen. Auf der anderen Seite steht (2) der paradigmatische Fall eines nichtfiktionalen Textes. Hierbei hat der Autor nicht die entsprechende Absicht, sondern möchte (in der Regel), dass der Text für wahr gehalten wird, und die Rezipienten tun dies auch. Ebenso paradigmatisch nicht fiktional sind Texte, die nach der Vorstellung ihrer Autoren mit einer anderen propositionalen Einstellung als *make-believe* rezipiert werden sollen, etwa ein sozialpolitisches Manifest, das zu Protest anregen soll und insofern neben Überzeugungen wohl auch beispielsweise Hoffnung auf Änderung bezwecken soll.

Doch außer diesen beiden paradigmatischen Fällen von fiktionalen und nichtfiktionalen Texten gibt es noch weitere, atypische Varianten, die schon quantitativ wesentlich seltener sind. (3) Eine Fiktion kann auf Seiten der Rezipienten missverstanden und mit den Dispositionen von Überzeugungen behandelt werden. Hierbei handelt es sich zwar weiterhin um eine Fiktion, da alle notwendigen und hinreichenden Bedingungen, die sich in Eigenschaften des Textes und des Autors erschöpfen, erfüllt sind. Doch täuschen sich die Rezipienten, sodass der Text nicht in die adäquate Rezeptionspraxis aufgenommen wird. Eine solche Täuschung kann nicht nur in Einzelfällen auftreten, denkbar ist auch ein die ganze Rezeptionsgemeinschaft umfassender Irrglaube, der zur Folge hätte, dass der Text durch die Bank als Fiktion kategorisiert würde und insofern unentdeckt nichtfiktional ist. Außerdem kann (4) der Fall andersherum gelagert sein, und ein Text, der tatsächlich nicht als Fiktion beabsichtigt ist, kann als solche gelesen werden. Dabei

handelt es sich dann tatsächlich weiterhin um keine Fiktion, jedoch wird der Text mit der gleichen *make-believe*-basierten Rezeptionshaltung behandelt. Sofern der Text wahr ist (ob bekannt oder nicht) bedingt dies nach obigen Ausführungen die Inadäquatheit solchen Rezeptionsverhaltens. Wenn der Text hingegen nicht wahr ist, so wäre zwar das Rezeptionsverhalten nicht inadäquat, aber der Text würde dennoch nicht zur Fiktion, weil das Verhalten der Rezipienten nicht den Fiktionsstatus bestimmt, sondern der vom Autor beabsichtigte Zweck des Textes.

Bei diesen vier Fällen handelt es sich jeweils um eindeutig fiktionale oder nichtfiktionale Werke, die in den paradigmatischen Fällen als solche erkannt werden und in den untypischen Fällen missverstanden werden. Die Annahme, dass Fiktionen Texte sind, von denen Autoren intendieren, sie mögen in Übereinstimmung mit der adäquaten Rezeptionseinstellung des *make-believe* aufgenommen werden, eröffnet jedoch auch einen Graubereich der Fiktion, in dem nicht eindeutig klassifizierbare Problem- und Grenzfälle verortet sind. Als problematisch bezüglich ihres Fiktionsstatus werden beispielsweise regelmäßig Mythen und Sagen genannt. Texte dieser Art fallen nicht zuletzt deshalb nicht unter den modernen Fiktionsbegriff, weil dieser stark autorzentriert ist, schließlich sind Autorabsichten hier wesentliches Bestimmungsmerkmal. Bei Texten, deren Autorschaft jedoch gar nicht rekonstruierbar ist und die sich vermutlich über lange Zeiträume in oraler Erzählpraxis entwickelt und verbreitet haben, lässt sich von einer solchen Autorabsicht nicht sprechen. Zwar gibt es kein grundsätzliches Problem mit kollektiver Autorschaft. Mehrere Autoren können völlig unproblematisch gemeinsam die Absicht verfolgen, einen Text zu verfassen, der entsprechend einer bestimmten Praxis rezipiert werden soll. Doch bei Sagen und Mythen ist dem offensichtlich nicht so; hier kann nicht die Rede davon sein, es sei in kollektiver Autorschaft eine gemeinsame Absicht verwirklicht worden. Doch selbst wenn eine eindeutige Autorschaft bestünde, könnte hier die relevante Absicht nicht vorliegen: Die Intention, einen Text zu verfassen, der fiktionsadäquat rezipiert wird, setzt wie betont die Existenz einer öffentlichen Rezeptionspraxis voraus. Diese Praxis ist es, die zur Entstehungszeit von Sagen und Mythen eine ganz andere Form hatte als heute und damit einen Graubereich des Fiktionalen eröffnet.

Dies ist der Ursprung eines Grenzbereichs des Fiktionalen: Die für Fiktionen notwendige Autorabsicht ist auf eine bestehende Praxis gerichtet. Dort wo diese Praxis nicht vorliegt, kann ein Text auch nicht fiktional sein. Doch über den langen Zeitraum, in dem diese Praxis im Entstehen war, noch nicht fest und eindeutig ausgebildet ist, oder eine andere Form hat als in der Gegenwart, findet der Fiktionsbegriff keine eindeutige Anwendung.

Praktiken sind ontologisch nicht binär; es wäre töricht zu behaupten, sie würden immer entweder vorliegen oder nicht. Praktiken entwickeln sich langsam und können mehr oder weniger stark etabliert sein. Je instabiler eine Praxis ist, desto schwieriger ist es jedoch, diese gezielt zu bedienen, und desto uneinheitlicher wird sie tatsächlich aktualisiert. Der Graubereich zwischen Fiktion und Nichtfiktion resultiert aus diesem Phänomen. Nur dort, wo die Verhaltensdispositionen des *make-believe* eindeutig von den Dispositionen einer Überzeugung unterschieden sind, können auch die Autorintentionen, Rezipienten mögen das eine und nicht das andere Dispositionsbündel ausbilden, eindeutig unterschieden werden. Die Uneindeutigkeit in der intendierten Praxis bedingt eine Uneindeutigkeit in der Intention und diese wiederum eine Uneindeutigkeit zwischen fiktionalen und nichtfiktionalen Texten.

In welchem Sinne kann es jedoch uneindeutig sein, ob eine Disposition *make-believe*-basiert ist, oder zu einer Überzeugung gehört? Wie oben bereits gesehen, überschneiden sich die Dispositionsmengen dieser Einstellungen ohnehin, sodass an einzelnen Verhaltensweisen häufig nicht zu sehen ist, zu welcher propositionalen Einstellung sie gehören. Je größer dieser Überschneidungsbereich jedoch wird, desto weniger eindeutig lässt sich das Rezeptionsverhalten unterscheiden. Dort wo *Make-Believe*-Verhalten als normativ regulierte soziale Praxis erst im Entstehen begriffen ist, ist der Bereich von adäquatem Verhalten, das eindeutig eine *Make-Believe*-Einstellung auszeichnet, weniger stark ausgeprägt. Beispielsweise lässt sich eine Situation vorstellen, in der emotionale Reaktionen im Rahmen des *make-believe* noch denen von Überzeugungen entsprechen, weil sich die entsprechende normative Beschränkung nicht herausgebildet hat. Hier wäre adäquates Rezeptionsverhalten zwischen fiktionalen und nichtfiktionalen Texten deutlich weniger unterschieden. Ein hypothetischer Autor in dieser Situation hat womöglich aufgrund dieser weniger stark ausgeprägten Unterschiedlichkeit keine Vorstellung von einem fiktionsadäquaten Verhalten und kann insofern auch keine Intentionen ausbilden, die auf ein solches Verhalten gerichtet sind. Dort wo die Vorstellung von fiktionsadäquatem Verhalten uneindeutig ist, kann auch die Intention dazu, wie der Text rezipiert werden soll, uneindeutig sein, und damit womöglich auch der Fiktionsstatus.

Ein Graubereich des Fiktionalen kann nicht nur daher rühren, dass die Praxis adäquater Fiktionsrezeption in Form von *make-believe* noch nicht eindeutig ausgebildet ist, sondern auch daher, dass die Adäquatheitsbedingungen für Überzeugungs-Dispositionen in einigen Fällen denen von *make-believe* ähnlicher sind, als in paradigmatischen Normalfällen: Ich habe oben angenommen, Fiktionen müssten deshalb hinreichend unwahr sein, weil andernfalls ein Überzeugungsverhalten adäquat wäre, dessen

Regelwerk das gleichzeitige An-den-Tag-Legen von *Make-Believe*-Verhalten ausschließen würde. Dies gilt jedoch entsprechend dem dispositionalen Bild von propositionalen Einstellungen nicht uneingeschränkt. Zu den unendlich komplexen Regeln von Überzeugungs-Dispositionen gehört es auch, unterschiedliches Verhalten an den Tag zu legen, je nachdem wie lang der Sachverhalt zurückliegt, auf den sich die Überzeugung bezieht. Ich habe als Beispiel für eine normative Beschränkung von Überzeugungen angeführt, dass wir keinen Unterhaltungswert aus dem Unglück anderer ziehen sollen. Dies ist (wie jede Angabe solcher Dispositionen) jedoch verkürzt. Tatsächlich gilt diese normative Beschränkung nur in Abhängigkeit davon, wie lang dieses Unglück zurückliegt. Lang vergangenes Unglück, etwa von Personen der Antike, wird regelmäßig auch zur Unterhaltung dargestellt, ohne dass dies als moralisch verwerflich erscheint. Auch gestattet scheint es bezüglich lang vergangener Ereignisse, diese mit einer narrativen Struktur darzustellen, die einen teleologischen Verlauf der Dinge nahelegt und die gleichermaßen für aktuelle Ereignisse bemängelt würde.

Diese Beobachtung kann einige weitere Graubereiche zwischen Fiktion und Nichtfiktion erklären. Die Überzeugungs-Dispositionen bezüglich älterer Sachverhalte weichen ihrem Regelwerk nach weniger von *Make-Believe*-Dispositionen ab als solche bezüglich jüngerer Sachverhalte. Dementsprechend ist der Überschneidungsbereich zwischen den Verhaltensweisen größer und eine eindeutige Bestimmung der zugrunde liegenden Einstellung schwieriger. Die Fiktionsinstitution als Praxis wird jedoch instabiler und uneinheitlicher, je stärker *make-believe* und Überzeugungen sich ihren Verhaltensdispositionen nach annähern, was sowohl bezüglich sehr alter Repräsentationen der Fall ist, als auch bezüglich Repräsentationen von sehr alten Sachverhalten. Sowohl ein antiker Text als auch ein Text über antike Sachverhalte kann sich leicht in diesem Graubereich aufhalten, etwa in Form von Mythen und Sagen oder in Form eines historischen Romans. Hier unterscheidet sich *Make-Believe*-Verhalten kaum von Überzeugungs-Verhalten, weshalb es uneindeutig sein kann, welches Verhalten als adäquat intendiert ist.

Dieses Phänomen kann nicht nur durch zeitliche Entfernung auftreten, sondern auch durch kulturelle. Man stelle sich etwa eine Gesellschaft vor, die stark an einen Gott glaubt, der aktiv die Geschicke jeder einzelnen Person leitet. In dieser Gesellschaft kann es problemlos zum normativen Dispositionsset von Überzeugungen gehören, diese narrativ und teleologisch zu strukturieren. Der Überschneidungsbereich von Überzeugungen und *make-believe* ist hier wesentlich größer und damit ist auch die von einem hypothetischen Autor fiktionaler Werke intendierte Rezeptionspraxis weniger

eindeutig von der intendierten Rezeptionspraxis eines Autors nichtfiktionaler Werke unterschieden. Die Graubereiche der Fiktion – Sagen und Mythen, religiöse Texte, Texte fremder Kulturen und Zeiten, historische Romane – erklären sich aus diesem nicht immer eindeutigen Verhältnis zwischen Überzeugungen und *make-believe* sowie der Instabilität von sozialen Praktiken.

An solchen und ähnlichen problematischen Fällen lassen sich Fiktionstheorien auf ihre Plausibilität hin überprüfen. Eine Theorie, die dort eine eindeutige Antwort auf die Frage nach der Fiktionalität liefert, wo die entsprechenden Texte nicht einheitlich als Fiktionen behandelt werden, zieht die Grenzen dieses Phänomens zu scharf. Wünschenswert ist vielmehr, dass eine Fiktionstheorie herausstellen kann, wo die Probleme der Kategorisierung liegen, die zu einer uneinheitlichen Behandlung führen. Mein obiger Vorschlag kann das leisten. Der Graubereich zwischen Fiktionen und anderen Texten ergibt sich in ganz erster Linie durch die Instabilität und Gesellschaftsabhängigkeit der Rezeptionspraxis, auf die Autoren intentional gerichtet sein müssen, um Fiktionen zu produzieren.

# 4 Sprechen über Fiktives

Das oben skizzierte Bild einer normativ regulierten, institutionalisierten Rezeptionspraxis zu Fiktionen, sowie die Annahme, Autoren würden diese Praxis als adäquate Rezeptionshaltung für ihre Texte intendieren, kann die einleitend aufgeworfenen sprachtheoretischen und ontologischen Probleme bezüglich fiktiver Entitäten klären.

## i. Werkinterne Rede

Das Fiktionskriterium, Autoren hätten die Intention, ihre Texte mögen auf eine bestimmte Weise rezipiert werden, macht den Charakter werkinterner Rede über Fiktives deutlich. Dieses aus verschiedenen zuvor besprochenen Fiktionstheorien bekannte Kriterium legt ein bestimmtes Verständnis fiktionaler Rede nahe: Es handelt sich dabei nicht um behauptende, sondern um imperative Rede. Das fiktionale Werk geht mit der Aufforderung einher, auf eine bestimmte Weise behandelt zu werden, namentlich mit einer *Make-Believe*-Einstellung rezipiert zu werden und also die entsprechenden oben skizzierten Verhaltensdispositionen auszubilden. Wenn Thomas Mann schreibt „Ein einfacher junger Mensch […] reiste nach Davos“ (Mann 1924, 11), so behauptet er nichts über eine Entität Hans Castorp, sondern gibt seinen Rezipienten die Anweisung, sich zu seiner Aussage auf eine bestimmte Weise zu verhalten.

Autoren selbst nehmen zu ihrer eigenen fiktionalen Rede normalerweise keine *Make-Believe*-Haltung ein, während sie ihren Text produzieren. Autoren schreiben ihren Text in der Regel schließlich nicht so runter, wie Leser ihn dann konsumieren. Es ist ein technischer Prozess mit zahlreichen Überarbeitungen und Umstellungen. Man stelle sich beispielsweise vor, eine Autorin überlegt sich zunächst bestimmte Funktionen, die Figuren in der Geschichte haben sollen, bevor sie die Figuren selbst ausgestaltet. Beispielsweise könnte sie einen Antagonisten, einen Warner, einen Helfer und einen Protagonisten haben wollen. Dann beginnt sie, die Figuren auszugestalten und ihre Geschichte um die Figuren herum zu stricken und entscheidet sich dann erst im viel späteren Verlauf, dass der Warner und der Helfer besser doch die gleiche Figur sein sollen. Während dieses Prozesses weist sie kaum die Verhaltensdispositionen des *make-believe* auf. Zwar können Autoren auch eine Rezeptionshaltung zu ihrem eigenen Text einnehmen. Aber bei der Flip-Chart-Konstruktion von Charakteren scheint dies nicht der Fall zu sein. Das Endprodukt dieser Arbeit nimmt dann jedoch aus Sicht der Autorin einen Doppelcharakter ein. Sie selbst kann diesen Text nun mit der für Fiktionen adäquaten Haltung rezipieren und zugleich ist er ihre Rezeptionsanweisung an sämtliche Leser.

Als eine solche Anweisung ist er frei von Referenzen oder ontologischen Festlegungen. Schreibt Mann „Ein einfacher junger Mensch […] reiste“, so werde ich als Leser angehalten, auf eine bestimmte Weise zu antworten, wenn ich gefragt werde, mir bestimmte quasi-sensorische Vorstellungen zu machen, bestimmte Schlussregeln anzuwenden und emotionale Reaktionen an den Tag zu legen etc. Keine dieser Aufforderungen gibt jedoch sprachphilosophische oder ontologische Rätsel auf. Anhand dieses Verständnisses von fiktionaler Rede als nichtbehauptender Imperativ lässt sich nun auch die Praxis der inhaltsangebenden Rede erläutern.

### ii. Inhaltsangebende Rede

Arthur Conan Doyles Holmes-Geschichten haben es unter anderem zum Inhalt, dass es eine Person Holmes gibt, die ein Detektiv ist. Zu diesem Inhalt soll ich die Einstellung des *make-believe* einnehmen. Dabei kann ich normativ beschränkt einen Teil aber nicht alle der Verhaltensweisen an den Tag legen, die ich auch bei einer Überzeugung zeigen würde. Hierunter ganz wesentlich ist die Möglichkeit, Sätze zu formulieren, die den Inhalt meiner *Make-Believe*-Einstellung wiedergeben und dabei in dem relevanten normativ beschränkten Kontext genauso aussehen wie Behauptungen. Insofern ähneln inhaltsangebende Aussagen der juristischen Fiktion, bei der innerhalb des relevanten Kontextes so gesprochen werden kann, als sei eine Bedingung erfüllt, die tatsächlich nicht erfüllt ist. Dabei handelt es sich aber nicht um tatsächliche Behauptungen, weil ich den Inhalt nicht glaube (wie außerhalb des relevanten Kontextes ersichtlich wird), sondern um *make-believe*-basierte Äußerungen: Mit Blick auf die Gesamtheit meiner relevanten Dispositionen nimmt die Aussage eine andere Rolle ein, als es bei einer Behauptung der Fall wäre. Wenn ich also sage, Sherlock Holmes sei ein Detektiv, so handelt es sich dabei um ein Verhalten, das ich aufgrund meiner *Make-Believe*-Einstellung zu dem relevanten fiktionalen Werk an den Tag lege. Insofern ist inhaltsangebende *Rede* nur ein Unterfall von dem größeren Bündel an adäquatem inhaltsbezogenem *Verhalten*.

Werden inhaltsangebende Aussagen auf diese Weise als Ausdruck einer *Make-Believe*-Einstellung verstanden und nicht als Ausdruck einer Überzeugung, ist auch offenbar, dass es sich dabei um keine Behauptungen handelt. So wird deutlich, was tatsächlich der Wahrheitswert der Aussage, Sherlock sei ein Detektiv, ist. Die Aussage ist weder wahr noch wahrheitswertfähig. Sie kann mit den Anweisungen des relevanten Werkes übereinstimmen oder nicht. Aber die Kontexte, in denen eine solche Aussage regelmäßig getätigt wird, fordern von den Sprechern ihrem Regelwerk nach, dass sie als wahr

behandelt wird. Sagt also jemand in einem gewöhnlichen Gespräch über Holmes, er sei ein Detektiv, so sind alle Gesprächsteilnehmer dem Regelwerk des *make-believe* nach dazu aufgefordert, sich im relevanten Kontext zu verhalten, als sei diese Aussage wahr. Dementsprechend ist auch die adäquate Antwort auf die Frage, ob er ein Detektiv sei, *Ja*. Jedoch bedeutet das weder, dass die Aussage tatsächlich wahr im korrespondenztheoretischen Sinne ist, noch dass die Sprecher in diesem Sinne von der Wahrheit überzeugt sind. Es ist nur in einem normalen Gesprächskontext normativ inadäquat, auf die Fiktionalität der Aussage hinzuweisen und sie insofern als nicht wahr einzustufen. Der tatsächliche Wahrheitswert wird nur dort relevant, wo der Kontext des *make-believe* verlassen wird, beispielsweise wenn die Fiktionalität der Geschichte zum Gesprächsthema gemacht wird. So sind auch die eingangs aufgeworfenen konfligierenden Intuitionen zu erklären.

Sich zu verhalten, als ob die Aussage wahr ist, ist Teil des adäquaten Verhaltens in dem normativ relevanten Kontext der Fiktionsrezeption. Deshalb entstehen die scheinbar konfligierenden Intuitionen zum Wahrheitswert der Aussage, Sherlock sei ein Detektiv, die sich durch suggestives Fragen provozieren lassen. Die Inhaltsangabe, Sherlock sei ein Detektiv, möchten wir als wahr einstufen, weil wir den Regeln des *make-believe* nach dazu verpflichtet sind, sie in den Kontexten, wo sie natürlicherweise geäußert würde, als wahr zu behandeln. Eine gegenteilige Intuition lässt sich deshalb jedoch leicht provozieren, weil der Satz auch in einen externen Kontext gestellt werden kann, der außerhalb des adäquaten *Make-Believe*-Bereiches steht. Hier unterfällt er dann den Dispositionen einer Überzeugung und muss dementsprechend als falsch bezeichnet werden. Wenn ich also sage, Sherlock würde in der Baker Street leben, so habe ich die Intuition etwas Wahres gesagt zu haben und würde die Wahrheit der Aussage auch in der Regel versichern, weil gewöhnliche Kontexte, in denen diese Aussage getätigt wird, Teil eines *Make-Believe*-Verhaltens sind und hier kontextintern die Regel gilt, dass die Inhalte des *make-believe* als wahr gelten sollen. Wenn dann jedoch suggestiv gefragt würde, ob ich Sherlock in der Baker Street treffen kann, wenn ich doch behaupte, er würde dort wohnen, so möchte ich das sogleich abstreiten und zweifle dann auch an meiner vorherigen Intuition, dass es wahr sei, dass Sherlock in dieser Straße wohnt. Diese konfligierende Intuition wurde dadurch provoziert, dass die Nachfrage den Bereich des *make-believe* verlassen hat. Die normativen Verhaltensdispositionen dieser Einstellung erlauben es nicht, mich so zu verhalten, als könnte ich direkte physische Beziehungen zu den Figuren einer Fiktion aufnehmen. Diese Regel ist schon aus dem verwandten Fall der juristischen Fiktion bekannt, wo ich mich zwar so verhalten konnte, als sei meine E-Mail

zugegangen, aber mich nicht so verhalten durfte, als könnte man diese E-Mail ausdrucken. Wenn diese Regel also durch die Nachfrage verletzt wird, so wird der interne *Make-Believe*-Bereich verlassen und eine externe Position eingenommen, die nicht mehr Teil des *make-believe* ist. Wird dann abermals nachgefragt, ob Sherlock in der Baker Street wohnt, so wird provoziert, dass ich nun auch auf diese Frage die externe Position einnehme. Wenn ich zu dieser Frage jedoch nicht die Einstellung des *make-believe* einnehme, sondern die externe Einstellung der Überzeugung, so bin ich angehalten zu sagen, Sherlock wohne *nicht* dort.

Verfehlt erscheint hingegen die Annahme, bei inhaltsangebenden Aussagen würde ich mit einem elliptischen Operator sprechen, der vor der Aussage steht, sodass ich beispielsweise eigentlich sagen würde *Laut der relevanten Geschichte ist Holmes ein Detektiv*. Das ist eine Behauptung, die ich zwar sicherlich glaube, aber die mit Blick auf die Gesamtheit meiner Dispositionen nicht die adäquate Rolle spielt, um mein Verhalten zu erklären. Das lässt sich unschwer mit einem Beispiel zeigen: Wenn ich die Überzeugung habe, Detektive seien dick, und die Überzeugung habe, laut der Geschichte sei Holmes ein Detektiv, so folgt aus der Kombination dieser Prämissen weder, dass Sherlock dick ist, noch dass Sherlock laut der Geschichte dick ist. Ich würde aber dennoch beim Lesen die Vorstellung von Holmes als dick entwickeln, solange die Geschichte dem nicht widerspricht. Wenn ich davon ausgehe, ich hätte die beiden oben genannten Überzeugungen, so müsste mein Verhalten hier als inadäquat eingestuft werden. Wird stattdessen davon ausgegangen, ich hätte eine *Make-Believe*-Einstellung bezüglich Holmes Beruf, so kann mein Schluss auf seinen Körperumfang problemlos als adäquat erklärt werden, da es in Übereinstimmung mit den Regeln des *make-believe* ist, sie mit Überzeugungen zu kombinieren, wobei die Schlüsse dann ebenfalls den Verhaltensdispositionen des *make-believe* unterliegen.

Ich mag zwar tatsächlich die Überzeugung haben, dass *laut der Geschichte* Holmes ein Detektiv ist. Doch gerade wegen dieser Überzeugung nehme ich dann die *Make-Believe*-Einstellung bezüglich der Annahme ein, dass Holmes ein Detektiv sei (also ohne den Operator). Aus der *According-to*-Überzeugung allein resultieren schlicht die relevanten Verhaltensweisen nicht, sodass hiermit das Phänomen nicht adäquat beschrieben werden kann. Eine Analyse mit Fiktionsoperator kann bestenfalls sprachliches Verhalten erklären, aber sie scheitert an einer umfassenden Erklärung für sprachliches wie nichtsprachliches Verhalten in Bezug auf Fiktionen und fiktive Entitäten. Dass insbesondere die *According-to*-Paraphrase dennoch einen großen intuitiven Reiz hat, mag daran liegen, dass sie ein dem inhaltsangebenden Sprechen nahe verwandtes Phänomen

akkurat beschreibt: Oben habe ich mehrfach betont, dass sich *Make-Believe*-Einstellungen als überzeugungswidrig metarepräsentieren lassen. Diese Metarepräsentationen können in der Form der Überzeugung auftreten, dass inhaltsangebende Aussagen nicht unmittelbar wahr sind, sondern in Übereinstimmung mit dem Inhalt eines fiktionalen Werkes getroffen werden. Wenn ich aufgrund eines fiktionalen Werkes eine *Make-Believe*-Einstellung zu der Proposition einnehme, dass Holmes ein Detektiv ist, dann habe ich zugleich regelmäßig auch die Überzeugung, dass laut dem relevanten Werk Holmes ein Detektiv ist. Diese beiden Phänomene sind jedoch völlig distinkt voneinander und keineswegs bedeuten die entsprechenden Aussagen das gleiche, noch sind sie wahrheitswertidentisch, wie sich an ihren völlig unterschiedlichen Rollen im Verhalten von Personen zeigt: Sie regen zu unterschiedlichen weiteren Aussagen an, folgen unterschiedlichen Schlussregeln, sind von unterschiedlichen emotionalen Reaktionen begleitet usw.

Vor dem Hintergrund des hier vorgeschlagenen Bildes von *make-believe* als Bündel von normativ regulierten Verhaltensdispositionen lässt sich insofern eine neue Charakterisierung der drei von mir unterschiedenen Satzarten der werkinternen, werkexternen und inhaltsangebenden Rede vornehmen. Werkinterne Rede ist die von Autoren geäußerte Rede, von der sie intendieren, sie möge fiktionsadäquat rezipiert werden, d.i. fiktionale Rede. Inhaltsangebende Rede ist Rede, die in Übereinstimmung mit dieser Intention Teil von *Make-Believe*-Verhalten ist. Und werkexterne Rede ist Rede die nicht Teil des *make-believe* ist, sondern die werkinterne oder inhaltsangebende Rede aus externer Sicht zum Gegenstand hat. Insofern ist die *According-to*-Paraphrase also keinesfalls eine Erklärung inhaltsangebender Rede, sondern vielmehr Teil werkexterner Rede. Wie ist werkexterne Rede aber zu verstehen?

### iii. Werkexterne Rede

Werkexterne Aussagen scheinen nicht wie inhaltsangebende Aussagen Teil von *Make-Believe*-Verhaltensdispositionen zu sein. Fragt man mich analog zu der *Make-Believe*-Aussage *Sherlock ist ein Detektiv*, ob meine Aussage *Sherlock ist eine fiktive Entität* wirklich wahr sei, so gerate ich ins Zögern. Sherlock ist nicht wirklich ein Detektiv, aber ist er wirklich eine fiktive Entität? Die Frage grenzt an das Unverständliche; die Antwort *Ja* ist hier genauso wenig naheliegend wie die Antwort *Nein*. Der Test, mit dem für inhaltsangebende Aussagen die Zugehörigkeit zu den Verhaltensdispositionen des *make-believe* ausgezeichnet werden kann, scheint bei werkexternen Aussagen nicht zu funktionieren; sie gehören nicht zum *make-believe*. Doch wie sind sie dann zu erklären?

Die Antwort offenbart sich, wenn zunächst beantwortet wird, in welchen Kontexten eine solche Aussage überhaupt adäquat sein könnte.

Es handelt sich zumindest *prima facie* um eine ontologische Aussage. Sherlock Holmes wird hier als Entität einer besonderen Art ausgezeichnet. Diese Aussage kann dementsprechend in erster Linie in Kontexten stehen, in denen die Ontologie des Fiktiven thematisiert wird, also etwa in philosophischen und literaturwissenschaftlichen Ausführungen wie dieser. Eine Person mag beispielsweise eine literaturwissenschaftliche Ausführung damit beginnen zu sagen: *Sherlock Holmes ist eine fiktive Entität, deshalb müssen widersprüchliche Beischreibungen seiner Person in verschiedenen Büchern und Filmen nicht bedeuten, dass einige Beschreibungen falsch sind oder die Texte unzuverlässig sind*. Hierbei handelt es sich um eine vorangestellte Betonung der Fiktivität der Figur, mit der Funktion, zu erläutern, warum Sherlock Holmes eine Eigenschaftenmenge haben kann, die eine echte Person niemals tragen könnte. Ein weiterer naheliegender Kontext für eine solche Aussage sind Situationen, in denen eine Person sich über Sherlocks Wesen irrt. Hält jemand ihn fälschlich für einen normalen Detektiv, so kann ich sagen *Sherlock ist fiktiv*, um das Missverständnis aufzuklären.

Sowohl in dem ersten Kontext, wo die Ontologie des Fiktiven Thema ist, als auch im zweiten Kontext, wo ein Missverständnis über das Wesen Sherlocks Anlass der Aussage ist, dient die Aussage *Sherlock ist fiktiv* dazu, adäquates Verhalten zu thematisieren. Im obigen Beispiel wird die Fiktivität Sherlocks betont, um zu verdeutlichen, welches Verhalten angebracht ist, namentlich nicht die Schlussregeln von Überzeugungen anzuwenden, um Beschreibungen Sherlocks als unmöglich zu bewerten. In philosophischen Kontexten ist die Ontologie des Fiktiven häufig Thema, um festzustellen, wie Sätze über Fiktives adäquat zu verstehen sind. Und in dem Beispiel, in dem jemand sich über die Fiktivität Sherlocks im Unklaren ist, dient die Betonung seiner Fiktivität dazu, ihn vor Fehlschlüssen und anderem inadäquaten Verhalten zu bewahren. Die werkexterne Aussage *X ist fiktiv* thematisiert insofern in allen Beispielen, welches Verhalten adäquat und welches inadäquat ist.

Solche Aussagen, die alltagssprachlich sehr selten auftreten, machen das adäquate Verhalten gegenüber einzelnen fiktiven Entitäten oder dem Fiktiven im Allgemeinen zum Thema der Aussage. Sie sind Reflexionen der Verhaltensdispositionen des *make-believe*. Die Aussagen *Sherlock ist ein Detektiv* und *Sherlock ist ein fiktiver Detektiv* unterscheiden sich insofern fundamental. Die erste Aussage ist Teil eines vom relevanten Werk geforderten *Make-Believe*-Verhaltens; die zweite Aussage gibt mit der Betonung

der Fiktivität an, dass es ein entsprechendes *Make-Believe*-Verhalten gibt. Der Satz *Sherlock ist eine fiktive Entität* ist insofern eine Radikalisierung der Aussage *Sherlock ist ein fiktiver Detektiv*. Hiermit wird darauf hingewiesen, dass *sämtliche* inhaltsangebende Sprech- und Verhaltensweisen bezüglich Holmes grundsätzlich Reaktionen auf einen fiktionalen Text sind und im Licht der entsprechenden normativen Verhaltenspraxis verstanden werden müssen.

Dies wird abermals deutlich, wenn man sich die oben angegebenen gebräuchlichen Verwendungsweisen anguckt, die eine solche Aussage haben kann. Sie wäre die natürliche Reaktion darauf, dass jemand nicht verstanden hat, dass Sherlock fiktiv ist, und sich deshalb *inadäquat verhalten hat*. Dementsprechend dient diese Aussage als Hinweis darauf, was ein angebrachtes Verhalten wäre. Insofern ist die Aussage auch überhaupt nur dann sinnvoll, wenn die angesprochene Person grundsätzlich mit der Institution Fiktion vertraut ist. Man vergleiche die Situation mit einem Schachspieler, der einen Turm nimmt und ihn geistesabwesend diagonal zieht. Der Gegner könnte ihn mit den Worten *Das ist ein Turm* darauf hinweisen, dass sein Verhalten inadäquat war. Das funktioniert aber nur, weil der andere Spieler grundsätzlich mit den Regeln des Schachspiels vertraut ist. Zu sagen *Sherlock ist fiktiv*, weist jemanden darauf hin, dass er sich normativ falsch verhält, wenn er ein Verhalten an den Tag legt, das anzeigt, dass er von der Existenz Sherlocks überzeugt ist. Es sagt ihm: Du musst dich hier fiktionsadäquat verhalten und nicht überzeugungsadäquat.

Wenn ich sage, mit der werkexternen Aussage *Sherlock ist fiktiv* lässt sich darauf hinweisen, dass Verhaltensweisen bezüglich Sherlock fiktionsadäquat zu sein haben und also einem *make-believe* entsprechen müssen, dann stellt sich die Frage, in welchem Verhältnis die Aussage zu ihrer so skizzierten Rolle steht. Es handelt sich um eine Beschreibung des Gebrauchs dieser Aussage. Insofern möchte ich nicht behaupten, mit der Aussage sei eigentlich etwas anderes gemeint, sondern ich möchte behaupten, dass die Aussage auf diese Weise verwendet wird. Es ist deshalb nicht viel Gewicht auf die syntaktische Struktur dieser Aussage zu legen: Ihrer Oberfläche nach handelt es sich, wie schon so oft in Zusammenhang mit realistischen Theorien herausgestellt, um eine Existenzquantifikation mit Prädikation. Ihrer pragmatischen Rolle nach jedoch nicht; vielmehr dient diese Aussage gerade dazu, jemanden davor zu warnen, sich fälschlich auf die Existenz einer Entität Sherlock Holmes festzulegen. Das intendierte Referenzobjekt einer solchen Aussage ist damit die adäquate *Make-Believe*-Verhaltenspraxis und nicht eine fiktive Entität. Für eine logische Analyse lässt sich dies vermutlich am besten mit einer Paraphrasenstrategie abbilden. Wichtig für meine Zwecke ist hier, die Funktion

einer solchen Aussage zu beschreiben und ihre Genese zu verdeutlichen. Warum eine solche Formulierung zustande kommt, die scheinbar selbst wieder eine Quantifikation macht, ist nachvollziehbar: Die in inhaltsangebenden Sprechweisen normativ geforderten Formulierungen, die Ähnlichkeit mit Behauptungen haben, sind als Teil der Institution Fiktion primär zu werkexternen Sprechweisen. Im Zentrum aller Sprechweisen über Fiktives steht die normativ strukturierte Praxis, wie man sich zu fiktionalen Texten verhält. Diese primäre Praxis wird in werkexternen Aussagen beschrieben und als adäquate Verhaltensweise ausgezeichnet. Insofern ist werkexterne Rede sekundär zu dieser Institution. Dass diese einige syntaktische Eigenschaften dieses primären Diskursbereiches übernimmt, kann daher kaum überraschen. Ähnliches gilt auch für werkinterne Rede. Auch diese ist sekundär zur Institution Fiktion (die oben als die Bedingung der Möglichkeit zu fiktionalem Sprechen ausgezeichnet wurde). Fiktionale werkinterne Rede fordert als Teil der fiktionsadäquaten Rezeptionspraxis zu inhaltsangebendem Sprechen auf und stellt die notwendigen Gehalte zur Verfügung, und ist insofern auf inhaltsangebende Rede (als Teil dieser Rezeptionspraxis) bezogen. Ebenso ist werkexterne Rede auf inhaltsangebende Rede bezogen, indem sie diese beschreibt und versucht ihre Funktionsweisen und Regeln anzugeben. In beiden Fällen steht im Zentrum also die normativ strukturierte Praxis, sich zu fiktionalen Texten zu verhalten.

Mit Blick auf einige weitere werkexterne Beschreibungen des Fiktiven lässt sich dieses Verhältnis weiter verdeutlichen. Man blicke etwa abermals auf das Konzept der Metalepse. Wird ein fiktionaler Inhalt mit diesem Begriff beschrieben, so wird dabei thematisiert, was ein adäquates Verhalten zu dem Text wäre: Es ist in den relevanten Kontexten so zu sprechen (etc.) als sei eine eigentlich ontologisch ausgeschlossene Ebenenüberschreitung geschehen. Wird gesagt, der Text habe einen fiktiven Erzähler, so weist diese Aussage ebenso darauf hin, dass ein bestimmtes Verhalten angezeigt ist, beispielsweise die vermeintlichen Behauptungen des Textes als subjektiv einzustufen und insofern infrage zu stellen, ob sie zuverlässig sind. Diese werkexternen Aussagen geben beide sowohl den Aufbau eines bestimmten fiktionalen Werkes an und explizieren zugleich Regeln des adäquaten Rezeptionsverhaltens.

Die institutionalisierte Praxis des adäquaten Verhaltens gegenüber Fiktionen ist wie herausgestellt nicht nur für einzelne Fiktionen primär, denen es als Bedingung der Möglichkeit vorausgeht. Es ist auch insofern für werkexterne Aussagen primär, als dass diese es beschreiben, reflektieren und als adäquat auszeichnen. Dementsprechend naheliegend ist es auch, dass es sich bei werkexterner Rede um die Wissenschaftssprache

der Literaturwissenschaft handelt. Diese beschäftigt sich schließlich unter anderem auch mit den Praktiken der fremden und eigenen Literaturrezeption. Die Literaturwissenschaft als paradigmatische Domäne werkexterner Aussagen und interpretativer inhaltsangebender Aussagen nimmt im hier vorgeschlagenen Bild von *make-believe* als Rezeptionspraxis eine herausgehobene Stellung ein. Sie ist in inhaltsangebenden Aussagen eine Instanziierung dieser fiktionsadäquaten Rezeptionspraxis und beschreibt diese Praxis zugleich in werkexternen Aussagen.

Zugleich arbeiten werkexterne Beschreibungen auch an der Ausbildung, Änderung und Festigung des normativen Rahmens adäquaten Fiktionsrezeptionsverhaltens mit. Wenn die Literaturwissenschaft Aussagen trifft wie: *Verschiedene fiktionale Texte können das gleiche fiktive Personal teilen*, so kann dies auf zweierlei Weisen verstanden werden: Einerseits ist damit ausgesagt, dass es dem gebräuchlichen Verhalten gegenüber Fiktionen entspricht, diese in bestimmten Fällen so zu behandeln, als würden verschiedene Texte von den gleichen Figuren berichten. Dabei handelt es sich also um eine Beschreibung der tatsächlichen Praxis. Leser von *Harry Potter and the Philosopher's Stone* verhalten sich normativ beschränkt auf Grundlage dieses Textes so, als gäbe es eine Person Harry Potter. Und sie verhalten sich gegenüber den Fortsetzungen so, als handelten diese von der gleichen Person. Aber diese werkexterne Aussage kann nicht nur als Beschreibung von Rezeptionsverhalten verstanden werden. Sie gibt auch eine Verhaltensregel an und entfaltet insofern selbst normative Kraft. Sie weist nicht nur deskriptiv ein Verhalten als adäquat aus, sondern trägt selbst dazu bei, dass es adäquat ist.

Dies gilt insbesondere mit Blick auf Interpretationen von Texten. Regeln und Verfahren der Interpretation und Textbeschreibung geben adäquates Verhalten gegenüber fiktionalen Texten an. Die Literaturwissenschaft beschreibt jedoch nicht nur, welche Strategien hierbei gebräuchlich sind, vielmehr stellt sie auch selbst entsprechende Regeln auf und bildet ihren Nachwuchs mit einem Instrumentarium an Begriffen und Unterscheidungen hierfür aus. Werkexterne Beschreibungen können insofern selbst einen normativen Charakter haben, indem sie daran mitwirken, das adäquate Rezeptionsverhalten gegenüber Fiktionen festzulegen. Die Literaturwissenschaft ist nach dieser Beschreibung keine bloß deskriptive Wissenschaft, sondern auch eine normative. In ihrer hermeneutischen Praxis und ihren in werkexternen Aussagen ausgedrückten Reflexionen adäquaten Rezeptionsverhaltens *gestaltet* sie die Regeln der adäquaten Fiktionsrezeption und bringt diese exemplarisch zur Anwendung.

In diesem Lichte kann beispielsweise auch die *pan-narrator* Theorie gesehen werden. Die Annahme, jeder fiktionale Text habe einen fiktiven Erzähler, ist eine werkexterne Aussage über sämtliche Fiktionen. Diese Aussage und ihre Begründungen zeichnen deutlich den Doppelcharakter vieler werkexterner Sprechweisen zwischen deskriptiv und normativ aus. *Prima facie* gibt diese Aussage eine Eigenschaft an, die alle fiktionalen Werke teilen, und ist insofern deskriptiv. Die Begründungen, die für diese Annahme angeführt werden, setzen teilweise diesen deskriptiven Charakter fort, beispielsweise wenn dafür argumentiert wird, dass die *pan-narrator* Theorie notwendig aus einem bestimmten Verständnis fiktionaler Rede folgt. Doch daneben stehen auch Begründungen, die die *pan-narrator* Theorie als normativ auszeichnen. Man blicke etwa auf die von Köppe und Stühring unter dem Namen *Blocked Inference Argument* diskutierte (und abgelehnte) Annahme, dass „the illocutions (assertions, condemnations, etc.) of a fictional narrative have to be attributed to a fictional narrator simply because it would be false or absurd to attribute them to the author" (Köppe/Stühring 2011, 65). Diese Annahme drückt sich häufig in der Warnung davor aus, Rückschlüsse vom Inhalt fiktionaler Werke auf tatsächliche Einstellungen von Autoren zu ziehen. Dies kann sinnvoll nur als normative Regel verstanden werden: Sicherlich ist es das Ziel vieler Autoren, ihre Überzeugungen in fiktionalen Werken zu vermitteln. Dass keine Schlüsse vom Werk auf Meinungen von Autoren gezogen werden sollen, gilt deshalb, weil nicht immer ersichtlich ist, wann diese Schlüsse gerechtfertigt sind und wann nicht. Als Gebot der Vorsicht werden sie deshalb generalisiert untersagt. Die Stipulation eines alternativen Sprechers in Form einer fiktiven Entität reagiert auf diese normativ motivierte Regel. Es ist demnach immer ein fiktiver Sprecher anzunehmen, weil die Inhalte einer Fiktion nicht dem Autor zugesprochen werden *sollen*.

Völlig unabhängig davon, ob diese normative Erwägung sinnvoll ist oder nicht, zeigt sie den normativen Charakter werkexterner Aussagen an. Die *pan-narrator* Theorie beschreibt nicht bloß Eigenschaften von fiktionalen Texten, sie hat auch die Funktion, Rezeptionsverhalten normativ zu regulieren. Die Aussage, jeder fiktionale Text habe einen fiktiven Erzähler, bedeutet insofern: Teil der fiktionsadäquaten *Make-Believe*-Verhaltensdispositionen ist es, sich so zu verhalten, als sei jeder fiktionale Text nicht (nur) von seinem Autor geäußert, sondern durch eine fiktive Figur transportiert. Hiermit wird eine Regel angegeben und zugleich dazu aufgefordert, ihr auch zu folgen. Diese Regel kann man für gut oder schlecht befinden und man kann sich an sie halten oder sie missachten. Ob sie Teil der adäquaten Fiktionsrezeption ist, hängt jedoch letztlich davon ab, ob die Regel hinreichend etabliert ist, um so weitgehende normative Kraft zu

entfalten, dass ihre Missachtung als inadäquates Verhalten auffallen würde. der deskriptive Charakter dieser Annahme ist insofern sekundär zu ihrem normativen Charakter: Wenn die Regel etabliert genug ist, um stets zur Anwendung zu kommen, so dient sie auch als akkurate Beschreibung der adäquaten Verhaltenspraxis. Wenn sie sich jedoch nicht als Regel durchgesetzt hat, so beschreibt sie auch die Praxis nicht adäquat.

Viele werkexterne Aussagen funktionieren ebenso wie die *pan-narrator* Theorie: Es sind Beschreibungen adäquaten *Make-Believe*-Verhaltens, die dabei zugleich die Normen dieses adäquaten Verhaltens mitgestalten. Doch das gilt nicht für alle werkexternen Aussagen. Eine Aussage wie *Alle fiktionalen Werke haben einen fiktiven Erzähler* lässt sich deshalb als Reflexion der Normen des *make-believe* verstehen, weil sie eine verallgemeinerte Aussage über alle fiktionalen Texte macht und dabei angibt, wie diese zu rezipieren sind. Aber eine Aussage wie *Einige Figuren sind runder als andere* impliziert keine solche Regel adäquater Fiktionsrezeption. Eine Figur als rund oder flach einzustufen, ist kein Verhalten, zu dem ich durch fiktionale Texte aufgerufen bin. Vielmehr wird mit dieser Aussage eine Eigenschaft des Aufbaus fiktionaler Texte angegeben. Dies, so möchte ich annehmen, ist ein zweiter distinkter Fall von werkexternen Aussagen; Aussagen, die nicht auf die Regeln der Fiktionsrezeption bezogen sind, sondern auf die Beschaffenheit werkinterner Rede. Hierzu gehören auch alle *According-to*-Aussagen. Sage ich *Laut der Geschichte so und so*, gebe ich eine Eigenschaft des fiktionalen Textes an. Diese werkexterne Aussage ist darauf gerichtet, anzugeben, welche Inhalte Gegenstand einer adäquaten *Make-Believe*-Praxis sind und warum, während werkexterne Aussagen der ersten Art angeben, welchen Regeln diese Praxis zu folgen hat. Beide Arten lassen sich kombinieren: *Sherlock ist fiktiv und laut der Geschichte ein Detektiv* gibt zunächst an, nach welchen Regeln Sherlock behandelt werden soll, namentlich *Make-Believe*-Verhalten, und welchen Inhalt diese Praxis aufgrund welcher Werkeigenschaft zu haben hat.

Die Institution Fiktion gibt die allgemeinen Regeln vor, nach denen fiktionale Texte behandelt werden sollen. Der Inhalt einzelner Fiktionen ist der Gegenstand, auf den diese Verhaltensregeln angewendet werden. Die Literaturwissenschaft, wenn sie hermeneutisch arbeitet, legt einerseits selbst solches *Make-Believe*-Verhalten an den Tag, beispielsweise wenn es die für Interpretationen exklusiven Schlussmöglichkeiten anwendet, und reflektiert andererseits in werkexternen Aussagen die Regeln adäquater Fiktionsrezeption sowie die Eigenschaften fiktionaler Texte, die dieses Verhalten beeinflussen. Dabei gestaltet sie zugleich auch das Regelwerk der adäquaten Fiktionsrezeption mit. Werkexterne Sprechweisen können insofern auf beides bezogen sein: den inhaltlichen

Aufbau von Fiktionen und die Regeln fiktionsadäquaten Verhaltens. Sie thematisieren zum einen Beschaffenheit und Aufbau einzelner Fiktionen und auf welche Weise diese fiktionale Gehalte darstellen, und zum anderen die Beschaffenheit der Fiktionsinstitution und welche Regeln diese für die Textrezeption und -produktion voraussetzt. Mit diesem Bild vor Augen möchte ich im letzten Abschnitt noch einmal die Ontologie des Fiktiven und die Rolle des Prinzips der ontologischen Festlegung in Beschreibungen des Fiktiven thematisieren.

# 5 Konklusion

In der Einleitung dieser Arbeit wurde das Problem aufgeworfen, dass wir fiktive Entitäten in verschiedenen Kontexten *prima facie* wahrheitsgemäß so beschreiben, als würden sie existieren und hätten ganz bestimmte Eigenschaften, obwohl zugleich die Vorstellung verbreitet ist, dass das Fiktive nicht tatsächlich existiert. Mein Vorschlag, die Rede von fiktiven Entitäten als Teil einer komplexen normativen Verhaltenspraxis zu verstehen, die sich wesentlich dadurch auszeichnet, sich in beschränkten Kontexten kontrafaktisch so zu verhalten, als existierten die fraglichen Entitäten, soll das in der Einleitung aufgeworfene Problem durch eine Rekontextualisierung des Phänomens als Fehlbeschreibung entlarven. Die problematischen ontologischen und sprachtheoretischen Implikationen sind davon abhängig, dass Sprechweisen über das Fiktive als Behauptungen charakterisiert werden. Werden sie als Teil der von mir skizzierten Praxis verstanden, so erscheinen die vermeintlich konfligierenden Intuitionen der Einleitung nicht mehr als Problem, sondern als Ausdruck des wesentlichen Merkmals dieser Praxis.

Fiktive Entitäten existieren nicht. Fiktionen fordern uns dazu auf, uns in bestimmten Kontexten so zu verhalten, als würden sie existieren. Damit ist ihre Ontologie abschließend beschrieben. Sherlock Holmes gibt es nicht und er ist kein Detektiv. Der Begriff *fiktiv* bezeichnet insofern auch keinen besonderen ontologischen Status. Seine Verwendung zeigt an, dass von einer Entität auf Grundlage eines fiktionalen Werkes im Rahmen der Einstellung *make-believe* so gesprochen (etc.) wird, als existiere sie. Insofern ist dieser Begriff in werkexternen Beschreibungen zu verorten, in denen ausgedrückt wird, wie man sich gegenüber Fiktionen adäquat zu verhalten hat.

Beschreibungen des Fiktiven im Rahmen der drei unterschiedenen Diskursbereiche lassen sich so ohne irgendwelche relevanten ontologischen Festlegungen charakterisieren: Werkinterne Rede fordert uns dazu auf, uns im Rahmen des *make-believe* normativ beschränkt so zu verhalten, als sei ihr Inhalt der Fall; inhaltsangebende Rede ist Teil dieses adäquaten *Make-Believe*-Verhaltens; und werkexterne Rede ist die Beschreibung dieser anderen beiden Diskursbereiche. Insofern ist das Prinzip der ontologischen Festlegung mindestens für werkinterne und inhaltsangebende Rede nicht einschlägig. Es betrifft wahre Behauptungen. Behauptungen sind Äußerungen die zu den Verhaltensdispositionen von Überzeugungen gehören. Werkinterne Aussagen sind keine Behauptungen, sondern Aufforderungen zu einem *Make-Believe*-Verhalten. Inhaltsangebende Aussagen über fiktive Entitäten sind Teil dieses geforderten Verhaltens. Eine Aussage wie *Sherlock ist ein Detektiv* ist dementsprechend ebenfalls keine

Behauptung. Sie ist Ausdruck der Verhaltensdispositionen des *make-believe* und zeigt keine Überzeugung an. Zwar verhält man sich mit der Aussage normativ beschränkt genauso, als ob hier eine *Belief*-Einstellung ausgedrückt würde, doch wie oben gezeigt kann dieses Verhalten stets als *make-believe*-basiert „enttarnt“ werden, indem der Überschneidungsbereich der beiden Einstellungen verlassen wird.

Im *make-believe* wird, ähnlich als hätte man eine Überzeugung, so gesprochen, als sei Sherlock ein Detektiv. Diese Ähnlichkeitsbeziehung ist normativ vorgegeben, so wie bei der juristischen Fiktion kontrafaktisch angenommen werden soll, es sei eine Bedingung eingetreten. Deshalb erscheint es in vielen Kontexten inadäquat zu verneinen, dass Sherlock ein Detektiv ist. Diese Aussage kann nur dann verneint werden, wenn der Bereich des normativ adäquaten *Make-Believe*-Verhaltens verlassen wird. Wenn man auf die Falschheit der Aussage hinweist, verhält man sich nicht mehr *make-believe*-basiert und insofern also nicht mehr fiktionsrezeptionsadäquat. Die vermeintliche ontologische Festlegung, die sich in der Aussage *Sherlock ist ein Detektiv* ausdrückt, ist insofern zwar unproblematisch, weil die Aussage entweder *make-believe*-basiert keine Behauptung ausdrückt, oder *belief*-basiert als falsch einzustufen ist. Jedoch gehört es gerade zum Wesen von *make-believe*-basierten Äußerungen, dass sie im relevanten Kontext so behandelt werden, als seien sie wahre Behauptungen. Insofern ist die ontologische Festlegung normativ beschränkt ernst zu nehmen, namentlich dort, wo *make-believe* die adäquate Einstellung ist. Mit einem externen Blick auf diese normative Praxis, beispielsweise in philosophischen Untersuchungen zur Logik und Semantik inhaltsangebender Aussagen, lässt sich diese ontologische Festlegung eliminieren. Praxisintern jedoch ist die vermeintliche ontologische Festlegung wesentliches Merkmal des adäquaten Verhaltens, weshalb sie hier, beispielsweise in der literaturwissenschaftlichen hermeneutischen Arbeit, nicht eliminierbar ist. Es entspricht gerade der adäquaten Rezeptionshaltung, in diesem Kontext so zu sprechen, als gäbe es fiktive Entitäten und als hätten diese die vom Text zugeschriebenen Eigenschaften. Doch auch wenn diese Beschreibungen kontextintern adäquat und als wesentliches Merkmal der relevanten Praxis nicht eliminierbar sind, wäre es dennoch inadäquat, diese Sprechweisen zum Anlass zu nehmen, von der tatsächlichen Existenz des Fiktiven auszugehen. Dass wir in einigen Kontexten so reden, als gäbe es das Fiktive, und diese Äußerungen als wahr einstufen, ist ein normatives Phänomen. Wir verhalten uns so, weil dieses Verhalten sozialadäquat ist. Daraus folgt keineswegs, dass die vermeintlichen Referenzentitäten existieren.

Etwas komplizierter stellt sich die Erklärung scheinbarer ontologischer Festlegungen in werkexterner Rede dar. Auch hier wird *prima facie* über Fiktives quantifiziert, doch diese Äußerungen sind in der Regel kein Teil von *Make-Believe*-Einstellungen, wie man unschwer daran erkennen kann, dass sie nicht als überzeugungswidrig metarepräsentiert werden können. Doch mit Blick darauf, in welchen Kontexten diese Aussagen verwendet werden, wird auch hier deutlich, dass es sich nicht tatsächlich um ontologisch festgelegte Behauptungen über Fiktives handelt. Die natürlichen Kontexte für werkexterne Rede sind Beschreibungen des Aufbaus fiktionaler Werke und Beschreibungen ihrer *make-believe*-basierten Rezeptionspraxis. Werkexterne Aussagen haben damit in erster Linie die Funktion, adäquates Rezeptionsverhalten auszuzeichnen und zu erklären, durch welche Eigenschaften fiktionaler Texte es beeinflusst wird. Es handelt sich also letztlich nicht um Beschreibungen des Fiktiven, sondern der Institution Fiktion. Eine Aussage wie *Jede Fiktion hat einen fiktiven Erzähler* gibt ihren typischen Verwendungen nach einerseits an, wie fiktionale Texte aufgebaut sind und andererseits, wie diese rezipiert werden und werden sollen. Der pragmatische Gehalt solcher Aussagen ist frei von ontologischen Festlegungen auf fiktive Entitäten.

Das Prinzip der ontologischen Festlegung muss insofern die normative Kontextabhängigkeit bestimmter Aussagen berücksichtigen: Es dürfen nicht *adäquate* Sprechweisen mit *wahren* Aussagen im Sinne einer Korrespondenztheorie verwechselt werden. Manche Quantifikationen sind völlig adäquat und können innerhalb des Kontexts etablierter Praktiken nicht sinnvoll aufgegeben werden. Sie gelten normativ beschränkt als wahr. Dass wir über nichtexistente fiktive Entitäten reden, ist kein Problem, das wegerklärt werden muss, es ist eine wesentliche Eigenschaft der Fiktionsinstitution. Bezüglich inhaltsangebender Aussagen zu sagen, in Wirklichkeit sei dort immer etwas anderes behauptet, was die Existenz des Fiktiven nicht voraussetzt, oder sie würden tatsächlich auf fiktive Entitäten bezogen sein, missversteht die Institution völlig. Beide Strategien schießen an dem eigentlichen Phänomen vorbei und negieren schließlich die Fiktionsinstitution, indem sie ihre wesentlichen Eigenschaften verneinen. Die Existenz des Nichtexistenten vorauszusetzen ist wesentlicher Teil der Fiktionsinstitution! Alle anderen Sprechweisen, werkinterne wie werkexterne, sind auf dieses Verhalten bezogen und können als Aufruf dazu oder Beschreibung dessen verstanden werden.

Fiktive Entitäten gibt es nicht. Sherlock Holmes gab es nicht, bevor Doyle über ihn geschrieben hat, und danach gibt es ihn noch immer nicht. Hierin erschöpft sich die Ontologie fiktiver Entitäten: Sie existieren nicht. Dass wir uns dennoch insbesondere

sprachlich so verhalten, als gäbe es sie, ist zentraler Bestandteil der Fiktionsinstitution und damit der Praxis, auf die sich Autoren intentional richten, wenn sie Texte schreiben.

# VI Quellen


Adams, Robert M. (1974) „Theories of Actuality“ in *Noûs* (8:3) S. 211–231.

Aristoteles (Meta. 1) *Metaphysik I–VI, Griechisch–Deutsch* (1978) Übers. Hermann Bonitz. Hrsg. Horst Seidl. Hamburg: Meiner.

Austin, J. L. (1962) *How to do Things with Words. The William James Lectures delivered at Harvard University 1955*. Oxford: Clarendon Press.

Baker, Alan (2013) „Simplicity“ in *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. Hrsg. Edward N. Zalta. http://plato.stanford.edu/archives/fall2013/entries/simplicity/.

Barthes, Roland (1967) „The Death of the Author“ in *Aspen* (5-6) keine Paginierung.

Berto, Francesco (2011) „Modal Meinongianism and Fiction: The Best of Three Worlds“ in *Philosophical Studies* (152) S. 313–334.

Beyer, Christian (2004) „Fiktionale Rede“ in *Semantik und Ontologie. Beiträge zur philosophischen Forschung*. Hrsg. Mark Siebel und Mark Textor. Frankfurt: Ontos. S. 169–184.

Boukema, Harm (2007) „Russell, Meinong and the Origin of the Theory of Descriptions“ in *Russell: The Journal of Bertrand Russell Studies* (27) S. 41–72.

Brandt, Stephan A. und Lawrence W. Stark (1997) „Spontaneous Eye Movements During Visual Imagery Reflect the Content of the Visual Scene“ in *Journal of Cognitive Neuroscience* (9:1) S. 27–38.

Brock, Stuart (2002) „Fictionalism about Fictional Characters“ in *Noûs* (36:1) S. 1–21.

Campbell, Joseph W. (2010) *Getting it Wrong: Ten of the Greatest Misreported Stories in American Journalism*. Berkeley: University of California Press.

Castañeda, Hector-Neri (1979) „Fiction and Reality: Their Fundamental Connections. An Essay on the Ontology of Total Experience“ in *Poetics* (8) S. 31–62.

Choi, Sungho und Michael Fara (2014) „Dispositions“ in *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. Hrsg. Edward N. Zalta. http://plato.stanford.edu/archives/-spr2014/entries/dispositions/.

Clark, Ralph W. (1980) „Fictional Entities: Talking About Them and Having Feelings About Them“ in *Philosophical Studies* (38) S. 341–349.

Cohn, Dorrit (1990) „Signposts of Fictionality: A Narratological Perspective“ in *Poetics Today* (11:4) S. 775–804.

Currie, Gregory (1982) „A Note on Realism“ in *Philosophy of Science* (49:2) S. 263–267.

Currie, Gregory (1985) „What is Fiction?“ in *Journal of Aesthetics and Art Criticism* (43:4) S. 385–392.

Currie, Gregory (1990) *The Nature of Fiction*. Cambridge: Cambridge UP.

Currie, Gregory und Anna Ichino (2013) „Imagination and Make-Believe“ in *The Routledge Companion to Aesthetics*. 3. Auflage. Hrsg. B. Gaut. S. 320–330.

Davies, David (2007) *Aesthetics and Literature*. London: Continuum.

Dolězel, Lubomír (1998) *Heterocosmica. Fiction and Possible Worlds*. Baltimore: Johns Hopkins UP.

Donnellan, Keith S. (1974) „Speaking of Nothing“ in *The Philosophical Review* (83:1) S. 3–31.

Everett, Anthony (2013) *The Nonexistent*. Oxford: Oxford UP.

Everett, Anthony (2014) „Talking about Hamlet“ in *Journal of Literary Theory* (8:2) S. 219–233.

Everett, Hugh III (1957) „Relative State Formulation of Quantum Mechanics“ in *Review of Modern Physics* (29) S. 454–462.

Fine, Kit (1982) „The Problem of Non-Existents. I. Internalism“ in *Topoi* (1) S. 97–140.

Friend, Stacie (2008) „Imagining Fact and Fiction“ in *New Waves in Aesthetics*. Hrsg. Kathleen Stock und Katherine Thomson-Jones. Basingstoke: Palgrave Macmillan. S. 150–169.

Gabriel, Gottfried (1975) *Fiktion und Wahrheit: Eine semantische Theorie der Literatur*. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.

Gabriel, Gottfried (1979) „Fiction – A Semantic Approach“ in *Poetics* (8) S. 245–255.

Gendler, Tamar (2013) „Imagination“ in *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. Hrsg. Edward N. Zalta. http://plato.stanford.edu/archives/fall2013/entries/imagination/.

Genette, Gérard (1972) *Figures III*. Paris: Éditions du Seuile.

Gertken, Jan und Tilmann Köppe (2009) „Fiktionalität“ in *Grenzen der Literatur: Zu Begriff und Phänomen des Literarischen*. Hrsg. Simone Winko, Fotis Jannidis und Gerhard Lauer. Berlin: De Gruyter. S. 228–266.

Glanzberg, Michael (2014) „Truth“ in *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. Hrsg. Edward N. Zalta. http://plato.stanford.edu/archives/fall2014/entries/truth/.

Goldman, Alvin (2006) *Simulating Minds: The Philosophy, Psychology, and Neuroscience of Mindreading*. Oxford: Oxford UP.

Grice, Paul (1969) „Utterer’s Meaning and Intentions“ in *Philosophical Review* (78) S. 147–177.

Hamburger, Käte (1957) *Die Logik der Dichtung*. Stuttgart: Klett.

Hamburger, Käte (1968) *Die Logik der Dichtung*. 2. stark veränderte Auflage. Stuttgart: Klett.

Heintz, John (1979) „Reference and Inference in Fiction“ in *Poetics* (8) S. 85–99.

Hempfer, Klaus W. (1990) „Zu einigen Problemen einer Fiktionstheorie“ in *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* (100) S. 109–137.

Hennig, Boris (2008) „What is Formal Ontology“ in *Applied Ontology. An Introduction*. Hrsg. Katherine Munn, Barry Smith. Frankfurt: Ontos. S. 39–56.

Hofweber, Thomas (2014) „Logic and Ontology“ in *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. Hrsg. Edward N. Zalta. http://plato.stanford.edu/archives/fall2014 /entries/logic-ontology/.

Howell, Robert (1979) „Fictional Objects: How They Are and How They Aren’t“ in *Poetics* (8) S. 129–177.

Hume, David (1978) *A Treatise of Human Nature*. Hrsg. L. A. Selby-Bigge. Oxford: Clarendon Press.

Inwagen, Peter van (1977) „Creatures of Fiction“ in *American Philosophical Quarterly* (14:4) S. 299–308.

Inwagen, Peter van (1983) „Fiction and Metaphysics“ in *Philosophy and Literature* (7:1) S. 67–77.

Inwagen, Peter van (2003) „Existence, Ontological Commitment, and Fictional Entities“ in *The Oxford Handbook of Metaphysics*. Hrsg. Michael J. Loux und Dean W. Zimmerman. Oxford: Oxford UP. S. 131–157.

Inwagen, Peter van (2009) „Being, Existence, and Ontological Commitment“ in *Metametaphysics. New Essays on the Foundations of Ontology*. Hrsg. David Chalmers, David Manley, Ryan Wasserman. Oxford: Oxford UP. S. 472–506.

Jacquette, Dale (1996) *Meinongian Logic. The Semantics of Existence and Nonexistence*. Berlin: De Gruyter.

Jacquette, Dale (2009) „Meditations on Meinong's Golden Mountain“ in *Russell vs. Meinong: The Legacy of On Denoting*. Hrsg. Nicholas Griffin und Dale Jacquette. New York: Routledge. S. 169–203.

Jannidis, Fotis, Gerhard Lauer, Matías Martínez und Simone Winko (1999) *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*. Tübingen: Niemeyer.

Jansen, Ludger (2008) „Classifications“ in *Applied Ontology. An Introduction*. Hrsg. Katherine Munn, Barry Smith. Frankfurt: Ontos. S. 159–172.

Kaplan, David (1973) „Bob and Carol and Ted and Alice“ in *Approaches to Natural Language*. Hrsg. K.J.I. Hintikka, P. Suppes und J.M.E. Moravecsik. Dordrecht: Reidel. S. 490–518.

Klauk, Tobias (2014a) „Fiktion und Modallogik“ in *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hrsg. Tobias Klauk und Tilmann Köppe. Berlin: De Gruyter. S. 255–273.

Klauk, Tobias (2014b) „Zalta on Encoding Fictional Properties“ in *Journal of Literary Theory* (8:2) S. 234–256.

Köppe, Tilmann und Tom Kindt (2011) „Unreliable Narration With a Narrator and Without“ in *Journal of Literary Theory* (5:1) S. 81–93.

Köppe, Tilmann und Jan Stühring (2011) „Against Pan-Narrator Theories“ in *Journal of Literary Semantics* (40) S. 59–80.

Köppe, Tilmann (2014) „Die Institution Fiktionalität“ in *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hrsg. Tobias Klauk und Tilmann Köppe. Berlin: De Gruyter. S. 35–49.

Kripke, Saul A. (1963) „Semantical Considerations on Modal Logics“ in *Acta Philosophica Fennica* (16) S. 83–94.

Kripke, Saul A. (1972) *Naming and Necessity*. Cambridge: Harvard UP.

Kripke, Saul A. (1973) Manuskript zu *Reference and Existence: The John Locke Lectures.* Unveröffentlicht.

Kripke, Saul A. (2013) *Reference and Existence: The John Locke Lectures* (1973) Oxford: Oxford UP.

Künne, Wolfgang (2007) „Fiktion ohne fiktive Gegenstände: Prolegomenon zu einer Fregeanischen Theorie der Fiktion“ in *Fiktion, Wahrheit, Wirklichkeit. Philosophische Grundlagen der Literaturtheorie*. Hrsg. Maria E. Reicher. Paderborn: Mentis. S. 54–72.

Lamarque, Peter und Stein Haugom Olsen (1994) *Truth, Fiction and Literature. A Philosophical Perspective*. Oxford: Clarendon Press/Oxford UP.

Lambert, Karel (1997) *Free Logics: Their Foundations, Character, and Some Applications Thereof*. Sankt Augustin: Academia Verlag.

Leslie, Alan (1987) „Pretense and Representation: The Origins of ‘Theory of Mind’“ in *Psychological Review* (94:4) S. 412–426.

Leslie, Alan (1994) „*Pretending* and *believing*: issues in the theory ToMM“ in *Cognition* (50) S. 211–238.

Lewis, David (1968) „Counterpart Theory and Quantified Modal Logic“ in *Journal of Philosophy* (65) S. 113–126.

Lewis, David (1973) *Counterfactuals*. Cambridge: Harvard UP.

Lewis, David (1978) „Truth in Fiction“ in *American Philosophical Quarterly* (15:1) S. 37–46.

Liao, Shen-Yhi und Tamar Gendler (2011) „Pretense and Imagination“ in *WIREs Cognitive Science* (2) S. 79–94.

Lillard, A. (1994) „Making sense of pretense“ in *Children's early understanding of mind: origins and development*. Hrsg. C. Lewis und P. Mitchell. Hillsdale: Lawrence Erlbaum Associates. S. 211–234.

Lycan, William G. (2008) *Philosophy of Language: a Contemporary Introduction*. 2. Auflage. New York: Routledge.

Mally, Ernst (1912) „Gegenstandstheoretische Grundlagen der Logik und Logistik“ Supplement zu *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* (148).

Mann, Thomas (1924) *Der Zauberberg*. Erster Band. Berlin: S. Fischer.

Martínez, Matías und Michael Scheffel (2012) *Einführung in die Erzähltheorie*. 9. Auflage. München: C.H. Beck.

McKay, Thomas und Michael Nelson (2014) „Propositional Attitude Reports“ in *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. Hrsg. Edward N. Zalta. http://plato.stanford.edu/archives/spr2014/entries/prop-attitude-reports/.

Meinong, Alexius (1904) „Über Gegenstandstheorie“ in *Abhandlungen zur Erkenntnistheorie und Gegenstandstheorie*. Band 2 der Alexius Meinong Gesamtausgabe (1971) Hrsg. Rudolf Haller, Rudolf Kindinger und Roderick M. Chisholm. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt. S. 481–535.

Meinong, Alexius (1915) *Über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit: Beiträge zur Gegenstandstheorie und Erkenntnistheorie*. Band 6 der Alexius Meinong Gesamtausgabe (1972) Hrsg. Rudolf Haller, Rudolf Kindinger und Roderick M. Chisholm. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt.

Mill, John Stuart (1843) *A System of Logic, Ratiocinative and Inductive, Being a Connected View of the Principles of Evidence, and the Methods of Scientific Investigation*. Band 1. London: John W. Parker, West Strand.

Miller, Alexander (2014) „Realism“ in *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. Hrsg. Edward N. Zalta. http://plato.stanford.edu/archives/win2014/entries/realism/.

Nelson, Michael (2012) „Existence“ in *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. Hrsg. Edward N. Zalta. http://plato.stanford.edu/archives/win2012/entries/existence/.

Nichols, Shaun und Stephen Stich (2000) „A Cognitive Theory of Pretense“ in *Cognition* (74) S. 114–147.

Nigel, Thomas J. T. (2014) „Mental Imagery“ in *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. Hrsg. Edward N. Zalta. http://plato.stanford.edu/archives/fall2014/entries/mental-imagery/.

O’Craven, K. M. und N. Kanwisher (2000) „Mental Imagery of Faces and Places Activates Corresponding Stimulus-Specific Brain Regions“ in *Journal of Cognitive Neuroscience* (12:6) S. 1013–1023.

Ondák, Roman (2012) *Observations*. Köln: Walther König.

Parsons, Terence (1975) „A Meinongian Analysis of Fictional Objects“ in *Grazer Philosophische Studien* (1) S. 73–86.

Parsons, Terence (1980) *Nonexistent Objects*. New Haven: Yale UP.

Pavel, Thomas G. (1986) *Fictional Worlds*. Cambridge: Harvard UP.

Plantinga, Alvin (1974) *The Nature of Necessity*. Oxford: Oxford UP.

Priest, Graham (2001) *An Introduction to Non-Classical Logic. From If to Is*. 2. Auflage. Cambridge: Cambridge UP.

Priest, Graham (2005) *Towards Non-Being. The Logic and Metaphysics of Intentionality*. Oxford: Oxford UP.

Proudfoot, Diane (2006) „Possible Worlds Semantics and Fiction“ in *Journal of Philosophical Logic* (35) S. 9–40.

Pylyshyn, Z. W. (1978) „When is Attribution of Beliefs Justified?“ in *The Behavioral and Brain Sciences* (1) S. 592–593.

Quine, Willard Van Orman (1953) „On What There Is“ in *From a Logical Point of View: 9 Logico-Philosophical Essays*. Cambridge: Harvard UP. S. 1–19.

Quine, Willard Van Orman (1966a) „A Logistical Approach to the Ontological Problem“ in *The Way of Paradox and Other Essays*. New York: Random House. S. 197–202.

Quine, Willard Van Orman (1966b) „On Carnap’s Views on Ontology“ in *The Way of Paradox and Other Essays*. New York: Random House. S. 203–211.

Rakoczy, Hannes, Michael Tomasello und Tricia Striano (2004) „Young Children Know That Trying Is Not Pretending: A Test of the ‘Behaving-As-If’ Construal of Children’s Early Concept of Pretense“ in *Developmental Psychology* (40:3) S. 388–399.

Rami, Dolf (2014) „Apparent Generalisations about Fictional Characters“ in *Journal of Literary Theory* (8:2) S. 270–292.

Rapaport, William J. (1978) „Meinongian Theories and a Russellian Paradox“ in *Noûs* (12:2) S. 153–180.

Reicher, Maria E. (2010) „The Ontology of Fictional Characters“ in *Characters in Fictional Worlds*. Hrsg. Jens Eder, Fotis Jannidis und Ralf Schneider. Berlin: De Gruyter. S. 111–133.

Reicher, Maria E. (2014) „Ontologie fiktiver Gegenstände“ in *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hrsg. Tobias Klauk und Tilmann Köppe. Berlin: De Gruyter. S. 159–189.

Ronen, Ruth (1994) *Possible Worlds in Literary Theory*. Cambridge: Cambridge UP.

Routley, Richard (1980) *Exploring Meinong's Jungle and Beyond*. Canberra: Australian National University.

Ryan, Marie-Laure (1981) „The Pragmatics of Personal and Impersonal Fiction“ in *Poetics* (10) S. 517–539.

Ryan, Marie-Laure (1991) *Possible Worlds, Artificial Intelligence, and Narrative Theory*. Bloomington: Indiana UP.

Ryle, Gilbert (1933) „Imaginary Objects“ in *Proceedings of the Aristotelian Society, Supplementary Volumes* (12) S. 18–70.

Ryle, Gilbert (1949) *The Concept of Mind*. Chicago: The University of Chicago Press.

Russell, Bertrand (1903) *Principles of Mathematics* (2010) London: Routledge.

Russell, Bertrand (1905a) „On Denoting“ in *Mind* (14:56) S. 479–493.

Russell, Bertrand (1905b) „Critical Notices“ in *Mind* (14:56) S. 530–538.

Sainsbury, Richard M. (2005) *Reference without Referents*. Oxford: Oxford UP.

Sainsbury, Richard M. (2010) *Fiction and Fictionalism*. London: Routledge.

Salmon, Nathan (1998) „Nonexistence“ in *Noûs* (32:3) S. 277–319.

Sartre, Jean Paul (1940) *The Psychology of Imagination* (1991) New York: Carol Publishing Group.

Schear, Jospeh K. (2013) Hrsg. *Mind, Reason, and Being-In-The-World. The McDowell-Dreyfus Debate*. London: Routledge.

Schiffer, Stephen (1996) „Language-Created Language-Independent Entities“ in *Philosophical Topics* (24:1) S. 149–167.

Schmid, Wolf (2005) *Elemente der Narratologie*. Berlin: De Gruyter.

Schnieder, Benjamin und Tatjana Solodkoff (2009) „In Defense of Fictional Realism“ in *The Philosophical Quaterly* (59) S. 138–149.

Schwitzgebel, Eric (2014) „Belief“ in *The Stanford Encyclopedia of Philosophy. Hrsg.* Edward N. Zalta. http://plato.stanford.edu/archives/spr2014/entries/belief/.

Searle, John R. (1975) „The Logical Status of Fictional Discourse“ in *New Literary History* (6:2) S. 319–332.

Searle, John R. (1979) *Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts*. Cambridge: Cambridge UP.

Searle, John R. (1995) *The Construction of Social Reality*. New York: Simon and Schuster.

Searle, John R. (2010) *Making the Social World. The Structure of Human Civilization*. Oxford: Oxford UP.

Sidney, Sir Philip (1595) „The Defence of Poesy“ in *Renaissance Literature. An Anthology* (2003) Hrsg. Michael Payne, John Hunter. Oxford: Blackwell. S. 501–527

Smith, Janet Farrell (1985) „The Russell-Meinong Debate“ in *Philosophy and Phenomenological Research* (45:3) S. 305–350.

Spoerhase, Carlos (2007) „Hypothetischer Intentionalismus. Rekonstruktion und Kritik“ in *Journal of Literary Theory* (1) S. 80–109.

Spivey, Michael J, Daniel C. Richardson, Melinda J. Tyler und Ezekiel E. Young (2000) „Eye Movements During Comprehension of Spoken Scene Descriptions“ in *Proceedings of the Tewenty-second Annual Meeting of the Cognitive Science Society*. Erlbaum: Mahaw. S. 487–492.

Stevenson, Leslie (2003) „Twelve Conceptions of Imagination“ in *British Journal of Aesthetics* (43:3) S. 238–259.

Thomasson, Amie L. (1999) *Fiction and Metaphysics*. Cambridge: Cambridge UP.

Thomasson, Amie L. (2003a) „Fictional Characters and Literary Practices“ in *British Journal of Aesthetics* (43:3) S. 138–157.

Thomasson, Amie L. (2003b) „Speaking of Fictional Characters“ in *Dialectica* (57:2) S. 205–223.

Tolstoi, Lev N. (1878) *Anna Karenina*. Übersetzt und kommentiert von Rosemarie Tietze (2009). München: Hanser.

Vaidman, Lev (2014) „Many-Worlds Interpretation of Quantum Mechanics“ in *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. Hrsg. Edward N. Zalta. http://plato.stanford.edu/archives/spr2014/entries/qm-manyworlds/.

Velleman, D. (2000) „The Aim of Believe“ in *The Possibility of Practical Reason*. Oxford: Oxford UP. S. 170–199.

Walton, Kendall L. (1978) „Fearing Fictions“ in *The Journal of Philosophy* (75:1) S. 5–27.

Walton, Kendall L. (1990) *Mimesis as Make-Believe: On the Foundations of the Representational Arts*. Cambridge: Harvard UP.

Werner, Christiana (2013) „Making the Fictional World. Fiktionale Äußerungen als deklarative Sprechakte“ in *Fiktion, Wahrheit, Interpretation. Philologische und philosophische Perspektiven*. Hrsg. Jürgen Daiber, Eva-Maria Konrad, Thomas Petraschka und Hans Rott. Paderborn: Mentis. S. 171–187.

Werner, Christiana (2014) „Just My Imagination? – Creation for Creationists“ in *Journal of Literary Theory* (8:2) S. 323–342.

Werner, Jan C. (2014) „Fiktion, Wahrheit, Referenz“ in *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hrsg. Tobias Klauk und Tilmann Köppe. Berlin: De Gruyter. S. 125–158.

White, Alan R. (1988) „Imagining and Pretending“ in *Philosophical Investigations* (11:4) S. 300–314.

Wimsatt, W. K. und M. C. Beardsley (1946) „The Intentional Fallacy“ in *The Sewanee Review* (54:3) S. 468–488.

Zalta, E. N. (1983) *Abstract Objects: An Introduction to Axiomatic Metaphysics*. Dordrecht: Reidel.

Zipfel, Frank (2001) *Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft*. Berlin: Schmidt.

Zymner, Rüdiger (2014) „Evolutionäre Psychologie der Fiktionalität“ in *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hrsg. Tobias Klauk und Tilmann Köppe. Berlin: De Gruyter. S. 277–297.

## Eidesstattliche Erklärung

Hiermit versichere ich an Eides statt, dass ich die eingereichte Dissertation *Zur Ontologie fiktiver Entitäten und ihrer Beschreibung in der Fiktionstheorie und Literaturwissenschaft* selbständig und ohne unerlaubte Hilfe verfasst habe. Anderer als der von mir angegebenen Hilfsmittel und Schriften habe ich mich nicht bedient. Alle wörtlich oder sinngemäß den Schriften anderer Autorinnen oder Autoren entnommenen Stellen habe ich kenntlich gemacht. Die Abhandlung ist noch nicht veröffentlicht worden und noch nicht Gegenstand eines Promotionsverfahrens gewesen.

Adrian Bruhns Göttingen den 21.3.2016